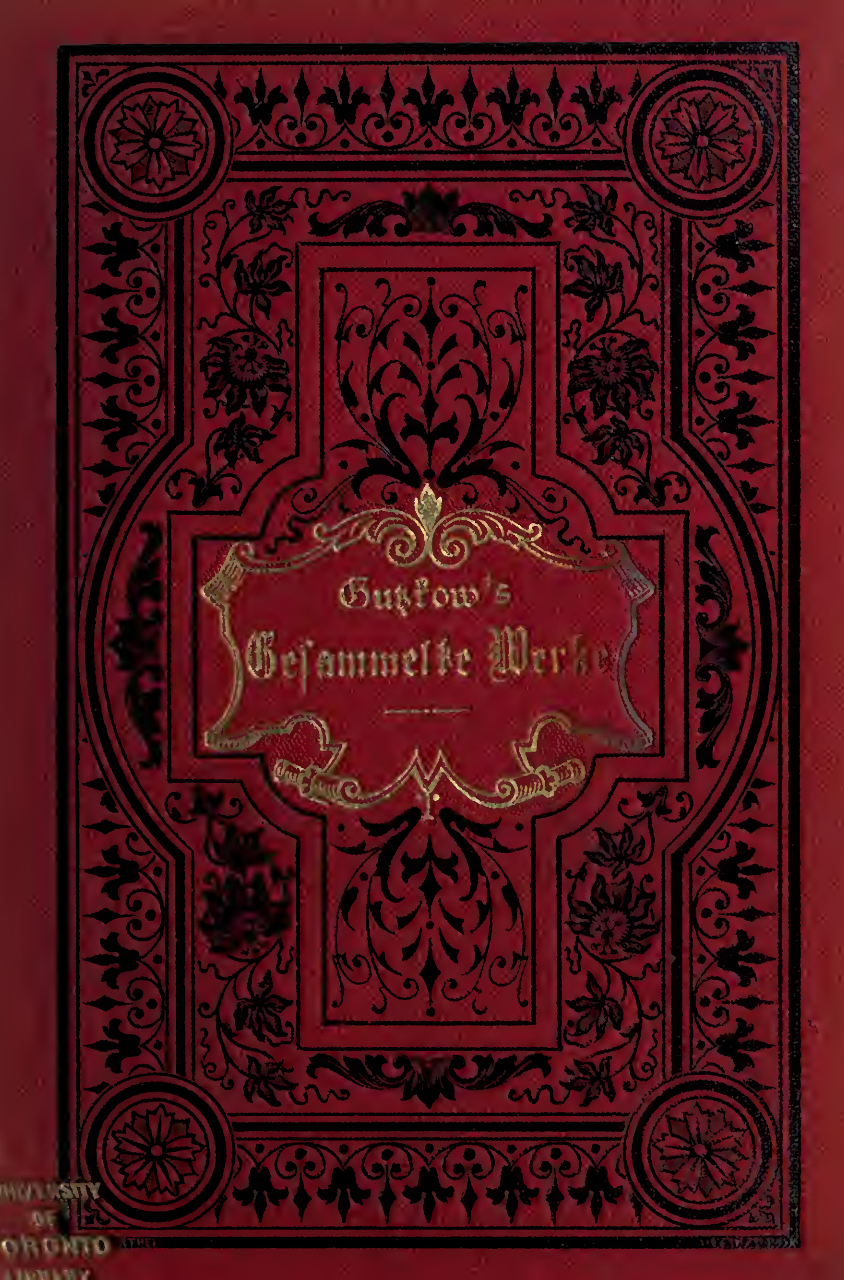

Gutzkow's
Gesammelte Werke

Gesammelte Werke

von

Karl Gutzkow.

Zweite, wohlfeile Ausgabe.

Erste Serie.

Elfter Band.

Reiseeindrücke aus Deutschland, der Schweiz, Holland und Italien. (1832—1873.)



Jena,

Hermann Costenoble.

Verlagsbuchhandlung.

Reiseeindrücke

aus

Deutschland, der Schweiz, Holland und Italien.

(1832—1873.)

Von

Karl Gutzkow.

Dritte Auflage.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Der jüngste Anacharsis.

Reisebriefe an zwei Schwestern in Stuttgart.
(1832.)

Erster Brief.

Nürnberg, den 9. April 1832 Vormittags.

Wenn die beiden Sterne an meinem Stuttgarter Lebenshimmel seither nie die gleiche Bahn verfolgten und sich gerade dann am meisten durchschnitten, wenn sie vorgaben, im Kerne eines und desselben Mittelpunktes zu sein, so hat jetzt der Zufall vereint, was sonst nicht einmal der Wille binden konnte. Oder können Sie nicht entscheiden, ob ich meinen Ausflug eine Reise aus der Heimath oder eine in die Heimath sein lasse? Wußten Sie doch nie, wie die Hirten vom Mädchen aus der Fremde, von wo ich kam, folglich können Sie auch jetzt nicht wissen, wohin ich gehe, überhaupt ob ich abgereist bin, weil ich einmal dort ankam, oder ob ich abgereist bin, weil ich wiederkomme.

Sie wissen, daß das Leben eine Reise ist. Daß also auch umgekehrt die Reise dem Leben gleicht. Sie wissen, daß der Aufgang der Sonne schöner ist, als der Untergang; denn kann nicht die Hoffnung auf ihre morgende Wiederkehr auf Täuschung beruhen, kann sie wirklich nicht einmal ausbleiben? Keine Reise ist uninteressanter, als die in die Heimath, weil

nichts gewisser ist, als daß man sie wiederfindet, weil die stürmende See einen höhern poetischen Reiz hat, als der ruhige Hafen. Die Portugiesen wissen das längst und nennen die Spitze Afrikas nur dann das Vorgebirge der guten Hoffnung, wenn sie nach Indien segeln, dann aber das stürmische, wenn sie heimkehren. Wenn eine Reisebeschreibung drei Bände enthält, so finden Sie in den beiden ersten die Hin-, im letzten die Herreise.

Gesetzt nun auch, ich reiste wirklich nach Scythien zurück, in die unwirthbaren Steppen meines Vaterlandes, so sage ich es Ihnen nicht, weil ich für meine Schicksale Ihrer gütigen Aufmerksamkeit bedarf.

Es wird Ihnen noch bekannt sein, daß ich Ihre schwesterliche Einheit gern in zwei Theile sonderte. Den einen, den dunkellockigen, schwarzäugigen, nannte ich die Malerische, den andern, den blondlockigen, blauäugigen, die Poetische. Zwar klagten Sie darüber und wollten nicht nach Facultäten unterschieden sein, aber jetzt beweise ich Ihnen die Richtigkeit meiner Unterscheidung durch die Frage über meine Heimkehr. Denn ich sehe es ja, schöne Louise, schon haben Sie den Homer in der Hand und deuten triumphirend auf die Odyssee, worin alles poetische Interesse in des göttlichen Dulders langer, irrseliger Heimfahrt liegt. Aber haben Sie denn jene Fastenpredigt vergessen, die ich jüngst über die Verhältnisse der Poesie und Polizei in Ihrer holdseligen Nähe vortrug? Sprach ich in jener nicht darin meine gesetzmäßige Gesinnung mit einem unerhörten Grade von Freimuth aus, daß ich keinen Anstand nahm, für unsere Zeit Dasjenige auch als unpoetisch zu erklären, was den Gesetzen der bürgerlichen Ordnung und des civilisirten Anstandes entgegenhandle? Bewies ich nicht, daß in den goldenen Saiten der Lyra die Leiden irrender Helden nur zu einer Zeit klingen konnten, wo man sich den kundigen Dienern der Fürstlich Turn- und Taxisschen Postexpedition noch nicht anvertrauen konnte? Daß unsere bekannten Wanderlieder für uns wahre Vagabundenlieder sein mußten und daß die Handwerksbursche dann anfangen poetisch zu sein, wenn sie ihr Wanderbuch verlieren? O Sie wissen das Alles noch! Sie sehen also ein, daß von einem poeti-

schen Schimmer, der sonst über Rückfahrten ausgegossen war, in einer Zeit nicht mehr die Rede sein kann, wo man für 25 Meilen 13 fl. 30 kr. Postgeld zahlt, wo man präcis um sechs Uhr sich im Postgebäude einfinden muß und dem Postillon selbst dann nichts geben darf, „wenn er sich mit Höflichkeit ein kleines Geschenk erbittet".

Historisch geben Sie mir Recht, aber das Poetische wollen Sie geltend machen, wollen Gründe für das Unpoetische der Heimfahrten. Freilich, meine Theure, ist eine Reise episch, aber eine Reise im Eilwagen ist lyrisch-episch. Denken Sie doch an Pindar. Worin lag für uns der Zauber seiner Gesänge? Im Pomp der Worte? In den kühnen Fügungen und Bildern? In der erhabenen Salbung der Andacht und des Gebetes? Gewiß nicht. Pindar war uns schön, weil er beschrieb, während er zu empfinden schien; weil er erzählte, während man den Strom seines Herzens rinnen zu hören glaubte. Durch eine Täuschung ist Pindar groß; er giebt vor, Lyriker zu sein, und dichtet nur Epen. Er beginnt, bricht plötzlich ab, und hat doch nichts vergessen; er deutet an, und hat Alles gesagt. Wir sehen Helden wie die Sonne aufgehen, das mußten wir erfahren; daß sie wie jene auch untergehen würden, wissen wir ja leider auch ohne den Dichter. Sondern Sie also meine Heimath — nicht von den duftigen Thälern und Rebenhügeln, durch die ich seither in so schönen, holden Tagen mit Ihnen lustwandelte, wie jene beiden im Paradiese!

Aber auch Sie, süße Auguste, werden mir Beifall winken; denn Sie haben von vornherein mit mir dieselbe Meinung, weil Sie die Malerische sind. Würden Sie je den Titanenkampf so darstellen, daß die Riesen schon sogleich auf der Spitze des zusammengethürmten Pelion und Ossa thronten, und nicht vielmehr so, daß sie ihn erst zusammentrügen? Wer ist schöner, jener Christus, der am nächsten Sonntag unter Palmen und Hosianna auf dem Füllen einer Eselin in Jerusalem einziehen wird, oder jener, der am zweiten Ostertage von seinem Auferstehungsorte nach Emmaus wandelt? Ich denke, der Erstere, der Revolutionair. Sie kennen David's berühmtes Gemälde, Napoleon's Uebergang über die Alpen.

Welcher Mißgriff, wenn der Künstler den Helden dorthin gestellt hätte, wo David wirklich einige Nebenfiguren angebracht hat, am schon niedersteigenden Ende des Berges! Nein, der Heros zeigt hinauf auf die steile Höhe, weil er wohl weiß, daß nur der bewundert wird, der die kommenden Schwierigkeiten vor sich steht und nicht erschrickt, nicht aber in gleichem Grade der, der sie schon überwunden hat. Alexander in Babylon — ein wehmüthiges Bild! Ich in Berlin — ich könnte mich selbst hassen!

Bis vor die Thore Nürnbergs habe ich Stuttgart ausgedehnt, habe mir da Rebenhügel hingedichtet, wo ich nur Sandsteppen fand, und nur zuweilen bin ich recht erschrocken und katholisch aufgefahren, wenn mir ein Marienbild vom Wege in den Schlag hereinsah und das Quadrat des Wagenfensters mit mystischem Lichte erhellte.

Zweiter Brief.

Nürnberg, den 9. April 1832 Nachmittags.

Schon in der Nähe Nürnbergs fühlte ich einen heftigen Schmerz um Kinn und Oberlippe. Langes Barthaar floß da hervor, wo bisher nur weicher Flaum am Winde geflattert hatte. Das Gesicht schrumpfte wie eine getrocknete Zwetsche zusammen, der Scheitel wurde kahl, und ein Sammtkäppchen vertrat die Stelle einer Perrücke. Sie erschrecken, ich erschrak auch. Aber der Schreck währte nicht lange, und ich beruhigte mich. Zu meinem Erstaunen erfuhr ich nämlich, daß jeder Fremde vor Nürnberg um drei Jahrhunderte historisch jünger, also biographisch um eben so viel Jahre älter werde, um gleichsam den in Nürnberg schlummernden Genius des Mittelalters nicht zu erzürnen. Und siehe da! kaum war ich in die Ringmauer eingetreten, so öffnete sich die alte Lorenzkirche, und in feierlichem Zuge wallfahrtete die deutsche Literatur im fünfzehnten Jahrhundert heraus. Güldne Ketten trugen die Herren um den Hals und hatten lange, weite Oberröcke am Leibe, an den Saumenden mit Pelz verbrämt, und trugen Kappen und das Haar à l'enfant

frisirt. Und einer hielt vorn am Zuge ein sonderbares Sinnbild, eine durchbrochene Kupferplatte, sah aus wie ein Irrgarten, das nannten sie den Poetensteig oder die Tabulatur und konnten es nicht ansehen, ohne zu beben, wie der Fromme vor der heiligen Monstranz. Jeder aber trug noch ein besonderes Symbol, womit er einen eigenthümlichen Meisterton, eine besondere Gesangsweise bezeichnen wollte. Der eine trug eine Harfe, der andere eine Zimmtröhre, ein dritter einen Strohhalm, dieser einen Fuchs, jener einen Vielfraß, und ein letzterer einen Pantoffel, je nachdem sie ihre Tonart benannt hatten. Dabei spielten sie mit den Fingern, zählten Längen und Kürzen, und thaten, als sei Apollo's göttlicher Dichterfunke über sie gekommen. Auf dem Marienplatz hielt der Zug, vor der Kirche unserer lieben Frauen, gerade dort, wo eine alte Sage über drei Jahrhunderte später ein Quarré von Marktbuden hinprophezeit, und wo sie im Jahre 1832 auch richtig stehen. Unzähliges Volk war versammelt. Endlich schmetterten Trompeten und oben auf der Altane über dem Eingang der Kirche trat Kaiser Maximilian hervor, umgeben von seinen Reisigen und Räthen, zur Linken Albrecht Dürer, zur Rechten Wilibald Pirkheimer. Der Kaiser zog ein Papier aus der Tasche und las allem Volk eine Abhandlung über den altdeutschen Kunstgeschmack, über die Sinnigkeit und Innigkeit der deutschen Malerei und Sculptur vor, gerade wie dergleichen nach Jahrhunderten von einem künstlerischen Dichter, Eduard von Schenk, in Schiller'sche Jamben übertragen und dem Dürer in Venedig in den Mund gelegt werden sollte, nach einer alten Weissagung, die schon in den ersten, aber von Tarquinius verbrannten sibyllinischen Büchern gestanden hat. Da hört' ich neben mir jemand wie ein Kind schluchzen, ich sah mich um und konnte nicht Herr meiner Sinne werden. Denn es war mir, als säß' ich im Hanauer Theater, wo ich zum ersten Mal ein Schauspiel, benannt „Hans Sachs", mit meinen Augen gesehen habe. Und der da weinete, wußt' ich doch nicht, war es Hans Sachs oder der Schauspieler, der ihn damals vorstellete, oder der Professor

Deinhardstein in Wien, der es gedichtet. Endlich erwacht' ich aus meinem Taumel.

Es war Mittag geworden; ich dachte an die sieben Kurfürsten, die einst aus Erz über dem Portal der Frauenkirche standen und eingeschmolzen und verkauft sind; an ein Kloster, woraus man eine Stallung für Dragonerpferde gemacht hat; an ein anderes, wo man jetzt auf Pfand leiht; an einen Thurm, in den man Närrische einsperrt; an den Begründer Nürnbergs, den Kaiser Nero. Denn von Nero ist der Name der Stadt herzuleiten, der sie vermuthlich deshalb aufbauen ließ, weil er Rom verbrannt hatte.

Dritter Brief.

Nürnberg, den 10. April 1832.

Haben Sie je von einem Theater in Nürnberg gehört? Für mich war die Nachricht neu, daß hier der Sitz einer stehenden (welcher Widerspruch!) Bühne sei. Durch Analogie und Deduction hatt' ich eine Dame, die mir bei Tische gestern zur Seite saß, vom Gegentheil zu überzeugen gesucht. Ich glaubte meinen Sieg errungen zu haben, als ich auf dem Theaterzettel die Ueberschrift las: „Interimstheater." Die Freude war nur kurz; denn ich wurde bald vom Sinne dieses Interim belehrt. Man wollte damit die einstweilige Benutzung eines fremden Locals bezeichnen, seitdem das alte baufällig und dem Einsturz nahe schien.

Das interimistische Theater liegt an der Pegnitz, an einem der am meisten poetischen Flüsse Deutschlands, an der Hippokrene des siebzehnten Jahrhunderts. Das Brettergerüst sah einer Menagerie ähnlich, wo man wilde Thiere zeigt. Gestern Abend gaben sie Fidelio. Sie wissen, ein Schelm giebt mehr, als er hat. Da Sie das Sujet der Oper nicht kennen, so kann ich darüber schon etwas weitläufig werden. Glauben Sie an musikalische Schönheitslinien, an Töne, die man mit Strichen, Wellen- und Spirallinien zeichnen kann? Der Name Fidelio klingt wie ein süßer Circumflex, aber der Inhalt des Stücks ist schauerlich, höchst schauerlich. Denken

Sie sich eine Welt voll nicht aufgelöster Dissonanz, feuchte Kerkerluft, kein Sonnenlicht, und in dieser Grabesnacht wachsen doch die rothen, feurigen Lilien des Zornes und der Liebe. Wir sehen den Raub der Freiheit und hören ein Machtgebot, das den, der ein freies Wort gewagt, tödtet. Nein, sie tödten ihn nicht, sie sind zu schwach, zu gemüthlich, sie lassen ihn langsam hinschmachten an vorenthaltener Nahrung. Man hat nicht den Muth, jemanden umzubringen, hält es sogar für einen schönen Herzenszug, den Gefürchteten nur in Ketten zu legen. Endlich wird die Freiheit nach königl. Befehl proclamirt, man betet zu Gott, Alle sind nun frei, und selbst die Tyrannen werden — aber habe ich Ihnen, schöne, schüchterne Louise, nicht an Eidesstatt geloben müssen, mich nie mit Politik zu befassen? Haben Sie mich in Stuttgart nicht immer nach der obern Stadt getrieben, wo die zahmen Leute wohnen, und die „Hügel"-parthei herrscht, und zurückgehalten von den Jakobinern in der untern Stadt? Habe ich nicht auf Ihr dringendes Ersuchen meinen Namen und das gefährliche Motto von der Subscriptionsliste des Rheinbayerschen Vereins gestrichen, und erklärt, daß ich für Deutschlands Einheit monatlich keine 24 Kreuzer gebe?

Lassen Sie uns von Nürnberger Tand sprechen, von der Darstellung des Fidelio, einer psychologischen Merkwürdigkeit. Der gestrige Abend und seine Einnahme war zum Benefiz der Prima Donna bestimmt. Das junge Mädchen sang so voll Rührung, ihr war so weh um's Herz, sie drückte so tief die Zunge an den Kehlkopf und die Hand so wonnevoll an's Herz! Als ein dankbares Publikum ihr die Ehre des Hervorrufens schenkte, sprach sie: „Die gütige Nachsicht, welche u. s. w., wird mich anfeuern, meine schwachen Kräfte u. s. w." In ihrer lyrischen Trunkenheit erlaubte sie sich die kühnsten Wortstellungen. Sie sieht Florestan, erkennt ihn, und ruft statt des prosaischen: Er ist es! das poetische cum licentia: Er es ist! Die wunderlichste, bizarrste Gestalt war Pizarro, vermuthlich der Principal der Gesellschaft. Entsetzlich war der Mann, nicht blos nach Noten: denn diese schrieb Beethoven vor; aber so blutgierig that er, wie ein Metzgerhund.

Wenn die Franzosen Marat auf die Bühne bringen, sollten sie sich diesen Mann verschreiben.

Das Innere des Theaters war eben auch interimistisch. Damen saßen zahlreich versammelt. Da muß ich mich über meinen sonderbaren Ideengang verwundern, über die Art, wie ich die Nürnbergerinnen ansahe. Sie erinnern sich wol noch der Unterhaltungen, die wir in vielen Stunden über den Philosophen und Arzt J. B. Erhard miteinander gepflogen haben. Auch damals, wie immer, halbirten Sie Ihre Gesinnungen, und überließen mir das schwierige Geschäft, einer Jeden von Ihnen Recht zu geben, eine Aufgabe, wo Wahrheitsliebe und Höflichkeit oft in arge Collision kommen. Wie ich mich damals ausdrückte, wollte der wunderliche Kauz Erhard, der später nach Berlin gekommen, die Tugend seiner Nürnberger Freundinnen nicht auf ihre Unschuld, sondern auf die Vernunft gründen. Durch Ueberzeugung wollte er zum Herzen kommen und seiner Geliebten keinen Kuß geben, den er nicht der ganzen Menschheit mit demselben Entzücken hätte auf den Mund drücken können. Sie, Auguste, als Malerische, nannten ihn einen Menschen, der, wie manche Leute, keine Farben, sondern nur die grauen Umrisse der Gestalten sehe, wahrhaft einen Steindruck mit schwarzem Schatten und weißem Lichte, einen Abdruck mit verkehrter Zeichnung. Sie aber, Louise, als Poetische, hielten sich daran, daß er, gleichviel für was? doch geschwärmt hätte; daß er doch von einem Dinge mit Entzücken gesprochen, von seiner Entzückungsunfähigkeit, und daß er gerade über die Kälte gegen die Menschen heiß wurde. Erhard war eine deutsche Uebersetzung Rousseau's, aber eine Vossische.

Zum Postscript folgende Denkblätter:

Die Frescomenschen.

In der Frescomalerei ist blau nicht blau; die Farben werden erst durch Uebergänge und Mischungen auf der Wand so, wie man sie hervorzubringen bezweckt.

Du glaubst einen Freund zu haben, und seine Gefälligkeiten sind nur die Einsätze, um größere Treffer bei dir zu gewinnen. Du achtest die fromme Entsagung jenes ernsten

Weisen, und ist sie mehr, als der verkalkte Egoismus eines Spötters? Der schwärmerische Blick dieses holden Weibes scheint dir der Zauber einer himmlischen Unschuld, und du ahnst nicht, daß unter ihm die sinnlichen Leidenschaften dich herausfordern? Was du für Liebe hältst, ist nur ein starker Reflex der Eitelkeit. Was dich als Treue entzückt, ist nur ein Schimmer, der aus dem Kreise der Gewöhnung herüberdämmert, oder gar ein Nachhall eines innern Grolles, daß die Treue von einem Dritten nicht auf die Probe gestellt wird.

Achte diese Menschen, so weit du darfst; denn ihr Leben ist ein ewiges Kunstwerk der Selbstbeherrschung! Aber fliehe sie, wenn sie auf dein Vertrauen wirken wollen! Ist das Grün vor allen die Farbe der Hoffnung, so denke an jene Gemälde, welche ich hier zum Vergleiche aufführte! Du suchst diese Farbe vergeblich auf ihnen; denn das Laub der Blätter, das Gras der Felder ist dort nur die Folge einer langwierigen Mischung von Reflexen, die zuletzt doch nur an den welkenden Herbst und den versengten Sommer, selten an den duftigen, keimenden Frühling erinnern.

Eine optische Täuschung in der Politik.

Wir wissen Alle, daß die Fixsterne keine Planeten sind, und müssen doch so oft hören, daß die politischen Fixsterne, die Parthei der Stabilen, keineswegs den unbedingten Stillstand liebt, sondern zu mäßigen Fortschritten und Concessionen geneigt ist. Man muß gestehen, daß diese Behauptung oft einen gewissen Schein von Wahrheit hat, sowie auch die Fixsterne eine scheinbare Veränderung ihres Ortes erleiden und das Ansehen haben, als durchliefen sie jährlich eine elliptische Bahn von nicht geringem Umfange.

Man braucht in diesem Falle nur die Ursachen der Täuschung am Firmamente aufzusuchen, um die ähnliche Erscheinung unserer Tage zu erklären. Unser Auge ist zu kurzsichtig, um jede Verwicklung der Schnelligkeit in ihre Theile zu zerlegen. Ein feuriges Phänomen ist oft längst an uns vorüber und wir sind noch geblendet von dem lichterlohen Schleppkleide, das ihm auf die Fersen folgte. Die Ereignisse nehmen ihren Lauf, in der Eile des Vorüberflugs

verwechseln wir die Rollen, welche die verschiedenen Partheien in ihnen spielen. Das ist der Proceß der berühmten Aberration des Lichtes. Das Licht, die entfesselte Vernunft, strömt in ungeheurer Schnelle von der Sonne aus über die Sterne und die Welten. Aber betrachten wir diesen Flug stehenden Fußes? Nein, wir folgen der Rotation der Erdachse und stehen in der Mitte der Ereignisse. Beide Bewegungen, die weltdurchströmende Weisheit und die Progression der Geschichte, brechen sich übereinander und der Punkt des Zusammenstoßes beider Schnelligkeiten ist dann ein ruhender Firstern, der dem schwachen Auge wie — fortgeschleudert erscheint. Ach, da wissen wir, wie die Hofzeitungen auszulegen sind, wenn sie von den aufrichtigen Absichten gewisser Leute sprechen.

Vierter Brief.

Baireuth, den 10. April 1832.

Diesen Brief an mein strahlendes, seefahrtlenkendes liebes Dioscurinnenpaar habe ich eigentlich nicht geschrieben, sondern nur gedacht. An jedes der unzähligen Felsenstücke, die zu beiden Seiten der soeben von mir befahrnen Straße aufgethürmt lagen, habe ich einen Buchstaben geschrieben. Die Tinte, in die ich meine Feder tauchte, war der Mondschein, die Feder mein einsamer, in die Klause meines Kopfes und des Postwagens verschlossener Gedanke. Wie ein hämmernder Gnom kam ich mir unter diesen Steinmassen vor, das Viergespann Ihrer schönen Augen bildete das Grubenlicht und die Gedanken, die ich zu Tage förderte, waren jene beschriebenen Felsen, deren Inhalt ich Ihnen nicht vorenthalten würde, wenn ich Runenschrift zu schreiben, Sie zu lesen verstünden. Lassen Sie mich noch einen Augenblick bei dieser Hieroglyphenschrift verweilen, wenigstens bei ihrem vollkommenen Extrem, dem niedlichen Sans pareil, das Ihnen jeder Druckerbursche erklären wird als die feinsten Perlenlettern, womit man auf Staatsschuldscheinen zu drucken pflegt, daß, wer sie nachzufälschen sich unterstünde, zu Festungs- und Karren-

strafe und zu Staupenschlag verdammt werde. Drum hab' ich auch von dem hiesigen Sans pareil und den andern Herrlichkeiten, durch welche Baireuth so berühmt geworden ist, nichts sehen können, und kann darüber nichts berichten. Nein! ich will offen sein: ich habe sie nicht sehen mögen. Ich liebe diese Monrepos, Fantaisies, Bellevues nicht mehr. Es gehören andere Menschen dazu, als wir jetzt sind. Denken Sie sich einen kleinen, dicken Mann, der mit seinem Puderkopfe einem beschneeten Bergkegel gleicht. Denken Sie sich ihn in einem fahlgrünen Leibrock mit langen Schößen und weiten Taschen, kurzen Aermeln und Manschetten und silbernen Knöpfen und unter'm Arm bemerken Sie gefälligst jenen steifleinenen Regenschirm, die Spitze nach vorn, den Stock nach hinten gekehrt. Treten Sie näher und untersuchen Sie den Glanz, der das rothwangige Antlitz überfirnißt! Thränen weint er, Thränen der Entzückung, daß der Mensch so klein, Gott so groß und die Natur so schön sei. Da saugt eine Biene in einem Blumenkelche: das sticht dem kleinen Auge des kleinen Mannes die Thränendrüse auf. In jede Blumenglocke hängt er den Schlägel irgend eines seiner diversen Gefühle und läutet damit, bis er vor Wehmuth zerfließt. Jetzt naht er sich einem Hügel. Hören Sie die Inschrift, die dort zu lesen ist: Es wird hier jedermann gebeten, die Berge und die Hügel nicht flach zu treten; so unhöflich wird doch niemand sein, und stecken gar die Felsen ein. Auf eine grünfarbige Bank setzt er sich und sieht hinein in des lieben Gottes liebe gedrechselte Natur, sieht zu seinen Füßen grünes Gras, Vergißmeinnicht, die lieben Blümlein an dem blauen Bach, der durch die Wiesen sich schlängelt, und auf diesen Wiesen die malerischen Gruppen der Viehheerden, und die Schäfer blasen auf der Flöte, und weiße Wolkenschäflein ziehen am Himmel, und unten springen die Lämmer zum Tanze, und die Hüte der Schäfer haben grüne Bänder, und der kleine Mann da oben weint noch immer und holt nun aus der Tasche Sulzer's Theorie, um auch die ihn jetzt bewegenden Gefühle der Schönheit, der Anmuth, der Erhabenheit zu unterscheiden. Diese Menschen sind nicht mehr. Mit ihnen ist der Geschmack an

solchen Geberden und Versailles-Anlagen ausgestorben.*) Dafür ein Denkblatt als Beilage!

Ein Fehler des Alters.

Ich war neunzehn Jahre alt, als ich mit einem Offizier, der zwar noch keine Compagnie befehligte, aber schon sechsunddreißig Jahre zählte, beim Schachspiel in Streit gerieth. Ich wollte Einiges in den Sprüngen des Königs und der Bauern nach neuerer Methode verändern, aber der Gegner sprang auf und rief mit grämlicher Miene: „Junger Mann, als an Sie noch nicht zu denken war, trug ich schon ein Port'épee. Was wollen Sie mit Ihren Neuerungen?"

Diese Anrede muß die Jugend so oft hören! Das Alter beruft sich nicht auf seine Erfahrung, sondern auf seine frühere Geburt. Ein Hofrath wirft sich in die Brust, daß er schon zweimal für einen Orden empfohlen war, als unsere Mütter sich noch vergeblich nach einem Mann umsahen. Ein Regierungspräsident sagt, daß er sich schon das zweite Haus gekauft habe, ehe wir Fibelschützen noch wußten, daß er sich nur noch zwei zu kaufen brauchte, um dann vier zu haben.

Die Berufung auf diese Anciennetätseinbildung erinnert an den Mythus von Abadir, den Stein, den Rhea dem Vater Saturn statt des Jupiter zu verschlingen gab. Als ihn Saturn wieder ausspie, empörte sich der Stein gegen den, den er hatte ersetzen sollen, er weigerte sich, das Regiment Jupiter's anzuerkennen, und berief sich auf die längere Weile, die er im Schooße — der Zeit zugebracht hatte. Jupiter hatte Mühe, ihn nach Delphi zu bringen, wo er den erzürnten, altklugen Stein fortwährend mit linderndem Oel zu begießen befahl.

---

*) Spätere Anmerkung. Der Geschmack hat sich sehr geändert. Ein deutscher König reist hin und her, um Siècle Louis Quatorze zu athmen, und Friedrich Pecht hat sich ganz in die Poesie des Rococo vertieft.

Fünfter Brief.

Mondenschein, den 10. April 1832 Nachts.

Schlagen Sie nur alle geographischen Handbücher von Büsching bis Cannabich nach, Sie werden den Ort, aus dem ich diesen Brief datire, nicht finden. Ich kenne die Gegend nicht, in der ich jetzt bin, und nenne sie einfach nach dem, wovon sie beleuchtet wird. So nimmt man ja auch in der Philosophie die Erscheinung der Dinge für ihr Wesen und setzt innerhalb der Gesellschaft den Ruf an die Stelle der Tugend. Glauben Sie also nicht, daß in dem Ortsnamen Mondenschein eine versteckte Anspielung auf die herzogl. und königl. sächsische Aufklärung liegt, der ich immer näher rücke; halten Sie sich fest an mein früheres Geständniß, daß ich poetisch, nicht geographisch reise, und statt von Städten und ihren Schönheiten, lieber von dem Lichte erzähle, in dem sie mir erschienen sind. Aber die Lage, in der ich mich jetzt befinde, ist unerwünscht! Ich bin mitten unter die Kinder Israels gerathen, muß mich in ihren Kehltönen fortgurgeln lassen, mit ihnen die Procente der Naumburger Messe berechnen und auf die preußische Regierung bös zu sprechen sein, daß sie die Naumburger Meßprivilegien aufgehoben hat. Und dennoch — ich habe einen ansehnlichen Gewinnst aus dieser Lotterie gezogen, eine Nachricht, die, so viel mir bekannt ist, noch nicht bekannt ist. Einige Stunden hinter Nürnberg haben Bemühungen, deren Eifer alte Tradition und ein ausgesetzter Preis unterstützte, einen mineralhaltigen Segensborn entdeckt, der dem Teiche Bethesda an Heilkraft und Wunderthätigkeit nichts nachgeben soll. Das Talmudische Mährchen vom fluthaufregenden Engel übergehe ich und berichte, daß die Völkerschaften der Umgegend dies neue Heil zu ihrem Wallfahrtsorte machen. Schon so viel sollen von ihren Gebrechlichkeiten genesen sein, daß ich fürchte, wenn der Ort erst dem gesunden und ungesunden Publikum der Welt, den Novellisten, falschen Spielern und Diplomaten geöffnet sein wird, ihm die Heilkraft schon entnommen sein werde. Jetzt noch eine zweite Merkwürdigkeit! Sie kennen

den fürstlich *Verstorbenen*, wenigstens seine Briefe. Dieser Revenant ist Besitzer eines Badeortes. Und es ist merkwürdig, wie gerade diese Namen zu Deutschlands Heilquellen kommen. Denn der Besitzer der vorhin genannten Badentdeckung in der Gegend von Eschenau ist ein *Graf* Pückler und das Bad Muskau gehört dem *Fürsten* Pückler. Um jener Thatsache auf den Grund zu kommen, habe ich mir vorgenommen, eigens noch einmal die Nibelungen zu studiren und zu forschen, ob der Ahnherr des Hauses, Rüdiger von Pechlaren (Pückler), nicht irgendwo in metallurgischer Beziehung erwähnt wird. Ist die Reise zum Etzel vielleicht nur eine Badereise der Niflungen und Burgunden gewesen? Sollte die Lachmann'sche Hypothese, daß die Niflungen Gnomen sind und Dämonen, sich in *Mineral*wasser auflösen? In der That, die Pechlaren stammen nicht aus Deutschland, sondern aus Arabien, vermuthlich — dem steinigten. Rüdiger war der erste deutsche Diplomat in hunnischen Diensten. Ueberall schreitet er zur Vermittelung der Extreme ein, versöhnt durch milden Zauber der Rede und durch erfahrne Klugheit des Verstandes, und Etzel, der den flüchtigen Araber in seinen Schutz aufnahm, bedient sich seiner am liebsten zu Gesandtschaften und ähnlichen diplomatischen Aufträgen. Man sieht, daß hier die *Badekur*beziehung durchaus nicht fehlt, und staunend über die Divinationsgabe des *Verstorbenen* (denn im Stammbaum wird doch Rüdiger nicht schon stehen?) räume ich ihm die Ehre jener nebelhaften Abstammung mit Freuden ein. Daß mir aber *Juden* zu dieser Anerkennung die entfernte Veranlassung gegeben, ist ein Uebelstand, dem sich nun nicht abhelfen läßt. Möge der Verstorbene, ein Judenfeind, darin einen Fingerzeig der Nemesis wahrnehmen, die uns den zur Hülfe sendet, den wir bekriegen! Nach Frauenart sind Sie, meine Freundinnen, unversöhnlicher als ich. Sie werden dem Manne nicht vergeben, daß er ein plebejisches Hep Hep gerufen hat hinter unserm modernen Moses Börne, der auf dem Montmartre (in monte martyrum) wie auf den Höhen Nebos hauptumleuchtet steht, in das gelobte Land der Freiheit uns noch begleiten konnte, es aber selbst nicht betreten darf und von den

Engeln einsam begraben wird! Ich habe Sie in Thränen gefunden, da Sie eben jene berüchtigte Geruchsscene zwischen dem Juden und dem Fürsten gelesen hatten, und Sie, Auguste, riefen unwillig aus: Dieses abscheulichen Fürsten Wappenvogel ist nicht mehr der Adler, sondern die Krähe! Ich kenne für einen Schriftsteller keine größere Demüthigung, als wenn Frauen erklären, er habe aufgehört, liebenswürdig zu sein. Und wo läßt sich diese Gefahr weniger vermeiden, als bei uns Deutschen! Daß es vom Erhabenen zum Lächerlichen nur einen Schritt giebt, gilt nur für den Franzosen. Daß es vom Witzigen zum Groben nur einen halben, vom Geistreichen zum Frivolen nur einen Viertel-, und vom Kopfe zum Hute, der ihn bedeckt, vom Herzen zum Stern, der auf ihm blinkt, gar keinen Schritt giebt, das gilt nur für uns Deutsche!*)

Sechster Brief.

Hof, den 11. April 1832.

Hören Sie! Zu Nutz und Frommen deutscher Kunst, die das Lebenselement der guten Stadt Nürnberg geworden, sollen in kurzer Frist alle deutschen Bühnendichter aufgefordert werden, Feststücke zur Einweihung des neuen Nürnberger Theaters einzureichen. Einzige Bedingung ist die Beziehung auf den Ort. Der Ehrenpreis sind hundert Ducaten. Da haben Sie den officiellen Theil meines diesmaligen Briefmoniteurs. Der private ist nur für uns bestimmt, und besteht in einem Jammerruf und in einem Aufruf, in einem Ach! und in einem O!

Die Klage gilt jener Fluth von Pinseldramen und Schuster-

*) Die Gerechtigkeit zwingt mich zu der Berichtigung: Fürst Pückler reclamirte später gegen die Autorschaft jener „Neuesten Briefe eines Verstorbenen", die im Morgenblatt Börne als Juden gehässig hingestellt hatten. Der Verfasser derselben war Ludwig Robert, Varnhagen's Schwager, jene hämische Breiseele, die, selbst jüdischen Ursprungs, sich nicht schämte, das, was sie an sich überplattirt und verneusilbert hatte, an Andern lächerlich zu machen.

lustspielen, die eine so wohlgemeinte Aufforderung wieder veranlassen wird. Der Aufruf aber ist an uns Drei gerichtet, die ich hiemit auffordere, selbst an's Werk zu gehen, den Strickstrumpf aus der Hand zu legen und gleichfalls an die Erringung jenes goldenen Lorberkranzes zu denken. Lassen Sie uns in einen Kreis, richtiger in ein Dreieck, zusammentreten und gemeinschaftlich an einem aristophanischen Lustspiele arbeiten, das vielleicht negativ in dem Kampfe siegt, während unsere Concurrenten nur positiv streiten werden. Sie, liebe Louise, liefern in das Stück die Empfindungen, Sie, Fräulein Auguste, die Scenen, ich die Worte. Nicht in unsern Beiträgen wird das Lächerliche liegen, sondern in der Zusammenstellung derselben. Man wird es den Thränen ansehen, daß sie von Fräulein Auguste veranlaßt, von Fräulein Louise geweint und von mir beschrieben sind. Die Fühlende zeigt das Gold in dem Schachte, die Schildernde bringt es an's Tageslicht und der Darstellende prägt es zu Ducaten aus, zu hundert, also für jeden $33^1/_3$. Es leuchtet ein, daß wir den Kunstenthusiasmus zum Thema unserer Variationen machen, daß wir — um dem Plane näher zu kommen — ein Kunstheim von Tönen oder von Farben aufbauen und nach dem Muster der Alten einen Chor in unser Stück einführen, etwa aus Pinseln oder Meißeln bestehend. Ich denke es mir so: Als Prolog tritt die Idee auf, spricht über den Zusammenhang der Gottheit und der Schönheit, über Ahnung, Glaube, Liebe, Hoffnung, über die Feier des heutigen Tages und die Geduld des Publikums. Jetzt beginnt der erste Halbchor. Die Pinsel tanzen um den Altar der heiligen Cäcilia und singen dabei Friedrich Schlegel's Ideen zur christlichen Kunst. Der zweite Halbchor, die Meißel, tanzen um die neun Statuen der Musen und recitiren Sätze aus Winkelmann's Geschichte der Kunst. Sie gerathen in einen Streit, den ein Wanderer, der vorübergeht, schlichten will. Dies ist Hans Sachs, der eben aus Nürnberg fröhlich und wohlgemuth auf die Wanderschaft zieht. Er giebt den streitenden Partheien den Rath, zwei neue Städte anzulegen, den Meißeln, ein neues Mannheim, ein Winkelmannheim, den Pinseln, eine ähnliche, etwa Heiligenstadt. Die Intrigue muß folgende sein:

Zur Erbauung dieser Städte und zur Einrichtung des Gemeinwesens bedürfen die Einen derselben Mittel, wie die Andern; doch wissen sie nichts davon und bauen in der Meinung, Verschiedenes zu bauen, eines und dasselbe. Der neckende Dämon der Intrigue ist die Poesie. Die Baubedürfnisse sind z. B. die schiefe Richtung des Halses, der wehmüthige Ausdruck des Auges, die Heiligenscheine, die langen Haare, alles allegorische Figuren, die mit mäßigem Witz eingeführt werden müssen, d. h. nicht als Kunstrequisite, sondern als Helden eines für sich bestehenden, vom Ganzen unabhängigen Dramas, etwa eines bürgerlichen Trauerspiels oder eines romantischen Schaudergemäldes, wie uns noch zu besprechen übrig bleibt. Den Schluß bildet endlich die Einsicht, daß Pinsel und Meißel unter Leitung des poetischen Genius nur Eine Stadt gebaut haben. Das ist denn natürlich Nürnberg, und Dürer, Sachs und Vischer müssen sich zum Zeichen der heiligen Dreieinigkeit die Hände reichen und in die Töne einer Harmonika, wie in Aether, zerfließen. Das letzte Experiment kann die Meisterschaft eines Maschinisten krönen, und das Ganze wird mich und meine Freundinnen krönen, die ich durch diesen schwachen Umriß für meinen Plan wünsche gewonnen zu haben.

Zum Schluß schicke ich noch einen Denkvers.

Ueber den Umgang mit Schriftstellern.

Einen fleißigen, schreibseligen Autor um 9 Uhr Morgens besuchen, heißt einen verwegenen Blick hinter die Vorhänge eines Geheimnisses werfen. Der Unzeitige überrascht den Heimgesuchten im Verkehr mit den Musen, wie diese um ihn her gaukeln, ihn necken, die Feder unter der Hand wegstehlen und erst nach einigen Minuten mit eingetauchtem Morgensonnengolde zurückkehren. Beim vorwitzigen Anklopfen schwirrt die Wunderwelt, welche den Dichter umgiebt, auf und davon, die Goldfische zittern in dem weißen Krystallglase, das uns die alte Magd jeden Morgen mit frischem Quellwasser füllt; die Eidechsen werfen neugierig ihren bunten Kopf aus den Blumenvasen, die unser Fenster zieren, das Wurzelmännlein,

dem wir, im Vertrauen gesagt, unsere besten Einfälle verdanken, springt erschrocken in unsern bergenden Busen, und alle ausgeflogenen, durch das Zimmer summenden Schnurren, Papillons und Libellen flüchten sich in die Falten und die poetischen Löcher unseres Phantasus, des Schlafrocks. Bist du endlich auf unser: Herein! mit Entschuldigungen durch Thür und Angel gekommen, so wirst du über die Zauberstille unserer Umgebung erstaunen oder vielleicht noch vor dem letzten Flügelschlage eines verschwundenen Gesellschafters unserer Muse zusammenfahren.

Ein Autor in der Morgenstunde ist ungenießbar; wenn er gegen Mittag die Feder ausspritzt, so nimm dich in Acht, daß deine weißen Gallakleider davon nicht getroffen werden, und erst nachdem die Sonne von ihrem Zenith herabsteigt, wirst du in ihm den Schalk, der dich erheitern, oder den Freund, der dich belehren soll, finden.

Die Schriftsteller sind deshalb umgekehrte Kupferstiche, die den größten Werth vor der Schrift, mittelmäßigen mit halber, nur eingerissener, und den geringsten nach vollendeter Schrift haben.

Siebenter Brief.

Hof, den 12. April 1832.

Welch glücklicher Zufall! Die milde Frühlingsluft lockte mich in der gestrigen Abenddämmerung auf den Weg nach Schwarzenbach. Mein Auge weidete sich an den fernen, dunkeln Bergstreifen des Fichtelgebirges, die den blauen Horizont trugen wie einen Baldachin, an dem sich die Prachtfedern kleiner weißer Silberwölkchen wiegten. Junges, frisches Gras streckte behutsam die grünen Halme empor, noch zweifelnd, ob Blüthen- oder Schneeflocken auf sie niederfallen würden. Ein weißer Gegenstand, den ich in der Ferne erst für einen schneeigen Nachzügler des Winters hielt, zog meine Aufmerksamkeit auf sich; er flatterte und bewegte sich, ich trat hinzu, und denken Sie sich mein Erstaunen, als ich zwei Briefe finde, die einst dem glücklichsten Bewohner dieser Ge-

genden gehört hatten! Es war ein Brief an, und ein zweiter von Jean Paul. Von beiden war das Datum abgerissen, nur die Orte, von wo sie ausgestellt, waren noch lesbar. Ich schicke Ihnen die Abschrift beider Briefe, die Originale werde ich wie Reliquien verehren. Warten Sie! Warten Sie!

1.

Louise und Auguste an Jean Paul.

Stuttgart, ...

Warum mußte auch den Griechen ihre Pythia ein Weib sein? Wir hätten Dich, edler Mann, so gern eine Pythia, jenen heiligen Priester genannt, dessen Heiligthume wir uns in frommer Scheu nahen, um einen weisen Spruch Deines gottbegeisterten Mundes zu vernehmen!

Wir haben Dich deshalb zum Schiedsrichter einer zwischen uns streitigen Frage erkoren, weil Du in dem Gerichtshofe, vor den sie gehört, heimisch bist, und Dein Advocatenamt nicht Deines Genusses wegen übst, sondern um Andern ihn zu verschaffen. Ja noch mehr! Du sollst einen Familienproceß entscheiden, den wir mit Deinem Vater angebunden haben, dem Schöpfer Tristram Shandy's. Nicht die ruhmwürdige Verlassenschaft Yorick's, seine Tugenden und Schönheiten, sollst Du geerbt haben, so daß, wenn man ihn, so auch Dich liebt, sondern auch die Schulden, die er bei Vielen noch anstehen hat, und die Du ehrenhalber bezahlen wirst. Wir erklären uns deutlicher.

Zwei Schwestern sind über den Satz Yorick's, des empfindsamen Reisenden: Einer, der nicht gegen das ganze weibliche Geschlecht eine Art Zuneigung hat, liebt keine recht! verschiedener Meinung geworden. Nicht eigentlich über den Satz selbst, sondern über einige Folgerungen, wozu uns derselbe Veranlassung gab. Höre den Sachverhalt und gieb Deine Entscheidung!

Die ältere Schwester kennt keinen tiefern Forscher in den Geheimnissen der weiblichen Seele, als Jean Paul; die jüngere widerspricht, und hofft doch von der Unpartheilichkeit des betheiligten Richters. Jene behauptet, die weibliche Seele

sei eine Art Communalseele, eine Art Gemeingeist, und bekennt sich damit zu jenem poetischen Pantheismus, der, wie die vorhin angezogene Stelle will, zuvor die Weiblichkeit und dann erst das Weib liebt. Weder der Abend- noch der Morgenröthe gleiche diese Seele, sondern nur dem freien, blauen Himmelsraum. Der Unterschied der Frauen läge nur in der Art, wie sie ihr Haar flechten, ihre Locken drehen, kurze oder lange Taillen tragen und zwei Säume am Rock lieber haben, als drei. Die Frauen — fährt sie fort — sind alle dieselben, sie lieben sich daher auch untereinander nicht, weil sie im Grunde sich dann selbst lieben müßten und weil Egoismus nur den Männern zukommt, die allein Charakter haben. Das ewige Sittengesetz: Erkenne dich selbst! erfüllen zwar auch die Frauen, aber nur so, daß sie die Fehler und Tugenden nicht in sich, sondern in andern aufsuchen, und sich selbst nur allenfalls bessern, indem sie andere loben oder tadeln. Diese Ansicht ist die Deine, sie zieht sich wie Goldgeäder durch Deine Schriften. Der letzte Vergleich rührt noch immer von derselben ältern Schwester her.

Die jüngere ist so kühn, diese Ansicht den einzigen tauben Gang in Deinen Schriften zu nennen, Schaumperlen in dem labenden Weine Deiner unsterblichen Schöpfungen, Perlen, die aus Luft gebildet sind. Sie behauptet, daß die Weiber nur darum hassen, weil sie in der That auch lieben können. Nicht das Gefühl, sagt sie, ist ihr Liebeselement, sondern der Verstand. Nur durch die Formen unseres gesellschaftlichen Lebens werden sie verhindert, eine Fülle mannigfacher und untereinander sich durchaus entgegengesetzter Charaktere zu entfalten. Sie hält diesen weiblichen Liberalismus nicht für eine leere Meinung, sondern für die Ansicht eines erweisbaren Verhältnisses. Sie erschrickt vor den weiblichen Gestalten, die Deine Phantasie dem Leser vorführt, und bekennt, daß sich in ihnen nur die Eitelkeit der Männer spiegelt. „Entsetzlich!" — schrieb sie gestern in ihr Tagebuch — „Man hält uns Weiber nur für eine Taucherglocke, welche die Männer berge, wenn sie sich aus der Tiefe des Lebens köstliche Perlen zu ihrem Schmucke holen."

Nun ist dies unsere bescheidene Frage: Haben wir uns

in der Auffassung Deiner Meinung geirrt? Bist Du im Stande, sie einer Prüfung zu unterwerfen und, wenn Du vor Dir selbst nicht bestehst, sie zu widerrufen? Oder wenn Du ganz die Sache als die Deinige nicht betrachten wolltest, kannst Du für Deinen Ausschlag dann entscheidende Gründe anführen? Verzeihe den lästigen Fragerinnen, die selbst den Muth besäßen, wenn Du zaudertest, Dich auf den Seherdreifuß zu zerren, wie Alexander die sträubende Pythia! O, sie wünschen Dir ja an sich so viel Lebenssonnen als Lebenstage und bitten die Götter, einen ewigen Frühling um Dich blühen und duften zu lassen! Versag' ihnen die Bitte nicht, Du Guter!

2.

Jean Paul an Louise und Auguste.

Hof, ...

Jemand hat einmal gesagt, und irr' ich nicht, bin ich es selbst gewesen, es sei ein verflogener Schmetterling in den stillen, heiligen Räumen einer Kirche ein erhabener Gedanke.

Im Gegentheil, ich berichtige mich, der Gedanke weht mich jetzt wie Tod und Grabesschauer an. Wenn eine Schönheit nicht aufhören soll, durch sich selbst schön zu sein, so muß sie keine Folie haben. In der Grammatik bejahen zwei Verneinungen, in der Aesthetik verneinen zwei Bejahungen.

Theils um überhaupt meine Fähigkeit zum Widerruf zu zeigen, theils um die Flammen eines drohenden Schwesternkrieges zu ersticken, erwähne ich diesen falschen Ausspruch. Zwar bin ich es selbst gewesen, der allen von mir entworfenen Gestalten als Urbild gesessen hat, doch steh' ich von ihnen noch immer so weit entfernt, wie von meiner Feder, dem Papier, den Lettern, der Druckerschwärze. Ich rufe Euch Streitenden jenes obige Bild zurück und gestehe beschämt, daß mein Gedanke dem Schmetterlinge gleicht und die Räume der Kirche dem Heiligthume der Weiblichkeit; daß ich Leben und Wahrheit zu schildern glaubte, und doch die Frauen nur wie leblose Bilder gezeichnet habe.

Die Frauen sind mir auf meinem Wanderleben zwar oft, aber nur vorübergehend begegnet; ich habe manchen Blick des Auges, manches stille Geheimniß des Herzens belauschen können, und besitze viele Edelsteine einzelner Beobachtungen, die ich mit der Kunst meiner Rede zu schleifen, sie aber nicht zu fassen verstand. Die weiblichen Gestalten, die in meinen Schriften geschildert sind, bilden nur einen Complex von Wahrnehmungen, eine Zusammenreihung, wo die Perlen den Charakter bedeuten sollen, die Schnur aber, die dieser Charakter eigentlich sein müßte, nur meine Willkür ist. Mein Leben hat nur solche Frauen gekannt, die in einer kurzen Zeit mir Alles waren und dann plötzlich sehr wenig wurden. Ach! ich fühle es tief, daß ich manches weibliche Herz wie einen zarten Baum geritzt und verwundet habe, weil ich den Trieb zu beobachten, nicht den, zu genießen empfand. Die Einheit der Weiblichkeit kannte ich wohl, aber die des Weibes nicht. Jene betrachtete ich wie ein Petrefact, wie eine Krystallisation, die, einmal gebildet, durch sich selbst sich nicht wieder auflösen könne; diese blieb so oft eine kalte Mumie, wie sehr ich sie auch mit Blumen und mit Kränzen behing.

Ob ich nun der jüngern unter den streitenden Schwestern allein Recht gebe? Nein, auch hierin juste milieu! Ich löse die materielle Ansicht, nach der die Weiber eine höhere Art Meerkatzen sind, und die spirituelle, nach der sie eine ewige Engelerscheinung vorstellen würden, in die praktische auf, die, von Illusionen sich fern haltend, die Weiber auf jeder Stufe anerkennt. Die „Weiblichkeit" ist eine leere Abstraction, ein leerer Raum, der Resonanzboden, in dem sich die Töne der auf vier Octaven hoch und tief anschlagenden Tasten bilden. In Alles hat die Natur das Moment der Entwicklung gelegt; nur die Frauen sollten nichts Weiteres sein, als Abdrücke einer ursprünglichen, unveränderlichen Zeichnung? Nein, das ist das stetige Gesetz, daß sie in Tuschmanier zeichnen, während die Männer in Stahl stechen. Variationsfähig sind wir Alle, die Einen in Dur, die Andern in Moll.

Darf ich nun zum Zeichen des Friedens auf einen Regenbogen hoffen? Soll ich, da ich nun doch einmal Priester

und Richter sein soll, der Bundeslade nahe treten und opfern zur Versöhnung zweier Schwestern? Ein Theil fällt dem Priester zu: es sei die Bewahrung der alten Liebe. Ich kann ohne diesen Himmelsthau nicht gedeihen! Man liebt mich selbst bei meinen Fehlern, weil man sie für Tugenden hält; nun ich selbst eingestehe, daß es Fehler sind, soll man mich dann weniger zu lieben anfangen?

Achter Brief.

Altenburg, den 13. April 1832.

Ein durch Papier, papier maché und gelinde Censur ausgezeichneter Ort, dies Altenburg! Oder interessirt Sie die Burg an der Stadt, die auf Porphyrfelsen gebaut ist, so und so viel Fuß hoch, auch viele Erinnerungen an Mittelalter, Prinzenraub, Kunz von Kauffungen und Schwerter enthält, die wir alle Drei mit vereinten Kräften nicht heben können? Mich beschäftigt ein anderer Gegenstand, ein ethnographischer.

Ich suche nämlich schon den ganzen Tag auf der Karte, in meinem Tagebuche und in der Umgegend die große Demarcationslinie zwischen nord- und süddeutschem Charakter auf. Jetzt glaube ich fast, daß ich sie dort hinstellen muß, wo zum ersten Mal ein voigtländischer Bettlerknabe meinem Wagen nachlief und um eine geneigte Unterstützung anhielt. In Schwaben und Franken geschah dies nicht, und glauben Sie, nicht die Armuth ist schuld daran, sondern die gegen Norden zunehmende Dreistigkeit.

Nirgends habe ich die Jugend so verschämt, so zurückhaltend gefunden, als in Süddeutschland. Der Gegensatz der beiden Kammern im Herzen Europas, der viel angefochten und viel vertheidigt ist, liegt hauptsächlich in der Art der Erziehung, wie sie im Süden und im Norden betrieben wird. Dort wird die Jugend zu spät, hier zu früh reif. Dort kann man schon viel gelernt haben, ohne noch etwas sprechen zu können, hier hat man schon viel gesprochen, ehe man noch etwas gelernt hat. Ich kann nicht vom Landvolk, nicht vom

gemeinen Mann der Städte sprechen, da ich zu kurze Zeit in Ihrer lieben Heimath war. Aber in den gebildeten Kreisen werden Sechzehn- und Achtzehnjährige in Schwaben noch bis über die Ohren roth, wenn man sie anredet; hier unten sind die Buben von vierzehn Jahren schon überweise. Die süddeutsche Seminar- und Klostererziehung verhindert die Jugend, selbstständig zu werden. Die fortwährende Aufsicht des Lehrers weist sie nur auf Gehorsam und Arbeit hin. Das elterliche Haus, der alleinige Tempel der Erziehung, ist dem Knaben entrückt, und die Sehnsucht nach der Familie giebt seinem Geiste ein eigenthümliches Colorit. Aus solchen Einflüssen läßt sich die poetische Stimmung der Süddeutschen erklären, die mit Unrecht ein Gesetz der Natur genannt wird.

Hier unten fehlt die Aufsicht des Lehrers. Die Schüler schließen sich fester an einander, der Corporationsgeist entwickelt sich oft bis zum gehässigen Gegensatz gegen das Leben der Schule, und die Familie tritt nicht so in die Ferne zurück. Die extreme Folge des süddeutschen Erziehungssystems ist Pedantismus bei den Stillen und Cynismus bei den Freieren, des norddeutschen fast immer fade Leerheit und Anmaßung. Wären im Süden diese Ueberreste alter Sitte nicht so fest gewurzelt, wie sollte sich bei den vielen Berührungen mit Frankreich, bei dem Einflusse einer so schönen, reizenden Natur noch so viel Trockenheit der Meinungen und trüber Wahn haben erhalten können? Z. B. in der Theologie und Philosophie jener alte, hölzerne Scholasticismus, die trockenste Orthodoxie? Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die frischen, jungen Schößlinge der alten Stämme alle nach Norden hin ausschlagen. Der Ruf des Genialen, Geistreichen, der dem Norddeutschen vorangeht, führt sich allein auf die Zellen der süddeutschen Schulen zurück. Von oben her führt man die rohen Stoffe ein, die hier unten verarbeitet und durch geschäftige Thätigkeit nutzbar werden.

Diesen Brief vollende ich, indem ich schon auf dem Wege nach Leipzig bin. Ich sehe deutlich, wie der erste Strahl der Frühsonne die Spitze der St. Thomaskirche röthet. Erst wollte ich diesen rothen Fleck eine Jakobinermütze auf dem Freiheitsbaum Leipziger Waare nennen, thue es aber nicht,

weil es wieder an Politik erinnert und zuletzt wie Satyre klingen könnte. Wie ich eben sehe, ist es um Pleiße-Athen sehr kahl und flach; aber hat nicht schon Heraklit gesagt, daß das Element des Geistes das Trockene sei?

Dazu noch ein Gedenkblatt!

Ein Mangel der Erziehung.

Unsere gegenwärtige Erziehung giebt der Jugend nur die Anweisung, Alles zu genießen, und sollte ihr doch nur die geben, Alles zu entbehren. Sie macht den jungen Körper fähig, Hunger und Durst zu ertragen, Hitze von der Kälte nicht zu unterscheiden, und allen Elementen Trotz zu bieten. Das läßt sich hören; aber was wird damit gewonnen? Kommen unsere Vettern und Neffen, unsere Nachbarskinder, die einen solchen Abhärtungscursus doppelt bezahlen können, je in die Lage, von ihrer spartanischen Erziehung Gebrauch zu machen? Sind die Urwälder nicht längst gelichtet? Hausen noch Bären auf den Akazien unserer Promenaden? Sind die Tuchfabriken, die Heizöfen, die Kaffeehäuser noch nicht erfunden? In dieser Hinsicht thut die Erziehung zu viel, in der andern thut sie zu wenig.

Wir lernen die künftigen Prüfungen bestehen, die ein Magister verhängt. Aber auch die des Schicksals? Wer lehrt uns den Schmerz der Resignation tragen, wenn wir in allen unsern Lebenskrisen durchfallen? Warum lehrt uns die Erziehung, Minister zu werden, warum nicht die Würde, einst das Portefeuille zu verlieren? Man giebt den Kronprinzen Unterricht, als Phönixe einst ihre Völker zu beglücken oder als Raubvögel sie zu verderben; wer lehrt sie, von ihren Thronen herabsteigen, verjagt werden und im Exil leben?

Wir sollten in der Schule unsere Zöglinge in der Gymnastik der Seele üben, und statt den Körper gegen Unfälle, die sie niemals treffen, die Gemüther gegen Leiden abhärten, die ihnen die Zukunft nur zu gewiß bieten wird.

Neunter Brief.

Leipzig, den 14. April 1832.

Jetzt bin ich in einer Stadt, wo die Söhne des Merkur in der elegantesten Kleidung mit der Feder hinter'm Ohr spazieren gehen. Die berühmte Frage der Leipziger, ob man schon um ihre Thore herumgegangen wäre, hab' ich durch die That beantwortet und mich überzeugt, daß Leipzig einer Zwiebel gleicht, die immer noch Zwiebel bleibt, wenn man auch die erste, zweite, dritte äußere Haut abschält. Der bezeichnete Umgang ist eine Promenade innerhalb der Stadt selbst. Auch die Spartaner haben gesagt, ihre Herzen seien die Mauern der Stadt.

Den Kuckuk hab' ich zwar schon rufen hören, und die sentimentalen Handlungsjünger gehen schon mit blauen Veilchen in den Knopflöchern ihres schwarzen Fracks — „um's Thor herum", aber noch ist an Rosen nicht zu denken, weshalb ich auch nicht sehen konnte, ob das Rosenthal wirklich von einer Thatsache seinen Namen hat. Ein gedruckter Fremdenführer spricht sogar von Nachtigallen auf dem Wege nach Gohlis, aber die noch zu frühe Jahreszeit hat mir diese Wunder verschlossen. Eins aber glaub' ich dem Fremdenführer nicht, daß jene Parthieen besonders von „melancholischen Denkern" besucht werden sollen. Wo sollen die herkommen? Meines Wissens hat die Geschichte der Leipziger Dicht- und Denkweise eine solche Gattung von Denkern niemals aufzuweisen gehabt.

Wenn in Deutschland ein Gedanke dem Gange der Wissenschaft eine neue Bahn brach, so kam er zwar auch nach Leipzig, aber nur dann erst, wenn schon wieder eine neue Idee jene für Leipzig noch unerhörte, allerneueste widerlegt hatte. Ein sonderbares Schicksal! Die Allongeperrücken waren in und an den Köpfen der Deutschen älter, als die Zöpfe. Gottsched und seine Allongeperrücke waren aber für Leipzig noch immer das Modernste, als die gesunde Vernunft sich schon längst für Bodmer und die Zöpfe entschieden hatte.

Welch ein Unterschied zwischen Garve, Gellert, Platner auf der einen, und Gottsched und seiner Kulmus'schen Ehehälfte auf der andern Seite! Aber als jene für Leipzig entscheidend wurden, da hatten Jakobi und Kant schon längst, jener in den Schachten des Gefühls, dieser in denen der Vernunft, bisher unentdeckte Erzstufen gebrochen. Nun sind die Zeiten Kant's schon wieder vorüber, und Leipzig hegt ihn noch immer, und „Leipzigs Denker" hat sogar seine Terminologie in's Griechische übersetzt, sein großes Verdienst! Leipzig scheint in so vielen andern Dingen neu: in der Kirche ist es rationalistisch, in der Schule humanistisch, im Staate gesetzlich liberal, und wie alt ist all' dieses Neue! Hat sich je in Leipzig Etwas aus eigenem Triebe entwickelt? Hat dies je sein Genius zugelassen? Die deutschübende Gesellschaft nannte sich die Görlitzische, Lessing schrieb Bremer Beiträge, und Fichte mußte erst in Zürich das werden, wonach er in Leipzig schon tendirte, mußte sogar noch später in Jena büßen, daß er nicht war, wie im sächsischen Consistorio der Geringsten Einer. Ich habe viel in Leipzig gefragt, ob sich nicht eine Galerie der ausgezeichnetsten Gelehrten, die seit Jahrhunderten seine Zierde gewesen sind, vorfände; aber die Gemäldesammlungen sind unvollständig und nach andern Gesichtspunkten, z. B. dem der Seelsorge in den Kirchen, geordnet. Wie gern hätte ich einen Commentar, einen catalogue raisonné zu ihnen phantasirt! Von der Stiftung der Universität hätt' ich begonnen und meinen obigen Satz über das Zuspätkommen schon sogleich in diesen Anfängen durchgeführt. Leipzig wurde Universität, weil die in Prag aufhörte. Leipzig wurde Stapelplatz des Buchhandels, weil die Frankfurter sich ihn entreißen ließen. Leipzig lauschte zur Zeit der Reformation auf die Worte, die von Wittenberg herüberdonnerten, und es war ordentlich eine Ironie der Weltordnung, daß die aufgehobene Wittenberger Universität in Bitterfeld sich nicht auf den Leipziger, sondern auf den halleschen Postwagen setzte.

Zehnter Brief.

Leipzig, den 15. April 1832.

Haben Sie schon von einem Buche gehört: Ideen zur Philosophie des Leipziger Meßkatalogs? Unmöglich; denn ich will es erst schreiben. Man hat in der neuern Zeit alle Dinge zu philosophiren gesucht. Die Engländer, oder wenigstens ein Marktschreier unter ihnen, nennen die Haarkräuslerkunst schon längst eine philosophische, weil die Zubereitung der Pomade auf Grundsätze der Chemie gegründet ist. Kant ist Verfasser einer Metaphysik der Sitten, und als ein Gegenstück zu dieser könnte wol eine Metaphysik des Buchhandels gelten.

Ist die Philosophie eine Hebammenkunst, um wie viel mehr der Buchhandel eine Hebamme! Die Buchhandlungen sind die Gebärstühle, in denen die reife oder unreife Conception des Geistes das Licht der Welt erblickt: die Kritik nimmt den Säugling in die Taufe — ach! wie selten ist es Weihwasser, dessen sich der Priester bedient! Wie oft ist schon die Taufe und die Namengebung die letzte Oelung! Doch zurück zu unsern Ideen, zur Philosophie des Meßkatalogs.

Nach dem Beispiele Herder's schicken wir dem vollendeten Systeme noch Propyläen voraus, in denen kurz das Materielle, die Druckerschwärze, der Speditionshandel, die Geschichte des Buchhandels abgethan wird. Den Uebergang bildet die Bemerkung, daß in dem jährlichen Zusammenfluß der Buchhändler am Pleißestrom beinahe ein sittliches Moment liegt. Ihre Unternehmungen gewinnen dadurch an Solidität; Treue und Glauben, die bei vielen dieser Herren oft punisch sein soll, wird durch die persönliche Confrontirung lebendig erhalten. Jeder Mißbrauch des mercantilischen Vertrauens wird sogleich auf das empfindlichste gestraft, weil sich die Zahl der Betrogenen nicht auf Wenige, sondern auf Massen beläuft. Fänden sich doch auch unsere Schreibherren so zusammen, daß sie sich nicht die Köpfe stießen, sondern die Hände reichten! Wie sehr würde das persönliche Verhältniß der Bewegung auf die Feinheit und die Würde literarischer

Sitte einwirken! Wie würde man dann einsehen, daß die edelsten Kräfte des Geistes, Phantasie, Witz, Scharfsinn, sich auch dann noch untereinander ehren müssen, wenn sie zu verschiedenen Zwecken verwandt werden!

In die Einleitung des Systems gehört das Verhältniß des Meßcatalogs zur Bibel, Fibel und Weltgeschichte. Darauf wird der Begriff der Zahl erläutert. Sie hat im Buchhandel eine zwiefache Gültigkeit, einmal als die gedankenlose, in den Progreß der Unendlichkeit fortschreitende Zahl der Auflage, ob 500 oder 1000 oder noch mehr Exemplare eines Buches abgezogen werden, und zweitens als die intensive Zahl, als Bezeichnung des innern Werthes, die Bogenzahl. Denn wie in den Formen des gesellschaftlichen Lebens der Grundsatz anerkannt wird, daß der Mensch gerade immer so groß ist, als der Boden, den er besitzt, so steigt auch in deutschen Autoren mit der Zahl der Bogen das Bewußtsein der Großjährigkeit. Unter zwanzig Bogen wird bekanntlich niemand als literarisch-mündig selbst vom Bundestag angesehen.

Der zweite Theil beginnt von einer Entwicklung des Begriffes Maß. Ich weise nach, daß dieses Begriffes Bestimmung in der Relation liegt, im Verhältniß des Hegel'schen Außer sich. Hier entscheidet sich der Werth der Bücher nicht nach dem, was sie an sich sind — denn an sich steht z. B. eine politische Schrift Krug's nicht höher, als vielleicht eine reitkünstlerische über die rechte Art, Sättel geschickt und fest anzuschnallen und von einem auf den andern zu springen — sondern nach dem, was sie erst durch ihre Beziehung werden. Ich bitte, nicht zu voreilig den Schluß zu machen, daß sich der Werth der Bücher nach der gegenseitigen Zersetzung ihrer Materien bestimme, ob sie siegen oder besiegt werden, ob sie Recht oder Unrecht lehren. Denn man sieht leicht ein, daß in diesem Falle nicht die Philosophie, sondern die Kritik die Grundlage des Systems bilden würde, daß wir so auf das vage Feld der Meinungen, auf den grünen Moorgrund der Ueberzeugung geriethen, und von den Dingen sprächen, nicht als ständen wir über, sondern mitten unter ihnen. Nein, das Maß der Literatur ist die Fülle der Negation oder Position, je nachdem die Rede eines Buches Ja, ja, oder Nein, nein

ist. Der bleibende Werth liegt in den Resultaten. Lösen sich diese in ein Fragezeichen oder überhaupt nur in ein Interpunktionszeichen auf, dem nichts vorangeht, so hat ein solches Buch sein eigenes Urtheil und sein nur ephemeres Interesse ausgesprochen. Die Gesetzgebung ist das Ziel des Geistes. Gesetze umstürzen, ist eben so leicht, als sie übertreten. Die alten vertheidigen oder die antiquirten durch neue ersetzen, das ist das Dauernde im Leben und im Buche. Vielleicht durch Instinkt denken Sie darüber schon längst echt philosophisch. Sie lieben die Bücher nicht, die nur lächeln. Sie untersuchen selbst bei den lachenden, ob der Verfasser auch die linke Hand in der Rocktasche hielt, um an die Stelle des eben Verlachten ein Besseres zu geben. Sie kennen den Grundfehler unserer Zeit, daß man nicht der Wahrheit wegen spottet, sondern nur des Spottes halber, daß die Ironie nicht in der sonderbaren Contrastirung der Meinung und des Gegenstandes, sondern in der Spiegelung liegt, die das Gegenüber zweier Gegenstände bildet. Wer vor dem Nichts kniet, betet Alles an. Der edlere Theil des Publikums, der sich lieber Volk genannt hört, erschrickt vor keiner Neuerung, nur muß er wissen, welches der neue Ersatz des Aufgeopferten sein wird.

Der dritte Theil des Systems endlich bewegt sich in dem Elemente des Gewichts. Wie es jedes gründlich schematisirte System verlangt, muß der dritte Theil desselben eben so sehr aus dem zweiten sich entwickeln, als in den ersten zurückkehren. Das unmittelbare Gewicht eines Buches liegt nicht in der äußern Masse des Papiers, im Gegentheil wiegen hier Broschüren von einem oder zwei Bogen die dickleibigsten Folianten auf. Kommt es auf das Gewicht eines Buches an, so entscheidet das Interesse des Augenblicks. Wie verwerflich eine Schrift ihrer Masse nach sein kann, so vortrefflich kann sie oft ihres Gewichts wegen genannt werden. Weil sie federleicht ist, wenn sie auf Dauer Anspruch macht, so kann sie centnerschwer wiegen, wenn sie auch heute geschrieben ist, um morgen vergessen zu werden. Daher kommt es auch, daß selbst die bekannten Zwanzigbogner oft nicht mehr enthalten, als man auf einem preußischen Silbergroschen dreimal abschreiben kann. Nämlich das wahre Gewicht dieser Loyalen

ist nicht das unmittelbare, sondern das specifische. In eine bestimmte Quantität Wasser getaucht, wiegen sie oft zehn, ja fünfzehn Bogen weniger, als in der Luft.

Nun aber trenn' ich mich von Ihnen und von Leipzig. In der That kann ich nur Eines nennen, was mir hier Vergnügen gemacht hat. Das ist das hiesige Tageblatt. Auf der letzten Spalte ist es täglich ein gedruckter postillon d'amour. „Wann werd' ich Sie wiedersehen, holde M....?“ läßt ein schmachtender N. einrücken, und Tags darauf heißt es: „Das Schicksal begegnet uns wie eine dunkle Wolke. Ach! vielleicht entladet es noch zuckende Blitze! Heut' Abend um acht Uhr erwartet Sie am bewußten Ort Ihre M....“ — „Eine um ihre Kinder besorgte Mutter“ läßt einrücken, wo man wol die Drahtpuppen kaufen könne, nach welchen sie die jetzt beliebten sonderbaren Grüße ihren hoffnungsvollen Töchtern beibringen könne? Und nun die Bosheit eines Antwortenden! Er bezeichnet mehrere Fenster mit bestimmt angegebener Hausnummer, wo solche Drahtpuppen zu $1/12$, $1/6$, $1/4$ Dutzend zu haben seien.

Noch ein Postscript!

Guter Rath für werdende Schriftsteller.

Seine erste Schrift muß man nicht herausgeben. Du lasest vielleicht eine erhabene Stelle deines Lieblingsautors oder du kamst in einer Mondnacht aus den Umarmungen deines Mädchens heim, ein Stern fiel vom Himmel und die aufgehende Sonne des nächsten Morgens schien sogleich auf das erste Blatt, das unter deiner jungen Schöpferhand keimte und blühte. Einige fiebernde Wochen, eine Traumperiode mit halbwachem Schlafe, einige tausend Philister-Fingerzeige auf den besinnungslosen, nur von der Fee Aquilina redenden Jüngling, und die erste Bescheerung der Muse liegt vor ihm. Auf einer Papierbrücke von hundert Bogen kehrt er in die irdischen Räume zurück.

Für dies Convolut aber, ich beschwöre dich, suche keinen Verleger! Es ist ein Heckthaler für deinen künftigen Reichthum. Es ist eine Hanswurstjacke, deren Lappen groß genug sind, daß du all' die nachgebornen Kinder deiner Phan-

tasie darein kleiden kannst. Es ist ein Polyp, ein Vielfuß, mit welchem sich noch hundert Torsorumpfe, welche dir der Zufall oder die Speculation eines Buchhändlers in den Weg legen, auf die Beine bringen lassen. Es ist ein Baum, der noch unzählige schlanke, gefällige Ableger treibt. Es ist ein heiliger, züchtiger, erhabener Stamm, mit welchem du alle wilden und üppigen Launen deiner spätern Muse, wie junge, wilde Schößlinge, veredeln kannst. Es ist die indische Abjiagoni, die Gebärmutter der Wolken, der Sterne, des Mondes und unzähliger Welten.

Die ersten hundert Bogen deiner Feder müssen nie bekannt werden, und wenn du stirbst, so befiehl deinen Erben, daß man sie verbrenne und auf diese heilige Asche im Sarge dein todtes Haupt lege!

Elfter Brief.

Dessau, den 16. April 1832.

Fast fürcht' ich, Sie möchten den Plan meiner Reise entdeckt haben, und doch wissen Sie, wie sehr es in meinem Interesse liegt, nicht verrathen zu sein. Ich blickte in die weite öde Leere um Leipzig und besann mich auf einen Ort, der Sie von der großen Fahrstraße, die Sie in Ihrem Wahne mich schon einschlagen lassen, mälig wieder abbrächte. Gern würde ich auch in Weimars eben über Goethe's Tod trauererfüllte Mauern oder in die Musenstadt an der Saale eingezogen sein, triebe mich nicht ein seltsames Geschick immer an Orte, wo ich in den Wonnen großartiger, und doch mehr lächerlicher als ernster Erinnerungen schwelgen kann. So zieht es mich nach Dessau hin, in das Land der Nimrode, wo ich so Vieles finde, was einst die Glückseligkeit des Jahrhunderts war und was jetzt von einem später gebornen Geschlecht so gern belächelt wird. Welch mildes Wehen in diesen gefälligen Gassen! Welch stille Ruhe auf den geschmückten Gräbern des weltberühmten Friedhofes! Und auf seinen Grabmonumenten all' die sanften Gründe des Trostes, die thränenden Gedanken, Hinblicke auf die verschlossene Welt

dereinstiger Hoffnung, und daß das Leben nicht Leben, sondern Tod das Leben sei! Scheint mir doch ganz Dessau wie die Empfindung einer schönen Seele zu klingen. Es ist aus Rührung aufgebaut; man glaubt hier im Vorhofe eines großen Tempels des Gemüths zu stehen.

Mendelssohn ist hier geboren. Wäre diesem doch kein Spinoza vorangegangen! Wo man nach dem Bedürfniß des Herzens entscheiden möchte, da soll man den Maßstab der Kritik anlegen! Mendelssohn würde noch jetzt als ein wahrer Schüler des Sokrates gepriesen werden, weil er die Philosophie aus den Wohnungen der Himmlischen in die Herzen der Menschen brachte, wenn nicht sein großer Vorgänger schon umgekehrt die Philosophie aus der Erde in den Himmel zurückgeführt hätte. Spinoza lehrte die Göttlichkeit des Menschen und weil diese Lehre weder gehört, noch befolgt wurde, so war die Humanitätsphilosophie eines Mendelssohn vielleicht kein Fortschritt, sondern ein Hinderniß. Woher aber dieser wunderbare Ton der Wehmuth in Mendelssohn's und des ihm so verwandten Garve's Schriften? Waren diese Männer so sehr Griechen, daß ihnen die Philosophie nur Liebe und Sehnsucht zu ihr blieb? War es so die Stimmung ihrer Seele, wenn sie fast wie mit verweinten Augen schrieben? Ich habe Garve's Schriften nie lesen können, ohne mir das Bild des leidenden Mannes, wie ja sein ganzes Seelenleben ein klagender Optativus war, lebhaft vorzustellen. Ich dacht' ihn mir in seiner einsamen Klause, kämpfend mit den Leiden des Körpers, die auch den Geist durchzitterten, nur Bitte, nur Wunsch und Bedürfniß. Und dennoch glaub' ich nicht, daß diese sanfte Schwärmerei des Schmerzes allein aus dem Unterleib geflossen ist. Nein, ich denke, die Zeit denkt und fühlt mit uns und für uns. Die Töne der Weltharmonie singen wir wol mit eigener Kehle, schreiben auch die Noten selbst, aber die Stimmung ist nicht unser, auch der Flötenzug und die Dämpfung nicht. Als in Griechenland selbst das letzte Abendroth der Freiheit verglommen war und ein Volk, das sich in den Formen seines politischen Lebens nur allein als lebendig gefühlt hatte, mit

diesen Formen auch den Glauben an sich selbst verlieren mußte, da suchte man das geweihte Wasser, in dem sich der Greis verjüngen mochte, das heilige Opferfeuer und die mystische Weihe des Priesters, um nur irgendwo an den gelähmten Lebensnerven wieder berührt zu werden. Aehnlich stimmte im vorigen Jahrhundert der Schmerz der Zeit und der Geschichte die Geister. Der Wust der Eindrücke war zu unermeßlich und verworren geworden. Ueberall fühlte man sich beengt und beschränkt, so daß kein Wunsch natürlicher war, als der, die alte beschriebene Tafel der Seele möchte ausgelöscht und urneue Charaktere darauf gezeichnet werden.

Nun traten die modernen Weltpriester des Volkes auf, die Erzieher, und die kleine, hoffnungsvolle, frisirte Jugend wurde den liebenden Armen der rettenden Heilande anvertraut. Da stand auch in Dessau eine Schaar zu vermenschlichender Knaben und an ihrer und ihrer Haarbeutel Spitze der dicke, große Basedow. Mit den Helden des Jahrhunderts trieb er Denkübungen und Kopfrechnen. „Mein Söhnchen, wie nennt man das, was Du jetzo thust?" — „Essen." — „Was braucht man, um zu essen?" — „Speise." — „Wie bekommt man solche Speise?" — „Für Geld." —„Nein, nein, mein gutes Kind, ich meine, woher überhaupt die Speise kommt?" — „Sie ist gewachsen." — „Richtig, und wer hat sie wachsen lassen?" — „Der liebe Gott." — „Das ist schön! und was sollen wir nun thun?" — „Wir sollen sie essen." — Nein nein!" — „Wir sollen Gott danken, daß er ein so lieber Vater ist und giebt seinen Kindern zu essen."

Basedow! Man hat ihn einen Charlatan genannt. Warum mußt' er aber auch so contraste Manieren haben und mit seiner Frau, die sich wie eine Kunstreiterin aufschmückte, durch's Land ziehen! Ich würde sein Erziehungssystem lachend vertheidigen; warum besaß er nur die possenhafte Eigenschaft, jedes Lied nach der Melodie des Dessauer Marsches zu singen! Basedow war eine durchaus plebejische Natur. Auch die Philanthropie hätte Cynismus werden können, wenn der Geist des Menschen außer Empfängniß nicht auch Entwicklung besäße. Die Erziehung gleicht einem Baume, der sich, wenn er noch jung ist, niederbeugen läßt, aber überall schla=

gen denn doch frische Keime aus dem grünen Holze, die emporschießen und das Licht der Sonne suchen. Basedow brachte eine Erziehungsart auf, wie jener unerfahrene Gärtner, der nicht den Stamm der Bäume begoß, sondern die Blätter und Blüthen, und zu gewinnen hoffte, während er nur die Bäume zur Fäulniß brachte.

Von diesen pädagogischen Hetzjagden, wie sie von Dessau nach Magdeburg kamen und mit Büsching die Reise nach Rekahn machten, ist der Uebergang leicht auf die Nimrodischen, die einst die Anhaltiner mit so vielem Glanze ausführten. Aber ich scheue mich, Ihnen von Zwanzigendern zu erzählen. Hetzpeitschen, Hallali, Halloh, wiehernde Pferde, schäumende Hunde, zusammengetriebene Bauern, Frohnen, Leibeigenschaft — nein, meine Freundinnen, das sind kalte, russische Gegenstände, von denen ich zwar gern spreche, aber nicht in Ihrer Gegenwart.

Noch eine Betrachtung zum Schluß!

Die todten Gedanken.

Große, unermeßliche Gedanken, der Gedanke einer Revolution, einer Weltherrschaft, erlebten oft eine zwiefache Geburt. Es giebt Gedanken, die zweimal geboren wurden, ehe sie einmal starben; aber es giebt deren noch mehr, die, ehe sie einmal geboren wurden, schon zweimal gestorben sind. Ich kenne Menschen, welche für solche Gedankenembryone wahre Spiritusgläser sind. Die Welt ahnt es selten, daß die Ideen dieser Menschen Riesen sind, denen man nichts vorwerfen kann, als daß sie nicht zur Reife kamen. Sind es Künstler, so werden sie verabschiedet, weil sie nur mittelmäßig in der Farbengebung, unvollkommen im Faltenwurf sind; man übersieht es, daß ihnen nur dies Wenige fehle, um in allem Andern Raphael und Correggio zu sein. Sind es Schriftsteller, so wurden sie von neunundneunzig Kritikern unter das caudinische Joch der Schmach geführt und nur der Hundertste ahnte, daß unter der staubigen Asche ihrer verfehlten Schriften ein himmlisches, prometheisches Feuer glühte.

Außer diesen todten Gedankenembryonen giebt es auch geschiedene Gedankenkinder und verstorbene Gedankenjüng-

linge. Dem rückwärtsblickenden Gefühl ist das Land der Erinnerung ein Paradies, ein Spielplatz der Jugend, wo die Sonne noch goldener strahlte, und die Blumen noch frischer blühten; wie anders dem denkenden und dichtenden Geiste! Dieser ist ein Januskopf, dessen Jünglingsantlitz in die Zukunft, dessen Greisenauge in die Vergangenheit blickt. Wenn die Seele ihr Auge rückwärts wendet, sieht sie in der Erinnerung nur die stillen Gräber eines schweigenden Friedhofes, und jeder Denkstein nennt ein Wort, für welches deine Seele einst glühte! Jeder Cypressenzweig senkt sich auf eine Lehre, die du einst mit stürmischer Hingebung umfingst, senkt sich auf einen Irrthum, der den Wissensdurst des Jünglings auf einige selige Tage stillen konnte. Ach! jene kleinen Gräber mit den schwarzen, rosenverhangenen Stäben — erkennst du die schlummernden Todten, die unter ihnen ruhen? Es waren die ersten Gedanken, die im Traume, auf einem Spaziergange, hinter einer schattigen Hollunderhecke, im Arm deiner ersten Liebe durch deine Seele blitzten; es waren die aufschäumenden Ideenperlen in dem noch überströmenden Becher deines erwachenden, erstarkenden Selbstbewußtseins. Man pflegt von hellen, aufgeweckten Kindern passend zu sagen: „Sie haben Raupen im Kopf!" Jene blumenbedeckten Schläfer waren die ersten entpuppten Schmetterlinge, welche deine junge Psyche in ihre heitere, sonnenhelle Welt sandte!

Je lebendiger die Fortschritte unserer Erkenntnisse sind, desto mehr solcher Todten haben wir begraben. Bemitleidet jene Spötter, die auf ihre ersten Träume, die Irrthümer ihrer Jugend, die falschen Spiegelbilder richtiger Ahnungen, mit stolzem Lächeln herabsehen können!

Der edle Jüngling wirft sich vor seiner Zukunft nieder und fleht sie mit heißen Thränen an, für seine jetzige selige Gegenwart, die künftige Vergangenheit, ein heiliges Andenken zu bewahren. Und der gereifte Mann hält seiner Jugend das gegebene Wort; eine fromme Scheu durchzittert ihn, wenn sein Auge auf die Vergangenheit fällt, und seine jetzt zu Grundsätzen erstarkten, männlichen Gedanken opfern noch gern den Manen ihrer jungen, schon im Flügelkleide dahingeschiedenen Brüder.

Zwölfter Brief.

Potsdam, den 17. April 1832.

Hinter Wittenberg hört der Wechsel der Jahreszeiten auf. Nun ist die Natur ewig jung und ewig alt; Tannenbaum, das edle Reis, bleibt die Zierde des gelben Landes und die nüchternen, geistlosen Pappeln strecken sich auf den staubigen Chausseen. Vor Wittenberg sah ich zum ersten Male einen schwarz und weiß bemalten Pfahl. Warum mir aber dabei so weh wurde, davon muß ich Ihnen den Grund verschweigen, und kaum werden Sie errathen, wie ein Scythe*) durch die preußischen Nationalfarben kann zur Wehmuth gestimmt werden. Das Sonnenlicht brannte auf den Block und deutlich unterschied ich mit der Hand, wie immer die schwarzen Streifen glühten und immer die weißen so kalt und todesmatt schimmerten, ganz wie mit Preußen: eines ist herrlich, das andere beängstigend.

Nun finden Sie überall nur Adler und Kronen und Scepter und in Potsdam endlich lange Grenadiere. Potsdam wollte ich Anfangs zu Allem, was ich über Preußen schon gesehen und gedacht und empfunden hatte, wie ein kategorisches Punktum setzen, bald aber merkte ich, daß es in der großen Staats- und Geschichtssprache Preußens nur der Anfang eines Perioden ist, dem das rechte Ende fehlt, ein Anakoluth.

Ich habe Sanssouci gesehen und Friedrich's des Großen Grabmal und die Grabmäler seiner Hunde, die einmal ein späterer Alterthumsforscher für Freunde und Freundinnen des großen Mannes halten wird. Was ich von den schönen Tempeln und Palästen denke? Die Kunst, meine Theuren, ist eben so sehr ein Werk der Begeisterung, als sie den Enthusiasmus bewirkt. Ein jeder Künstler hat Etwas befriedigen wollen, entweder seinen noch unausgesprochenen Drang oder sein künstlerisches Interesse. Griechen formten Tempel, weil sie die Götter in heilige Gemächer stellen mußten, und

*) Anacharsis, ein Scythe.

wie sie gleichsam ihren eigenen Geist als Kalk und Mörtel verbaut haben, beweisen die Unterschiede ihrer Bauarten, von denen man nicht weiß, ob man sie nach ästhetischem oder psychologischem Gesichtspunkte trennen soll. Ludwig's XIV. Zeitalter ist für die Richtung aller Künste entscheidend gewesen. Die schwebenden, tänzelnden Statuen scheinen nicht mit dem Meißel geformt, sondern wie von Lulli componirt. Auch in die Architektur wurde das erhabene, pompöse Gleichmaß des Alexandriners gebracht. Die Schule, in der sich der Künstler bildete, war das Studium. Dies soll es zwar immer sein, aber wenn die Begeisterung keine volksthümliche ist, so muß sie eine philologische bleiben. Die Bauten Schinkel's könnten auch von den Professoren der Aesthetik als Apparat zur Erklärung des Vitruv gebraucht werden.

Bei den Bauten von Versailles und Potsdam hatte der Künstler die ungefähre Idee eines neuen Gebäudes; er setzt sich hin und zeichnet sie auf. Nun findet sich aber, daß die Idee nichts mehr war, als im Grunde nur eine einzelne Façade, daß sie durch ein wirkliches Haus noch unterstützt werden muß. Aus dieser Vorbereitung ergaben sich zwei Folgen, einmal die Armuth dieser Paläste, die bei allem Schmuck und bei aller Großartigkeit doch sehr grell hervortritt, und überdies die alte Bemerkung, daß Potsdams Gebäude nicht nach architektonischen Grundrissen, sondern wie nach Kupferstichen gebaut sind. Man kann ferner an ihnen deutlich unterscheiden, was des Künstlers Enthusiasmus aufgefunden und was ihm die Nothwendigkeit geboten, hinzuzusetzen. Die Einheit liegt nicht im Ganzen, sondern in einzelnen, separaten Theilen. Während an Jedem immer Eins, was anmuthig und freundlich in die Augen fällt, sich findet, herrscht im Uebrigen die geistloseste Kategorie, die in der Kunst nur existirt, das gleichmäßige Fortschreiten in der Proportion. Die Consequenz der Proportion ist chinesischer Geschmack, und ich muß gestehen, daß ich bei vielen Palästen dieser Stadt an China gemahnt wurde. Das Chinesische ist in der potsdamischen Kunst so durchgreifend, daß sogar ein Haus, das in der That japanisch sein soll, nicht im chine-

sischen Style gebaut ist. Der Philosoph Wolf, Friedrich's des Großen Liebling, hielt China für den besten Staat.

Zum Denken und Exerciren ist diese Stadt besonders geeignet. Man kann hier abstract leben, und ich mache den Vorschlag, bei dem gegenwärtigen Mangel einer tonangebenden Philosophie, eine Colonie von Denkern hieher zu führen, die man vielleicht eben so bereitwillig aufnimmt, wie die russische Colonie Alexandrowka. Als ich durch die Blockhäuser dieses Dorfes wandelte, dachte ich an den Weisen drüben auf Sanssouci, an die Schlachten bei Zorndorf und Kunnersdorf, an Diebitsch und an eben diese Colonie, und an eine Welt, wo man heute wegen einer Meinung gelobt und morgen schon getadelt wird, daß man sie nicht geändert hat.

Durch die Einsamkeit Potsdams fliegen rothe und schwarze und steinerne Adler. Ueberall Helmlarven an den Häusern, aufgestürzte Panzer, von Kugeln und Kanonenröhren umgeben, und Fahnen, gestickt und geschmückt mit frommen Wünschen und militairischen Lakonismen. Selbst an meinen Ofen im Gasthofe hatte sich ein Adler geflüchtet, einer aus Lehm, in die Kacheln gebrannt. Ihm zu Füßen lagen Siegestrophäen, Helme, Schilde, Speere, Schwerter. Oben stand die Sonne mit vierundzwanzig Strahlen, und ein Mann in der Scheibe, als wär's nicht die Sonne, sondern der Mond. In diese Sonne fliegt der Adler kühn hinein, ein Experiment, um welches drei Worte zu lesen sind, die mir, einem unerfahrnen Lapidologen, mancherlei Schwierigkeit verursachten. Erst las ich: *huic* soli cedit, und übersetzte, dieser allein (nämlich der Sonne) weiche Preußens Adler. Ich erschrak vor dieser Auslegung, denn der preußische Staat ist ja das Land der Aufklärung, es sucht die Sonne und flieht die Finsterniß, und der Adler fliegt auch auf dem Bilde gerade hinein. Ich glaube aber auch, das Gegentheil ist richtiger: *non* soli cedit, nicht einmal der Sonne weicht der Adler. O, ich weiß es, Preußen wird der Wahrheit, und dann wird die Wahrheit auch ihm Wort halten! Aber auch nur dann!

II.

Erholungstage.

---

1. Stuttgart.

1837.

Seit mehren Jahren hatte ich die Hauptstadt Würtembergs nicht gesehen. Wie fand ich sie verändert! Aus ihrer frühern bescheidenen, hinter der Zeit zurückgebliebenen Gestalt hatte sie sich zu einer Zwischenstation auf der Tour von Wien nach Paris erhoben. Herrliche Gebäude, wo früher verfallene Baracken, Bazars, wo kleine Gewürzkramläden, Trottoirs, wo man früher den Hals brechen konnte. Schneider waren Kleidermodisten, Schuster Fußfutteralmacher, Wirthschaften Cafés geworden. Es gefiel mir baß. Denn wozu Mittelalter, wo wir mit Haut und Haaren der neuen Zeit, mit Seckel und Leben der modernen Staatenpolitik angehören? Und von Mittelalter, nürnbergischem Mittelalter, war früher wenig in Suttgart vorhanden — nur bei der Stifts- und Leonhardkirche konnte Einem etwas minneliederlich oder eher meistersängerlich zu Muthe werden.

Stuttgart ist eine Literatur-Stadt. Gürtler, Sattler, Riemermeister, Leinwandhändler, Gewürzkrämer geben ihr Erspartes her, um von unternehmungslustigen Buchhändlern zu Literatur-Rentiers erhoben zu werden. Cotta's Reichthum und Franckh's Glück hat sie Alle schwindlig gemacht.

Und Manchem glückt es; Mancher zieht aus dem Geist der Autoren oder der Fingerfertigkeit des Compilators mehr Zinsen, als aus einem Capital, das er auf Weingärten anlegt. Die Regierung weiß, daß der Buchhandel ein bedeutendes Geld in's Würtemberger Land bringt und protegirt die Buchhändler und Autoren. Die Censur ist milde. Dem König macht die Stellung, die sich sein Stuttgart in der deutschen Literatur erworben hat, Vergnügen. Zeitschriften bedürfen keiner Concessionen — es geschieht Alles, um einen Erwerb zu begünstigen, von dessen Ertrage Tausende von Menschen leben.

Manchen Bau hätt' ich lieber schon vollendet gesehen. Von manchem traf ich nur die Idee an. Dem Theater thäte eine andere architektonische Hülse Noth, zumal, da der Kern so gut ist und Stuttgart ein Schauspiel besitzt, das sich mit dem auf der Burg in Wien und mit Berlin messen kann. Die Gagen, welche die Schauspieler beziehen, sind bedeutend. Dagegen soll das Honorar, das die Dichter beziehen, sehr gering und kaum größer sein, als wenn Stuttgart mit Weimar oder Gotha rangirte.

Den politischen Partheigeist, der vor etwa fünf Jahren unerträglich war, fand ich gemildert. Doch sind die Schwaben Menschen, bei denen die Galle lange im Blute vorhält: es können noch Jahre vergehen, ehe sie sich beruhigen und ihren Zorn verrauchen lassen. Noch sind manche, selbst bedeutende Namen verpönt und niemand, der für freisinnig gelten will, dürfte verrathen, daß er mit denselben umgeht. Ich mußte lachen, als mir ein Freund sagte: Tragen Sie ja Sorge, daß Sie im Einführungsbuche des Museums von einem populären Namen eingetragen werden!

Herrn Baron von Cotta, dem ich empfohlen war, fand ich nicht zu Hause. Die Honneurs der Buchhandlung machte ein adeliger Herr, Schwager des Barons; ein gebildeter, wohlwollender Mann, Militair. Herr von Cotta selbst soll liebenswürdige Zuvorkommenheit besitzen; ich erprobte sie in jüngeren Jahren. Einer Neigung zum Pietismus giebt er hoffentlich nicht nach und hütet sich vor literarischen Coterieen. Seine Institute erfreuen sich eines blühenden Flors;

nur das Morgenblatt ist hinter den Anforderungen der Zeit zurückgeblieben; besonders ist die Literaturbeilage, die niemand mehr lesen mag, das Verderben dieser einst so berühmten Zeitschrift geworden.

Sonst war Seydelmann's Haus das erste, das ich zu besuchen pflegte, wenn ich nach Stuttgart kam. Nun spielt er und sein Wilhelm schon mit ihm in Berlin Komödie! Er ist und bleibt ein großer Schauspieler, was auch der Neid und die Schulweisheit sagen mögen. Schade, daß sein Streben nach Anerkennung seinen Charakter oft von einer unrichtigen Beleuchtung zeigt. Keineswegs ist er so kalt, als wofür man ihn ausgeben will; nur bietet er nicht Jedem sein Herz sogleich auf dem Präsentirteller. Döring ist hier sein Nachfolger. Ich sah diesen schon vor acht Jahren in Mainz und Wiesbaden, wo er niedrigkomische Charaktere so überraschend spielte, daß man ihn einen Talma der Posse nennen konnte. Noch muß ich lachen, wenn ich an seinen tanzenden Juden in der polnischen Schenke denke. Jetzt hat sich Döring hinaufgeschwungen und spielt hochtragische Charaktere. Da mir immer die Mainzer Erinnerungen vorschwebten, hatte ich nicht recht die Illusion für den Lear, den ich hier von ihm sah. Genial war gewiß sein Spiel; darüber ist keine Frage. Aber die Grenze wurde nicht immer inne gehalten. Im Umgang — fand ich einen von Geist sprudelnden Kopf, dem nur Ordnung und Bildung fehlte. Ein erstaunliches Talent zum Copiren giebt seinem Gespräch eine Beweglichkeit, an die man sich bald gewöhnt, wenn man sich überzeugt hat, daß all' diese Drollerieen aus einem harmlosen Herzen kommen, das zu besitzen er jedoch in Abrede stellt. Allerdings thut man besser daran, der Welt nicht harmlos zu erscheinen.

In den Anlagen lustwandelnd — sie sind endlich geruchsfrei geworden — begegnete ich mancher Schönen, die schnell gealtert, mancher Rose, die ich als Kind und Knospe gekannt. Gefreut habe ich mich über die Jugendlichkeit, die sich Männer erhielten, über deren Haupt Stürme und Sorgen hinwegzogen; der edle Schott, immer noch mit feurigem Auge in eine Welt blickend, die ihm so reich an Erfahrungen

war; ein schöner Jüngling hing an seinem Arme; man rühmte ihn als Dichter und entschiedenen, dem Vater in der Gesinnung nacheifernden Charakter. Ringe ihm nach, junger Held!

2. Carlsruhe.

1838.

Du freundliches, helles, geräumiges Carlsruhe! Warum legte dich dein Schöpfer in eine Gegend, wo du nur einen lichten Fichtenwald zum Schutze hast und auf eine halbe Stunde vom Rhein entfernt, nach dem du im Sommer wie verschmachtend deine Arme ausstreckst? Ein kleiner Bach zieht durch deine Straßen; man kennt nicht die Lust des Badens in deinen Mauern, nicht die Lust des Eises. Es wohnen Menschen in Carlsruhe, die nie einen Fluß gesehen haben. Als ich vor einigen Jahren nach Baden-Baden fuhr, nahm ich in meinen Wagen ein junges fünfzehnjähriges Mädchen aus Carlsruhe auf. Sie dauerte mich, als ich sie am Wege in der Sonnenhitze zu Fuß wandern sah. Wie wir in Rastatt über die Murg fuhren, blitzten ihre Augen vor Freude. Das ist ein Fluß? sagte sie. Nie hatte sie einen gesehen. Wie schön ist ein Fluß! setzte sie schwermüthig hinzu. Sie hätte gern die Murg nach Carlsruhe verpflanzt.

Carlsruhes Bauart ist wie die Mannheims fast sprichwörtlich für geschmacklos, wenigstens für barock erklärt worden. Für Mannheim will ich dies gelten lassen. Carlsruhe bekommt durch die gerundeten Formen seiner Anlage ein freieres Aussehen. Hätte man Menschen für die weiten Räume, es wäre behaglich.

Die Frauen sind in Carlsruhe anmuthig. Das schwäbische, naive Naturell, ursprünglich etwas derb, ist hier in Carlsruhe französirt oder, um den Patriotismus der Carlsruherinnen nicht zu beleidigen, vergeistigt. Bekanntlich ist Carlsruhe eine Pflanzschule für das weibliche Personal der deutschen Theater. Die Haizinger-Neumann mit ihren Töchtern steht obenan. Auch Caroline Bauer ist eine Badenserin

und eine Frau Frühauf, die mir in manchen Rollen auf meiner letzten Durchreise durch Frankfurt wohl gefiel, soll eine Carlsruherin sein. Irre ich nicht, so las ich, daß hier in Carlsruhe eine Menge junger Mädchen auf die Erlaubniß warten, ihr erstes theatralisches Debüt machen zu dürfen. Dies ist in der That wahr. Ich füge hinzu, daß die jungen Mädchen alle sehr hübsch sind, in der Haizinger ein verführerisches Vorbild haben und für manche Direction, die hieher speculiren wollte, gute und mit der Zeit vielleicht treffliche Acquisitionen darbieten würden.

Auch hier ging ich betrübt an einem Hause vorüber, an dem des verstorbenen Ministers Winter. Was Winter war, erkennt man erst jetzt, wo man ihn nicht mehr besitzt. Ich sehe ihn noch, den einfachen, würdigen Mann mit seiner Bernsteinpfeife, wie er selbst als Minister seine Audienzen gab. Wie mild, gemessen, gediegen in seinem echtdeutschen Wesen! Er hörte geduldig zu, was man ihm auch vortrug, ließ Jedem Zeit, sich zu entwickeln und entließ niemanden, den er, selbst wenn er etwas abschlug, nicht überzeugt hatte, daß er nicht anders handeln konnte. Er liebte es, sich ausführlich, mit etwas Umständlichkeit auszudrücken; aber es war Licht und Wärme in seiner Rede, man hörte ihm gerne zu. Als er in den aufgeregten Jahren nach der Julirevolution durch seine Stellung gezwungen wurde, sich oft gegen eine allzustürmische Opposition, die Baden von dem deutschen Bundesverbande so zu sagen emancipiren wollte, nachdrücklich auszusprechen, habe ich ihn oft bedauert. Ich fühle es, wie sehr er unter seiner Stellung litt; denn es war kein Zweifel, daß er Sympathieen für größere Zugeständnisse hatte, als die von Frankfurt kommenden Verhaltungsbefehle gestatteten. Nebenius war der Letzte in seinem Geiste. Nun haben sie auch diesen geistvollen uud populären Staatsmann — einer adligen, mit Oesterreich und dem Ultramontanismus buhlenden Camarilla geopfert.

Ich ging am Ständehaus vorüber. Eine Anpflanzung von Kastanienbäumen beschattet es finster und trübselig. Die Reden, die man sonst in ihm hören konnte, werden immer matter. Mit Worten kann man sich nicht gegen den Strom

der Zeit stemmen; Herr von Blittersdorf läßt die Freiburger sprechen, was sie wollen, und handelt — nach seinen Instructionen.

Ich bin gern in Carlsruhe. Da die Stadt so wenig bietet so müssen die Menschen zusammenrücken und innigere Verhältnisse schließen, als sie anderswo stattfinden, wo mehr Zerstreuung lockt. Jede Theatervorstellung ist besucht. Nie trifft man ein leeres Haus.

Carlsruhe hat noch immer sein altes, dunkles und unbequemes Theater. In's Parterre muß man sich durch einen finstern Gang hineinpressen. Zu entfernteren Sitzen zu kommen, die vielleicht frei sind, ist fast unmöglich, will man sich nicht durch einen schmalen Gang an den Parkettlogen hin mit Mühe Bahn brechen. Das Theater ist vom Publikum noch immer durch einen wunderlichen Vorhang, der von der Seite geschoben wird, getrennt. Zwei große Halbscheide werden zusammen- und auseinandergerückt. Das Theater sieht dadurch wie ein Guckkasten aus.

Das Personal besteht aus vielen Invaliden. Hier thäten Reformen Noth; aber die mittelmäßigen sind zähe und die guten Mitglieder sehen dem Treiben zu, weil sie jetzt die Besten sind und die Reform ihnen nur die schlechten Folien nähme. K. Devrient traf ich nicht. Statt seiner ist Dessoir engagirt, den ich nicht spielen sah. Ein guter Schauspieler ist Demmer. Leider reicht sein Organ nicht aus, um immer so wirksam einzugreifen, wie seine geistvollen Intentionen verdienten. Krankheitsdispositionen kommen hinzu, diesen wackern Künstler zu verstimmen. Als jugendliche Liebhaberin wird ein adliges Fräulein, das unter dem Pseudonamen Hermanni spielt, gerühmt. Die berühmte Haizinger-Neumann hat sich mehr dem ältern Fache zugewandt. Ich sprach sie in dem kleinen, freundlichen Garten ihres Hauses. Was ist sie noch immer so liebenswürdig und hinreißend, diese gefeierte Künstlerin! Die frische Zartheit ihrer Haut, dieser durchsichtige, weiße Teint, dieses naive, schalkhafte Lächeln, dieser dialektische Anflug ihrer Sprache — es ist ein Ensemble, das noch immer bezaubert. Da sieht man, wie gut man sich conservirt, wenn man — auf dem

Theater recht viel kleine Scheidemünze, die nichts kostet, ausstreut, wenn man Hunderten schlaflose Nächte macht und diese selbst — nein, es könnte ja klingen, als wollte ich sagen, die Haizinger hat kein Herz. Ich wollte es auch einer Frau in ihrer Stellung verdenken, wenn sie nicht ein Surrogat für das besäße, was Andere als Gefühl von ihr hinnehmen, und wenn sie nicht das für Spiel gäbe, was Andern Ernst scheint. Ich habe seit Jahren, daß ich die Haizinger kenne, bewundern müssen, wie sich bei ihr Poesie und kluger Lebensverstand verschwistert haben.

3. Naumburg an der Saale.

1838.

Zum Lachen und zum Weinen stimmt es mich immer, wenn ich mich den Grenzen Preußens nähere und mir die süßen Töne der Sprache von Oc, die weichen Klänge der Berliner Mundart, bei Beamten und Militair wieder entgegenklingen. Und nun vollends eine preußische Provinzialstadt! Im übrigen Deutschland sind selbst im kleinsten Städtchen die Lebensäußerungen originell und frei; hier ist alles Eigenthümliche wie abgekappt und auf die Berliner Façon abgerichtet. Schon die Gasthöfe (die rheinischen ausgenommen) scheinen auf jene moderne Bequemlichkeit, die man anderwärts trifft, nur zu dilettiren. An den Zimmerthüren ist angeschlagen, wie viel das Glas Glühwein, die Buttersemmel mit Schinken oder Sardellen nur kosten darf. Der Magistrat der Stadt hat die Taxe revidirt. Jeder Fremde kann sogleich darnach berechnen, wie weit er, um seinen Magen zu füllen, den Beutel leeren darf. Geht man einige Strecken durch die kleine Provinzialstadt spazieren, so findet man ein stilles, bewachtes, sorgfältig controlirtes Leben; an den Buchläden sind nur Pfennigsunternehmungen, Rathgeber für Ratten- und Mäusevertilgung, „Berliner Witze" ausgehängt; die Bilderläden zeigen die Portraits der Mitglieder des königlichen Hauses; Rußland wird wie ein innigst verschwägerter, blutsverwandter Staat betrachtet. In den Gast-

häusern trifft man nur veraltete Jahrgänge ganz unbekannter Localblätter, die vom Nachdruck leben, das Amtsblatt, die Magdeburger Zeitung, alte, verspätete Exemplare, wild durcheinander. Auf dem Marktplatz steht neben dem Roland der Polizeicommissarius mit seinem beigeordneten Gensdarmen. Er ist der eigentliche Herrscher in so einer preußischen Stadt: Er controlirt Pässe und Wanderbücher, oder macht auf Steckbriefe aufmerksam. Sieh! Da kommen ja junge Referendare mit Actenbündeln, wie in der Berliner Königsstraße. Richtig: Hier ist ein Oberlandesgericht! Dem überwachten Auge der jungen Männer sieht man an, daß gestern Soirée beim Präsidenten des Oberlandesgerichts war, dem unerschöpflichen Commentator des Preußischen Landrechts, Bielitz. Getanzt mit der jungen Tochter des dritten Raths, einige bedeutende Blicke gewechselt, morgen eine Landparthie nach Kösen, ein Cotillon versprochen für den nächsten Ball, noch immer keine Aussichten zum Avancement, keine Connexionen in Berlin, ein hungriger Proceß, der wenig Diäten abwirft, die Begriffe ewig in einem Cirkel, die Staatszeitung das Orakel, Clauren einmal vor zehn Jahren gelesen, seitdem zurückgeblieben, nichts im Kopf als Carrière und Connexionen und schönes Geschlecht. Die Verbindung mit dem Zeitgeiste scheint in einer solchen Stadt ganz abgeschnitten!

Der Dom in Naumburg ist ein herrliches Denkmal alter Baukunst. Leider wird seine Façade von einer engen Gasse erdrückt. Wie großartig würde diese sein, erblickte man sie von einem andern Platze! Es war ein herrlicher Tag! Dort heben sich terrassenförmige Anhöhen; sie tragen jene Weinstöcke, deren Ertrag man in diesen Gegenden zu einem Surrogat für Champagner steigert. Ich trank einmal in der Niederlausitz davon und schreibe von jener Zeit chronische Leiden her, die mich nicht wieder verlassen wollen. Aber die „Jäjend“ um Naumburg ist nicht übel. Liegt ordentlich ein Sonnenduft auf der Fläche, als wären wir in der Pfalz! Unter den Frauen mit den weiten Kattunmänteln und den schwarzen langen Bändern am Hinterkopfe findet sich manche zarte sächsische Schönheit — blond, etwas sommersprossig —

aber von weichem Gesichtsschnitt. Und doch fehlt dem ganzen Wesen etwas wie Poesie. Suchen wir sie dort, wo Müllner gehaust hat.

4. Weißenfels.

Zuerst muß ich gestehen, daß ich mich an der Musik der preußischen Postillone nicht erbauen kann. Das Signal der ankommenden und abgehenden Posten klingt wie das Geschwätz einer Berlinerin. Da lobe ich mir den behaglichen und trägen, aber poetischer klingenden Posthornruf Süddeutschlands, der in Stuttgart sogar mit der Schlußterz der auf der Alp gesungenen Volkslieder endet. Und daß die preußischen Postillone reiner blasen, ist leicht erklärlich; denn sie blasen nicht auf den alten üblichen Posthörnern, sondern auf Trompeten, die beim Militair zu Signalen gebraucht werden.

Zwischen Naumburg und Weißenfels liegen noch Berge. Es ist eigen, daß man diese sächsischen Höhenzüge wol Berge, aber nicht Gebirge nennen kann. Die Bewohner sehen ihre Localität eher für eine Last, als für ein Element an, in dem sie sich wohl fühlten oder durch das sie einen besondern gebirgischen Charakter bekämen.

Wenn Naumburg in seiner Bauart gleichsam so weitläufig gedruckt ist, wie ein Roman, so ist es Weißenfels compresser, eher wie ein Schulbuch. Darum scheint es sich in dem Städtchen behaglicher zu wohnen. Es war mir, als hätte ich Müllnern im Vorbeifahren gesehen, wie dieser eben in die städtische Ressource ging, dort sich seine Pfeife ansteckte und sich zu einem Club alter Stammgäste setzte, die mit einander Domino spielen. Auf einem Tische nebenan liegt eine Subscriptionsliste zur Errichtung eines Privattheaters, das Müllner dirigiren will. Ich sehe die Kleinstädterei, in deren Relief Müllner so unerhört übermüthig werden konnte. Manchen Localdichter giebt es, der unter 10,000 Einwohnern wie ein Pindar verehrt wird; aber Müllner war eine von ganz Deutschland zugestandene Renommée, die Verehrung

mußte für Weißenfels unverhältnißmäßig sein. Und doch scheint mir Müllner von der Atmosphäre des Kleinstädters in allen seinen Unternehmungen umsponnen gewesen zu sein. In großen Städten wird man toleranter, lernt fremde Eigenthümlichkeiten genauer prüfen, Fremdartiges schätzen, in kleinen Städten gedeihen die Tyrannen. Der Himmel bewahre unsere Literatur vor Reactionen, die plötzlich von einem gescheidten Manne in Gräfenhänichen ausgehen könnten!

5. Merseburg

fürchtete ich nicht wieder zu finden; fand aber nur, daß die Zeitungsschreiber die größten Lügner sind. Alle Blätter waren eben davon voll gewesen, daß Merseburg an einem so fürchterlichen Wolkenbruche gelitten hätte, von welchem ganze Straßen zerstört worden; es ist Alles nicht wahr. Die Stadt steht bis zur Stunde, braut ihr berühmtes Bier und druckt das Amtsblatt des Regierungsbezirkes. Merseburger Bier erinnert an das Hunnenblut, das vor tausend Jahren in der Nähe vergossen wurde. Es ist so dick, daß man's mit einem Messer durchschneiden möchte. Von hier aus bis Berlin wird dann das Bier immer dünner. In Berlin ist es so dünn, daß die Bierschenken es schon mit Rum vermischen, um ihm mehr Beize zu geben. Ueberhaupt giebt es in Norddeutschland mancherlei Arten, Rum zu trinken; die Einen trinken Rum, gemischt mit Rum; die Andern Rum in Bier; die Dritten Rum in Thee. Zu den Letztern gehören die Frauen, die auf diese Art zu einem Genusse kommen, den ihnen sonst der Anstand verbieten würde. In Norddeutschland muß man den Thee zu den geistigen Getränken rechnen. Guter Jean Paul! Sie erzählen von dir und von General Blücher, daß ihr Beide in Theecirkeln den Rum aus der Tasse trankt und zum Erstaunen der Fremden und Uneingeweihten, die sich nur denken konnten, daß der Thee eure empfindsamen Nerven angegriffen hätte, euch taumelnd nach Hause begabt!

6. Halle.

Die Studenten waren in die Ferien gezogen, die Besatzung manövrirte bei Erfurt; die Kümmeltürken machen keinen Lärm; man kann sich also denken, wie still ich Halle fand. Die kleinen Häuser und die großen Gelehrten darin kamen mir traurig vor; aus einem solchen Giebelfenster blicken diese weisen Männer hinaus in die Weltgeschichte! Da läßt sich's erklären, wie sich ein so kräftiger Geist wie Leo gegen die Welt und den Zeitenlauf erboßen kann! Wie ich in dunkler Mitternacht auf dem großen Marktplatze stand und mir aus der Finsterniß die Conturen der alterthümlichen Bauten, von denen derselbe umgeben ist, herauslas, hätte ich mich gern in den Gedanken vertieft an das Große und Bedeutende, was hier Alles von den Männern der Hochschule seit hundert Jahren gewirkt worden; aber der Gedanke hielt nicht Stand. So eine Universität ist nichts Organisches, aus sich selbst Gebornes; es ist ein Wirthshaus, das nur von Durchreisenden bevölkert wird, ein Absteigequartier für eine Generation, die von einer andern verdrängt wird. Diese großen Gelehrten mietheten sich hier nur ein, sie würden sich in Greifswald, in Wittenberg, in Frankfurt an der Oder eben so heimisch gefühlt haben; es wäre lächerlich, da sentimental zu werden, wo ein Ministerialrescript von Berlin aus sogleich die Factoren verrücken könnte und das entscheidende Schicksal der hier nur einquartierten Bestrebungen und Unsterblichkeiten die Avancementsliste ist. Die beiden Löwen am Brunnen sehen sich so ähnlich, wie die Systeme zweier Professoren, die sich bekämpfen, ohne im Grunde etwas Anderes zu wollen. Ich dachte an Arnim's „Studentenspiel und Pilgerabenteuer" Halle und Jerusalem, wo diese Localitäten zum Schauplatz origineller, witziger Reden und Vorgänge benutzt sind. Auf der etwas dürftig ausgestatteten Lesegesellschaft zog mich das Beschwerdebuch an. Namen führten darin ein großes Wort, die in der gelehrten Welt keineswegs so vorlaut und redselig sind; hier hätte man glauben sollen,

daß auf ihre Entscheidung Alles ankäme. Jeder noch so unbedeutende Vorschlag, mochte er nun bessere Beleuchtung oder ein Sommerlocal oder einen Defect in der Jenaer Literaturzeitung betreffen, wurde darin zur Partheifrage erhoben; der Weiser voran und ein Bienenschwarm von Namen hintennach. Eine Statistik der in Halle geltenden Meinungen ließe sich vortrefflich aus diesem Beschwerdebuch der Lesegesellschaft entnehmen. Dr. Thiele, der Hengstenbergische Disputant, wünscht die Abschaffung der Leipziger allgemeinen Zeitung, — sogleich folgen alle Correspondenten der Evangelischen Kirchenzeitung, Leo darunter, hinterher. Diese Beschwerdebücher der Lesegesellschaften und die dem gleichen Zweck gewidmeten Hefte in den Passagierstuben der Post sind die freimüthigsten Zeitschriften, die im Preußischen erscheinen dürfen. Hier tritt denn auch jede Rüge unerschrocken auf, hier möchte man jeden Commis voyageur, den der Postillon nicht schnell genug gefahren hat, für einen Mirabeau halten. Und doch gestehe ich, daß mir die Beschwerdebücher in den Passagierstuben mißfallen. Sie erzeugen eine häßliche klatschhafte Angeberei und bieten nur zu oft Gelegenheit, die Philisterhaftigkeit der Deutschen in ein grelles, lächerliches Licht zu stellen. Ueber die unbedeutendsten Dinge werden die Menschen zu Denuncianten. Dem Einen ist der Kaffee zu dick, dem Andern zu dünn, der mußte einige Minuten auf Pferde warten, der beklagt sich über den theuern Preis der Table d'hôte für die Passagiere. Im Grunde wird selbst durch die allerdings sehr respectable Aufmerksamkeit der Behörden auf diese Bücher wenig gebessert. Den Angebern gesellen sich die großmäuligen Polizeiseelen, arrogante Schreier aus der Residenz, pflichttolle Reglementsmenschen, die hier nicht selten brutal auftreten und in den Antworten ihren Senf auch noch zum Besten geben. Das häßliche: „Ich werde davon Anzeige machen!" hört man nirgends so oft, als in diesen Gegenden, wo auf polizeiliche Angebereien Prämien gesetzt sind. Nicht nur, daß es den Anschein gewinnt, als gäb' es in Preußen nichts Anderes zu rügen, als wenn ein Postillon einmal auf seinem Pferde einschläft, sondern selbst die Postverwaltung bekommt durch diese äußere Ostentation der Beschwerdebücher einen Anschein von

Vollkommenheit, den man ihr wenigstens in Halle abstreiten muß. Nie ist mir eine solche Anarchie der Expedition vorgekommen, als um 12 Uhr des Nachts in Halle, wenn die Leipziger Post dort eintrifft und in zwei Hälften entweder nach Magdeburg oder Braunschweig befördert wird. Keine Präcision, keine Aufsicht, keine Fürsorge, daß man unter einem halben Dutzend Beichaisen nicht etwa eine wählt, die uns statt nach Magdeburg nach Braunschweig führt. Zwei Packknechte flehen die Passagiere um Gotteswillen an, ihnen nicht durch Fragen den Kopf zu verwirren; keine Nummer der gelösten Passagierbillets wird beachtet: die Poststücke werden ungezählt in den Wagen geworfen, wer nicht für sich selbst sorgt, verliert seine Bagage und seine eigene Person. Ich dankte Gott, daß ich im blinden Zufall den Wagen erstiegen hatte, der mich nach

7. Magdeburg

brachte.

Diese Stadt hat mir durch die Großartigkeit ihrer Anlage, die kühnen, langgestreckten Straßen, den regen Verkehr auf dem „breiten Wege" und eine gewisse freie Selbstständigkeit in ihrem ganzen Gehaben so imponirt, daß ich es für möglich halten könnte, in ihr zu wohnen, ohne mich vereinsamt zu fühlen. Aus allen Läden und Fenstern spricht die Bedeutung ihrer Handelsverbindungen heraus. Sie ist so der vermittelnde Uebergang einer Welt-Handelsstraße, daß man, durch die Beschleunigungen der Dampfschifffahrt verführt, die weite Entfernung Hamburgs vergißt und Hamburg für einen Brückenkopf Magdeburgs halten möchte. Magdeburg hat ein Theater, das eines häufigeren Besuches würdig ist. Die Offiziere der Garnison haben aus Berlin Conditoreien mit Journallectüre nach sich gezogen. Die Beamten, die man auf der Straße sieht und an ihrem preußischen Pli bald erkennt, haben sich der Stadt untergeordnet und mit ihr verschmolzen, sie scheinen nicht mehr blos hier einquartiert zu sein. Die Schulen, die gesellschaftlichen Vereinigungen und Vergnügungsorte haben einen großstädtischen Zuschnitt, der

sich mit um so größerem Selbstbewußtsein zu erkennen giebt, als Magdeburg wohl weiß, daß es mehre Millionen Thaler zum jährlichen Finanzetat Preußens steuert und dafür denn auch versichert wird, eine Lieblingsstadt des Königs zu sein. Der eigentliche Zauber, der mich an Magdeburg fesselte, war bei Alledem die Erinnerung. Man sieht im Geist die Flammen des dreißigjährigen Krieges durch diese Straßen züngeln, man hört das Läuten auf den Thürmen, den Donner der Karthaunen Tilly's, man sieht die Bürger in geschlossenen Fähnlein todesmuthig sich die Parole zutragen. Das Einzige, was man unserer unglückseligen deutschen Geschichte entnehmen kann, ist das Schauern und Klopfen des Herzens, wenn man über ihre Brandstätten hinwegschreitet und die Größe bewundern muß, die wir nicht im Siegen, sondern meist nur im Unterliegen zu zeigen verurtheilt waren.

1839.

Wie sich Bergströme ihr Bett und Schalthiere ihr Gehäuse bilden, so drückt der Mensch auch den Stätten, die er bewohnt, das Siegel seines Charakters auf.

Von jeher war es für mich ein Genuß, durch Paläste und Landsitze, deren Besitzer nicht daheim, zu wandern, und aus dem Stillleben der Zimmer und Säle, aus den zurückgelassenen Einrichtungen und Bequemlichkeiten, aus den Büchern und Gemälden, die ich antraf, auf den Charakter der Bewohner zu schließen.

Man kennt dies Vergnügen der Reisenden, sich Schlösser durch den Zauberspruch eines Trinkgeldes zu öffnen und neugierig von Saal zu Saal zu wandern, aufhorchend sich erzählen zu lassen, wo die Herrschaft empfängt, wo sie frühstückt, wo sie schläft. Ein Castellan, eine zurückgelassene alte Magd trippelt voran, öffnet die geschlossenen Fensterladen, klagt über den schon wieder angesammelten Staub und legt uns die Lebensweise ihrer Herrschaft auseinander wie ein Buch, zwischen dessen Zeilen wir oft die anziehendsten Dinge lesen können.

Von den Reiseeindrücken dieses Sommers will ich einige solcher Besuche zusammenstellen. Sie hängen durch ein geheimes Band zusammen. Sie gelten Wohnsitzen, an welche sich dieselben Gedankenreihen knüpfen. Sie gelten einem Sitze kirchlicher Reactionen, dem Stifte Neuburg bei Heidelberg, einem Sitze der naiven Freude an den äußern Formen des Mittelalters, der dem Prinzen Friedrich von Preußen gehörenden Burg Rheinstein, endlich dem rebenumkränzten Erholungsasyle der conservativen Politik, dem Schloß Johannisberg des Fürsten Metternich.

8. Stift Neuburg bei Heidelberg.

Wenn man den reizenden Bergweg verfolgt, der vom Heidelberger Schlosse mit den lieblichsten Fernsichten auf das sich bald erweiternde, bald verengende Neckarthal zum Wolfsbrunnen führt, erblickt man am jenseitigen Ufer ein klosterähnliches Gebäude mit einem Kirchthurm, eingefriedigt von Terrassen und Laubgängen, das Stift Neuburg. Ein Nachen führt uns an das jenseitige Ufer. Wir steigen die Anhöhe hinauf zu einer Besitzung, die früher in der That ein Kloster gewesen. Ein kiesbestreuter Weg schlängelt sich um die Mauer einer Terrasse, von welcher uns Rosenbüsche und Orangenbäume entgegenduften. Aus der Mauer rieselt das frische Quellwasser jenes Berges, an den sich die Gebäude lehnen. Man tritt an die verschlossene eiserne Pforte eines großen Hofraums, empfängt den Gruß der bellenden Wächter an der Kette, schreitet an den sich stolz brüstenden Pfauen, unter denen uns einige weiße Weibchen als Seltenheit auffallen, vorüber, und folgt einer Dienerin, die mit dem Schlüsselbunde vorangehend uns die Wohnung ihrer abwesenden Herrschaft zeigen will.

Das Stift Neuburg ist der Sommersitz des Raths Schlosser aus Frankfurt am Main. Die beiden Brüder Schlosser sind Goethe's Neffen. Goethe's Schwester heirathete den Jugendfreund ihres Bruders, der an den ersten Entwicklungen des Dichters den regsten Antheil nahm, mit ihm

ein kritisches Journal begründet hatte und den Zusammenhang mit dem ihm später verschwägerten Freunde so lange unterhielt, bis der Bund durch abweichende Lebensansichten, die sich sogar der Schwester mittheilten, gelockert wurde. Die Söhne Schlosser's erregten dadurch einiges Aufsehen, daß sie in jener Zeit, wo sich manches Gebildeten unserer Nation der Hang zur Mystik bemächtigte, zur katholischen Confession übertraten. Der älteste der Brüder starb in Rom. Eine Schwägerin hatte das Unglück, in Wien an den Folgen einer schrecklichen Verletzung zu sterben, die sie bei Besichtigung einer Maschine erlitt. Der jüngere Bruder, an Lebensgütern reich gesegnet, als Sammler werthvoller Bücher auch von Gelehrten geschätzt, wohnt des Winters in Frankfurt, des Sommers auf diesem Stifte Neuburg.

Es geht in Franken und am Neckar die Sage, dies modernisirte alte Kloster sei der Sitz manches unheimlichen Spukes. Man erzählt sich von Gespenstern, die in gewissen Zeiten dort ihr Wesen treiben; man erzählt von Todten, die aus dem Grabe erstehen, aus allen Gegenden der Welt sich versammeln und im Stift Neuburg, beim Rauschen des steinigen Neckar, in den dunkeln Schatten des düstern Odenwaldes geheimnißvolle Zusammenkünfte feiern. Alle diese Wunder geschehen im Stifte Neuburg am hellen Tage. Man sähe verschlossene Wagen kommen aus weiter Fremde, sähe zuweilen oben aus den Fenstern eine Bischofsmütze nicken, sähe durch die dunkeln Laubgänge des Parkes gespenstische Mönche huschen. Oft, erzählt die Sage, würden oben auf dem Stifte Neuburg förmliche Concilien von Kirchenvätern abgehalten, die von dort aus ihre Hirtenbriefe und Apostel gen München, Würzburg und Köln, besonders nach jenen Gegenden senden, wo die katholische Kirche noch in den Banden der protestantischen Polizei und ketzerischen Landdragoner schmachte. Die Sage erzählt, daß vom Stifte Neuburg jene römisch-katholische Propaganda ausgeht, die in Deutschland noch über die Concordate hinaus die Macht des römischen Stuhles verbreiten will.

Rath Schlosser hat gegen das Gerücht von diesem Spuk mehrfach protestirt. Und wenn man die behagliche Villa mit

ihren bescheidenen kleinen Fenstern so traulich in der Abendsonne schimmern sieht, wenn man auf der Terrasse auf epheuumrankten Sesseln ruht und in das friedliche Neckarthal hinunterblickt, so möchte man auch glauben, daß sich die Sage irrt. Ich betrat die innern Räume in dem festen Glauben an ein Gemüth, das dem mühevollen Suchen nach philosophischer Wahrheit die friedliche Behaglichkeit des alleinseligmachenden Glaubens vorgezogen. Und doch, wie wir sehen werden, war es mir zuweilen in den Sälen und Corridoren, als hörte ich etwas rascheln von dem Spuk der Sage, etwas huschen von den aufgeschreckten Eulen des erwähnten Volksglaubens. Denn es finden sich Spuren des Ultramontanismus.

Erst ist es Goethe, den wir noch in den Ursprüngen dieses Hauses zu entdecken glauben. Die langen, früheren Zellengänge sind an den Wänden mit den Gypsbüsten der alten Weltweisen, mit Schildereien, ausgestopften Vögeln geschmückt. Man fühlt sich in die Goethe'schen Liebhabereien, in die Sammlungen von Weimar versetzt. Aber dieser Realismus, dieses Heidenthum und dieses Naturinteresse ist auf dem Stift Neuburg in die Corridore verwiesen. In den Zimmern leuchten uns die Reminiscenzen Italiens entgegen. An den Wänden Gemälde, kleine, elfenbeinerne Christusse auf Kreuzen von schwarzem Ebenholz. Die Führerin leitet uns einen Stufengang der Entwicklung des Besitzers hinauf. In den Gesellschafts- und Familienzimmern, in den Toiletten- und Schlafgemächern begrüßen uns mit einem gewissen salbungsvollen Ernste die Portraits der älteren Glieder der Familie. Man zeigt uns in einer kleinen Eckwand „die Mutter des Herrn", nicht des Herrn Christus, sondern des Herrn Schlosser. Es ist Goethe's Schwester. Ein mildes, gutes, nicht eben Frau Rath'sches Angesicht. Mit großer Andacht wird überall des in Rom verstorbenen Bruders gedacht. Man sieht wohlgenährte, behagliche Züge, von denen man nicht begreifen kann, wie sie sich mit der Schwärmerei eines Convertiten vertrugen. Man zeigt uns die Bibliothek. Sie ist eben so reichhaltig, wie geschmackvoll geordnet. Ein grüner Wiesengrund, auf welchen die Fenster der Bibliothek

zeigen, muß dem ermüdeten Auge des Lesers wohlthun. Man findet hier seltene Schätze. Reich bedacht ist die Literatur Italiens. Geschichte, Länderkunde und die Kunst scheinen die Fächer, denen hauptsächlich der Besitzer seine Aufmerksamkeit gewidmet hat. Altdeutsche, altfranzösische, kirchenhistorische Werke lassen auf eine exclusive Gemüthsrichtung schließen. Die deutsche Literatur ist bis auf die neuesten Erscheinungen verfolgt, aber auch hier wird man das Gefühlige, Dämmernde, Liebhaberische zum Nachtheil des Freigeistigen und Zeitgemäßen bevorzugt finden. Man kann die Tendenz eines gebildeten Mannes nicht immer nach den Büchern beurtheilen, die er liest, wol aber nach denen, die er kauft.

Die beiden Hauptpunkte des Gebäudes sind die Kapelle und ein großer Versammlungssaal. Jene ist nur für die Familienandacht bestimmt. Wenn nicht gerade Geistliche zum Besuche auf dem Stifte sind, verrichtet der Pfarrer aus Ziegelhausen die Gebete. Rechts an der Wand sieht man einen Abguß des Denkmals, womit in Rom das Grab des verstorbenen Bruders geschmückt ist. Die bunten Farben der Fenster, das hellbraun angestrichene Holz auf der weißgetünchten Wand, die hereinfallenden grünen Schatten der im Garten säuselnden Bäume geben diesem friedlichen Andachtsorte etwas Wohlthuendes. Und doch liegt in der zu engen Begrenzung desselben unwillkürlich die Bemerkung, daß der Zweck, dem diese Kapelle gewidmet ist, auch auf jedem Fleck des Hauses, in jeder Laube des Gartens erreicht werden könnte. Gott ist dem Herzen überall nahe, und wenn man Kirchen baute, so geschah es zur gemeinschaftlichen Erhebung einer größeren Menge. Die Hände, die sich hier falten, die Kniee, die sich hier beugen, würden an jedem Tische, in jedem Winkel des Hauses eben so gut Platz gefunden haben, wie hier. Das Versammlungszimmer ist der umfangreichste Raum des Gebäudes. Die Wände sind oft mit goldumrahmten Gemälden geschmückt, in der Mitte steht eine große, irre ich nicht, mit grünem Teppich belegte Tisch-Tafel, die in der That diesem Raume das Ansehen eines Sessionszimmers giebt. Lehnte sich in diesem Sessel Görres, als er sich von seinem Athanasius ausruhte? Dehnen sich hier die bayrischen Prä-

laten und freuen sich der neu zu eröffnenden Klöster ihrer Heimath? Wartet jener gestickte Sessel schon auf den Antistes Hurter von Schaffhausen, wenn dieser nach seinem Uebergang zum katholischen Glauben seine erste Rundreise antritt? Ungemein gefällig ist der kleine Verbindungscorridor der Kapelle und des geheimnißvollen Versammlungssaales. Die Eingänge sind hier von braunem Holze gothisch eingerahmt und geben dem kleinen Raume einen in der That schönen Eindruck. Was die vier ungeheuren Eckschränke enthalten, weiß ich nicht. Vielleicht die Protokolle der nebenan gehaltenen Sitzungen, vielleicht Reliquien, vielleicht auch nur weiße Wäsche.

Nach vorn im untern Stockwerk liegen die Fremdenzimmer. „Haben Sie viel Besuch?" fragte ich mit etwas spionenhafter Schlauheit. „Oft mehr als fünfzehn Herrschaften auf einmal." „Nicht wahr, Geistliche und Professoren?" „Ja wol, Bischöfe und Prälaten genug, von München, Speyer, jährlich der Bischof von Eichstädt und viele Herren, die wir nicht kennen." Also doch!

Bei aller Lieblichkeit hat die Natur hier etwas Düsteres. Der rothe Sandstein der Berge von drüben mit den dunkelgrünen Tannenstreifen darauf, dazwischen die gebleichten Steine in dem wasserarmen Neckar, so nahe das sonnige Heidelberg mit dem offnen Blick in die heitere, lustige, ich möchte sagen rationalistische Pfalzebene — so hart an der Kante der freien, fröhlichen Welt fühlt man sich von diesem Dunkel und Gemunkel des Stiftes Neuburg beunruhigt, ja gepeinigt. Ich beflügelte die Schritte, um diesem mystischen Kreise zu entfliehen. Selbst die dunkeln Grotten des Gartens, selbst die frischen grünen Weingelände, selbst die üppigen Rosen auf der Terrasse könnten mich hier nicht zurückhalten. Ich war froh, an der Villa unseres gestrengen Herrn Gervinus vorüber, wieder Heidelberg zu begrüßen und zu athmen in dem lachenden Frohsinn der pfälzischen Ebene.

9. Burg Rheinstein.

Vom Neckar sind wir an den Rhein versetzt und in den Mittelpunkt seiner größten Schönheiten. Mit nerviger Faust rudern uns zwei Fischer hinüber von Bingen an den Fuß des Niederwalds. Links der Mäusethurm, dessen Sage sich wol einfach auf einen Mauththurm, Zollthurm, zurückführt, der aber allerdings so zerfressen und angenagt aussieht, daß man sich der Vorstellung, es sei durch Mäuse geschehen, nicht erwehren kann. Rechts duckt sich ein einziger kleiner Felsblock mitten aus dem Wasser empor. Zwischen seinen eckigen Kanten hat die Hand des Steinmetzen aus einer Fläche ein Kreuz herausgemeißelt. Das Kreuz liegt wie ein Siegel auf diesem romantischen Denkmal des bekannten Niclas Vogt, der hier sein Herz begraben ließ. Niclas Vogt, früher Professor in Mainz, woselbst, irre ich nicht, noch Metternich sein Zuhörer war, später fürstlich primatischer Beamter, starb als Schöffe und Senator in Frankfurt am Main, nachdem er durch seine rheinischen Sagen und Geschichten unsern Kalenderpoeten und Reisehandbuchcompilatoren den Stoff geschaffen hat, den diese noch immer verarbeiten.

Das Bingerloch ist jetzt so gesprengt, daß es den Schiffern nicht mehr gefährlich ist. Quer über den Strom zieht sich eine Naht bis an's Ufer, durch welche der kleine Kahn gefahrlos hindurchgleitet. Er hüpft über die Gefahr gleichsam hinweg. Der Strom verengt sich, die Felsen springen am linken Ufer immer kecker hervor, am rechten sonnen sich die Rüdesheimer und Asmannshäuser Reben im gelblichen Abendlicht. Auf einer weit vorgestreckten Felsenkante erhebt sich der Rheinstein. Ueber ihm eine noch höher hinausragende Felswand, im Hintergrunde eine sonnige Lichtfläche, gegen welche die im Schatten liegenden Thürme malerisch abstechen. Eine Stange mit einem eisernen Korbe langt von einem der Thürme weit über den Weg hinüber. In diesen Korb werden bei festlichen Gelegenheiten Pechkränze gelegt, deren flammender Schein in der Nacht von schöner Wirkung sein muß. Die Burg Rhein=

stein ist zum größten Theil neu gebaut. Die alte, ihr zum Grunde liegende Vogtsburg war schon früh verfallen und kann für das, was der jetzige Rheinstein bietet, kaum noch in Anschlag gebracht werden. Doch ist der Rheinstein echter, als die Löwenburg auf Wilhelmshöhe und jedenfalls noch mittelalterlicher, als bei Baden-Baden die Ebersteinburg. Er gehört dem Prinzen Friedrich von Preußen. Wohnt der Besitzer hier, so legt er die preußische Generalsuniform, die Epaulettes und den modernen Cavaleriedegen ab, um sie mit dem mittelalterlichen Hauswamms zu vertauschen. Auch seine Gemahlin kleidet sich wie die Irmengarden und Mechtilden des Mittelalters. Die Lakaien werfen ebenfalls die mit kleinen schwarzen Adlern gestickten preußischen Hoflivreen ab und ziehen jene mittelalterlichen Wämmse an, für deren historische Richtigkeit ohne Zweifel der Berliner Theaterschneider einsteht.

Man giebt sich harmlos den Eindrücken des Rheinsteins hin. Nichts ist an der Tendenz dieses Dilettantismus beängstigend, nichts an der Absicht dieser wunderlichen Liebhabereien verletzend. Man sieht einen Fürsten, der, gewöhnt an die Bequemlichkeiten seines Düsseldorfer Schlosses, hier aus antiquarischem Enthusiasmus dem einfachsten Comfort unserer Tage entsagt. Kein Bürger aus Köln oder Mainz würde seine Fauteuils mit den harten Sesseln vertauschen, auf welchen hier ein Prinz seine Gäste empfängt. Die Treppen sind eng und erregen solchen Schwindel, als wenn sie in Kirchthurmknöpfe führten; die Zimmer sind dunkel und winklig. In Bauernschenken findet man bequemere Stühle und Tische, als deren sich hier die Hofdamen bedienen. Dem Mittelalter zu Liebe müssen sich diese zarten Wesen Beulen sitzen. In erstickend engen Zimmern schläft der Prinz, in einem dunkeln Alkoven die Prinzessin. Wie der Magen eines Gourmand nach den pikantesten Genüssen darauf wieder zurückkommt, daß frisches Wasser und gutes Brot doch im Grunde die vorzüglichsten Delicatessen bleiben, so findet hier eine fürstliche Familie im Härtesten Weichheit, im Unbequemsten die größte Bequemlichkeit.

Man kann auf die Burg Rheinstein weder hinauf fahren, noch hinauf reiten, noch sich hinauf winden lassen. Den

schmalen, aber anmuthig bewachsenen Felsenweg muß man hinauf steigen. An der Zugbrücke angelangt, bellen uns hinter dem Gatter des Hofraumes drei fürchterliche Hunde, einer ist Carlist, ein spanischer Schäferhund, entgegen. Eine Magd beschwichtigt sie und läßt uns ein. Man betritt zunächst einen ängstlich engen, drückend kleinen, grünen Raum, auf dem ein Springbrunnen plätschert. Werthvolle Gewächse suchen diesem Gärtchen ein freundlicheres Ansehen zu geben. Die Führerin läßt rechts die erst im Bau begriffene Kapelle, links den Haupteingang liegen und geleitet uns auf einen mit kleinen Kanonen bepflanzten, thurmartigen Vorsprung. Das Lieblichste an diesem Vorsprung ist der Rhein, der Blick nach Asmannshausen, das Rauschen des vorübersegelnden Dampfers. Man steigt über eine freischwebende, in ihrer luftigen Anlage kühn gedachte Treppe auf einen freundlichen Winkelraum, der unsern Blick hin nach Lorch und Bacharach schwärmen läßt. In einen andern Thurm führt uns eine enge Wendeltreppe. Hier liegen die Wohngemächer des fürstlichen Besitzers. Das Mittelalter ist in allen seinen naiven Formen nachgeahmt. Familienbilder hängen an den niedrigen Wänden. Hie und da sind in die kleinen Scheiben Glasmalereien eingerahmt, von denen man uns erzählt, daß sie ursprünglich dem Kölner Dom angehört hätten. Lächelnd möchte man fragen, wenn der Dom mit seinen Schätzen so verschwenderisch ist, warum es da nöthig wäre, für neue Fenster zu sorgen? Bei den bronzenen Abgüssen ist Altes und Neues gemischt. Franz von Sickingen in Jägertracht, Ulrich von Hutten fehlen in den rheinischen Gasthöfen nicht, wie viel weniger hier! Von dem kleinen eisernen Bett des Prinzen führt eine Treppe in die höchste Spitze des Thurms. Sie ist verschlossen, wie drüben der winzige kleine Erker, der dem Prinzen zum Arbeitszimmer dient. Ein moderner eiserner Ofen mitten in diesen mannhaften und kernigen Reminiscenzen ist eine jener Ironieen, die bei solchen, nur aus Enthusiasmus geborenen Kunstschöpfungen nicht ausbleiben.

Eine Bibliothek habe ich seltsamerweise nicht gesehen. Franz von Sickingen hatte gewiß eine Bücherei und das eine recht stattliche! Statt einer Bibliothek findet sich ein wohlgeord=

netes Trinkzimmer, wo rings in einladenden Gruppen die Humpen unserer Ahnen recht aus jenen edlen Zeiten, die Spieß und Cramer beschrieben haben, aufgeschichtet stehen. Den Mönchen das Latein lassend, scheinen sich in diesem kühlen lauschigen Zimmer zuweilen jene Eisenritter zu versammeln, die vorn im Waffensaale Wacht halten. Rings an den Wänden des Saales sind hunderterlei Waffen aufgehängt, Morgensterne und Streitärte, Schwerter und Hellebarden, Armbrüste und Donnerbüchsen. Dieser Waffensaal und das Trinkkämmerlein scheinen den Mittelpunkt der Burg zu bilden. Sie verrathen, daß der Besitzer eine harmlose Freude an den Aeußerlichkeiten des Mittelalters hat. Wie von Allem, was künstlichen Ursprungs ist, von Allem, das nicht aus einer innern Nothwendigkeit der Geschichte und dieser Bildung hervorgegangen ist, scheidet man auch von der Burg Rheinstein und staunt über Gemüther, die sich in einem materiell und geistig so beengten Kreise heimisch finden können. Auch hier war ich froh, den Eindruck hinter mir zu haben und auf dem schaukelnden Nachen zu entfliehen. Prachtvoll stand der Mond am Himmel. Im Abenddunkel ragte düster der Thurm des bösen Mainzer Bischofs und geheimnißvoll brach sich die Welle an jenem Felsen, der das Herz des Frankfurter Senators birgt, des Lorley-Sagen-Erfinders.

10. Schloß Johannisberg.

Selten ist das, was Früchte trägt, auch schön. Wenn sich die Blicke der Dampfschiff-Reisenden zwischen Rüdesheim und Winkel am Rhein auf einen unförmlichen Berg richten, dessen Namen Alle mit einem sonderbaren Gemisch von Ueberraschung und Neugier hören, so wird niemand einfallen, den Johannisberg schön zu finden. Die Maler mögen Punkte wählen, welche sie wollen, immer bleibt ein vom Flusse zu weit abgerückter stumpfer Bergkegel übrig, dessen Umgebung zu flach, dessen Bedachung in dieser Fläche zu niedrig scheint. Und doch hat der Weingott hieher seine besten Mysterien gepflanzt.

Der edelste deutsche Wein und die conservative Politik

sind durch den Johannisberg Vor= und Nachsatz eines und desselben Gedankens. Man denkt in demselben Augenblick an die duftigste Blume, die uns aus einem grünen Römerglase entgegenhauchen kann, und an Congresse, Protokolle, unterdrückte Revolutionen. Fürst Metternich wurde von Oesterreich mit dem 1813 an Deutschland zurückfallenden Johannisberg belehnt. Dieser Staatsmann verdient es, Deutschlands erster Küfer und Kellermeister zu sein; denn wer verstand sich so auf den jungen Most der Geister, auf die brausende Gewalt, welche die Tonnenreifen der Staaten sprengen konnte, auf die Beherrschung der sauern und der weinigen Gährungen der Nation? Ist es mir doch, als sähe ich Friedrich von Gentz mit dem Winzermesser die Stöcke beschneiden, die überreif abfallenden Trauben von der Erde auflesen und sorgsam nach Wind und Wetter schauen, ob die heurige Ernte gut gerathen wird oder nicht. Es ist ein wildes, revolutionäres Leben, das Traubenleben. Ein geheimer Bund waltet zwischen dem zurückgebliebenen Stock und dem Gewächs, das schon im Fasse liegt. Es wird unruhig in den Kellern, wenn die Reben blühen, die Reifen springen, die edlen schon gekelterten Säfte jauchzen auf mit den keimenden Hoffnungen des zurückgebliebenen Stammes. Ob es ein Scherz von Napoleon war, daß er den Johannisberg einem General schenkte, dessen deutscher Name ihm schon eine Anwartschaft darauf zu geben schien? Vor Metternich gehörte der Johannisberg dem General Kellermann.

In sanfter Biegung schlängelt sich der Fahrweg den edlen Weinberg hinauf. Die Güte des Weins hängt nicht immer vom besseren Boden, sondern von einer seit Jahren eingewurzelten sorgsamen Pflege ab. Die Mönche verstanden es, sich die Natur zinsbar zu machen. Ein Benedictinerkloster leitete seit Jahrhunderten die Pflege und Wartung dieser Tausende von symmetrisch geordneten Rebstöcken. Das Dorf Johannisberg schmiegt sich friedlich an den segensreichen Hügel. Ein eigener Contrast, daß oben auf dem jetzt in ein stattliches Schloß umgewandelten Klostergebäude der Vertreter der Erhaltungspolitik wohnt, und hier im Thale, in dem bescheidenen Dörfchen am Fuße des Johannisberges, Johannes Weitzel,

ein Oppositionsschriftsteller, einer der geschmackvollsten liberalen Publicisten unserer Zeit, geboren wurde.

Endlich hat man die in der Julisonne kochenden Weingärten hinter sich. Eine stattliche, eisengegitterte Pforte führt in den geräumigen Hof des Schlosses, auf dem uns rings die aus Stein gehauenen Eichenkränze als sinnige Symbole der Friedenspolitik begrüßen. Eine goldene Inschrift nennt das Jahr, in welchem Clemens von Metternich diese alte, schon vom Abt von Fulda in ein Schloß verwandelte mönchische Gebäulichkeit erweitern und dem Zeitgeschmack entsprechend einrichten ließ. Die innern Gemächer, durch welche uns der Castellan, ein Wiener, führt, verrathen überall den Glanz und die Würde eines Fürstensitzes. Der große Saal in der Mitte ist ein imposanter Raum. Die geöffneten Salonthüren lassen von hier aus ein Rundgemälde überblicken, dem sich vielleicht wenig Aussichten in der Welt vergleichen mögen. Der ganze gesegnete, traubenbeschwerte Rheingau, begrenzt von dem majestätischen Strome, liegt vor uns. Rechts lehnt sich an die Donnersberge Bingen mit der kleinen wie freischwebenden Rochuskapelle, weiterhin Rüdesheim mit der Brömserburg, links Ort an Ort, ein classischer Weinberg neben dem andern, Marcobrunn, Geisenheim, Erbach. Man würde auch Mainz sehen können, wenn es sich nicht hinter den vorspringenden Biegungen des linken Rheinufers versteckte. Es ist ein Blick, wie ihn die lombardische Ebene nicht schöner bietet. An dem blauen Himmel nicht eine drohende Wolke, der Strom ruhig fluthend und wallend, die Sonne über seinem Spiegel mit flimmernden Lichtern blitzend, Weinberge, Nußbaumalleen und zahllose hochgelbe Getreidefelder, die in ihrer Halmenlast die Sense des Schnitters erwarten. Dieser Blick ist auch deshalb fürstlich, weil man ein solches Landgemälde nicht sehen kann, ohne den Drang zu fühlen, die Bewohner glücklich zu machen.

Ich erstaunte, als der Führer sagte, daß alle diese glatt parkettirten schönen Gemächer, in denen mir besonders die durchgeführte Gleichheit der Möbelüberzüge mit den Tapetenmustern gefiel, zur Aufnahme von Fremden bestimmt sind.

Für den fürstlichen Besitzer ist ein Besuch des Johannisberges keine Erholung. Von allen Seiten strömen die Staatsmänner der umliegenden kleinen Fürstenhöfe herbei, der Bundestag macht seine Aufwartung, zahllose Sollicitanten aus den vornehmsten Ständen geizen nach einem Augenblick vertraulichen Gespräches mit dem welt- und zeitbeherrschenden Staatskanzler. Der Castellan nannte bei den kleinsten Cabinetten berühmte Namen, die man dort bei dem letzten Besuche des Fürsten hätte unterbringen müssen. Der Raum, der dem Fürsten und seiner Gemahlin blieb, ist so eng, daß er bei dem Umfang des Gebäudes kaum die nöthigsten Bequemlichkeiten zu enthalten scheint. Das Schlafzimmer, das Wohnzimmer und das Cabinet des Fürsten hängen aneinander.

Begierig sieht man sich nach den zurückgelassenen Spuren, den eigenthümlichen Eindrücken, die der Besitzer diesem Aufenthalte gegeben, um. Man wird der charakteristischen Züge nicht viele finden. Der Geist, der hier wohnt, hängt nicht an kleinen dilettantischen Liebhabereien, die weltumfassende Politik hat keine Nippes. Ein kleines Gemälde stellt die Repräsentanten des Wiener Congresses vor. Man sieht Hardenberg, Nesselrode, den Selbstmörder Castlereagh, Palmella, Talleyrand, auch Friedrich von Gentz und seinen fürstlichen Beschützer selbst. Ein Bildniß des Kaisers Franz durfte nicht fehlen. Das Schlafcabinet entbehrt des heiligen Hausraths nicht, mit dem der Katholicismus seine Andachten feiert. In dem Gesellschaftszimmer sind an den Wänden niedliche Gruppen von Körben zusammengestellt, in welchen man die bunten seidenen Abgänge und wollenen Flocken von weiblichen Handarbeiten zu erblicken glaubt. Von pikantem Interesse ist das Arbeitszimmer des Fürsten. Es ist enger, als der Horizont seines Besitzers. Ein Geist, der zu denken gewohnt ist, bedarf begrenzter Räume. Durch einen Spiegel kann der Fürst im Arbeiten sehen, wer hinterrücks bei ihm eintritt. Es ist ein verkleinernder Hohlspiegel, der die hereinfallenden Gegenstände in etwas verzerrter Schärfe wiedergiebt. Das kleine an ein Badezimmer grenzende Cabinet

ist fast leer. Auf einem Schranke steht die kleine Statue eines Kriegers. Wenn der Fürst bei den politischen Acten, die er auf diesem grünen Tisch unterschreibt, den Wahlspruch dieser Statue im Auge behält, dann könnt' es für diesen Raum keinen passenderen Schutzheiligen geben. Es ist Blücher, der Marschall Vorwärts!

III.

Eine Reise nach Italien.

1843.

---

1. Würzburg.

Ist das der Main? Derselbe träge, charakterlose, gelbe Strom, an welchem die „Geldsäcke Frankfurts" wohnen? Sind das dieselben Wellen, die ohne Poesie, ohne plätscherndes Murmeln, ohne belebendes Fischgewimmel, ohne den Spiegel grüner Uferränder sich in das große Gedicht des Rheins verlieren? Man erkennt ihn hier nicht wieder, den alten, mürrischen Frankfurter Börsenspeculanten. Er hat eine Jugend, die jenes Alter nicht ahnen läßt. In seinen Anfängen keine Spur von dem hypochondrischen Herrn, der sich in seinen alten Tagen hinsetzt, um Capitalien zu hüten und Staatspapiere zu bewachen. Der Main hat eine Jugend, wie ihr sie Alle hattet, eine muntere, lustig sich schlängelnde Jugend! An seinen Ufern sonnt sich auf Bergterrassen die würzige Würzburger Traube, Burgentrümmer ragen von kantigen Felsvorsprüngen herab auf seine schäumenden Strudel; durch den Spessart kämpft er sich wie ein kühner Ringer mit Lurleyecho und Bingerstrudeln hindurch. Erst hinter Aschaffenburg fängt sein Holland an.

Die Würzburger zürnen nicht, wenn man ihre Stadt unschön gebaut nennt. Ihre gedruckten privilegirten Weg=

weiser sagen selbst: „Würzburg ist nicht schön, aber fromm". Die Frömmigkeit wird wenigstens ausgedrückt durch eine Unzahl von Erinnerungen an die alte geistliche Herrschaft, jene wilden Priesterzeiten sowol, wo, wie in Goethe's Götz, die Bischöfe auf der Altane des Bergschlosses mit ihren singenden Liebetrauts und ihren liebenden Adelheits kredenzten, Schach spielten und in Ovid'schen Witzspielen sich übten, wie an jene mildern Priesterzeiten des vorigen Jahrhunderts, wo sich gerade Würzburg des Glückes erfreute, von einer Reihe kunstliebender und hochgesinnter geistlicher Herren beherrscht zu werden. Diese alte Priesterzeit mit ihren steinernen Reliquien sitzt dem jetzigen Würzburg wie ein weitbauschiges, tausendfaltiges, für eine wohlgemästete Körperfülle berechnetes Chorhemd. Es schlottert der bayerschen Kreishauptstadt am Leibe herum und der Körper von heute müht sich vergebens, die Hülle von gestern auszufüllen. Nun stehen sie da diese unermeßlich weiten Jesuitencollegien, diese langen, öden Convicte, diese Klöster und die prächtigen Hallen eines in seiner Art einzigen, durch Pracht und einen wahrhaft stolzen Grundriß ausgezeichneten Residenzschlosses. Es war eine Welt, die einst in freien, großartigen Pulsschlägen hier lebte, und jetzt stockt der Organismus, aus den Steinen ist die Seele entflohen, und wie sich auch der Staat bemühen möge, mit Schulen, Beamten, Soldaten, neumodischen Religionsstiftungen diese Räume wieder auszufüllen, die alte bischöfliche Hoheit weist diesen erniedrigenden Provinzialgeist der Bureaukratie und der Administrativ-Verwaltung zurück. Hunderterlei entgegengesetzte Verwaltungszwecke hat man oft in ein einziges dieser großartigen alten Gebäude eingepfercht, aber man kann die Ruine nicht wieder beleben, dem Ganzen nicht wieder jenen entflohenen Geist wahrhafter Größe einhauchen.

Mit Wehmuth ruht das Auge auf der Façade des Residenzschlosses. Ein Gebäude von Selbstständigkeit, durchaus nicht so sklavisch den französischen Vorbildern nachgeahmt, wie andere Sitze dieser Art. Italiener, nicht Franzosen, haben hier gebaut, gemeißelt, gemalt. Ein anmuthiger Kunstgarten schmiegt sich an das erhabene Gebäude. Der Mairegen hatte die Blüthenbäume erquickt; in frischer Fülle lachte die üppige

Natur dem durch die Wolken dringenden Sonnenstrahl entgegen. Ein schönes Gesetz, das mir besser gefällt, als die Abbitte vor dem Bilde des Königs, schützt mit den nachdrücklichsten Strafen die Singvögel vor jeder Verfolgung, ihre Nester vor jedem Raub, und so zwitscherte es denn auch lustig in den Zweigen und die kleinen Sänger hüpften in den verschlungenen Wegen vertraulich, keines Ueberfalles gewärtig, sicher gemacht durch ihren rechtlichen Schutz, vor dem Wanderer her, schaarenweise, fast mit den Händen greifbar. Und überall tönte doch nur das Echo der Einsamkeit! Der Nachhall eines Verlassenseins, das mir unwillkürlich den Gedanken weckte: Wie viel hat Deutschland an Kraft vergeudet? Wie viel Leben, wie viel Geschichte auf Nichts verwandt! Was ist übrig geblieben von einer Fülle der kräftigsten Anstrengungen, unermeßlichen Volksleiden, von Regentenreihen, die sich einbildeten, für die Ewigkeit zu schaffen? Was Frankreich und England mit dem Fleiß und dem Mark von Jahrhunderten zusammentrug, das steht doch jetzt da in Kraft und Fülle, ist doch ein Besitz der Nation, ein Wall, eine Mauer im Gebäude des Ganzen. Aber wofür hat sich Deutschlands Geschichte gemüht? Jahrhunderte arbeiteten und die Furcht — ist eine Seufzerallee, ein melancholischer Gartenhain, in dem die Nachtigallen nisten, ein ödes Schloß, das niemand bewohnt, dessen Höfe, Treppen, Gänge gespenstisch widerhallen, dessen kunstvolle Deckengemälde abbröckeln, ein Rest, eine Errungenschaft, einträglich nur noch für einen alten Castellan, der uns für ein Trinkgeld die öden Zimmer aufschließt —! Und das hundertfach in Deutschland!

Noch rührender, aber zugleich lehrreich, ist die Stellung, die eine andere, weltlich-geistliche Reliquie, aber mit noch blühender Kraft, hier zur Gegenwart einnimmt. Die berühmte Stiftung des Bischofs Julius, das weltberühmte Julius-spital, hat sich in segensreicher Wirkung erhalten. Bei einem Werk der Pietät, einem Bau, der Menschenliebe gewidmet, mag uns gleichgültig sein, ob ein Krummstab oder eine Krone, ob Priester oder weltliche Beamte diese Länder regierten. Das hinfällige Alter ist ewig; das Siechthum der Leidenden

und die Krankheiten des Gemüths, die in diesem Hospital eine so berühmte Pflege finden, werden nie aussterben. Es ist ein grauenhafter Gedanke, Millionen an Bauten verschwendet zu sehen, deren Bedeutung auf dem Vergänglichsten begründet ist, auf dem Geschmack. Der Geschmack ist wandelbar, die Liebe aber beständig. Alle eure Prachtgebäude, die ihren Zweck nur in sich selbst haben, wie leicht kann eine spätere Zeit sie als geschmacklos stehen lassen! Aber an dem steinernen Koloß des Juliusspitals geht man ohne jede andre Kritik als die — der Nachsicht gegen den zelotischen Tyrannen Julius vorüber.

Man betritt einen großen, geräumigen Hof, wo man rings die Greise und Matronen im milden Sonnenstrahl sich wärmen sieht. Sie sitzen unter den Arkaden oder streifen an der offenen Küche vorüber, wo der Inhalt ungeheurer Gefäße schon am Feuer brodelt, neugierig prüfen sie, was Bischof Julius vor dreihundert Jahren befohlen hat, ihnen heut zu Nacht vorzusetzen. Das Juliusspital hat ein jährliches reines Einkommen von sechsmahlhunderttausend Gulden, das sich durch den Ertrag eigener Heerden, eigener Weinberge, eigener Wälder, eigener Fischgerechtigkeiten bis über eine Million erhöht. Jene langen Fenstergalerieen sind die Säle der Kranken. Ein eben angekommener, sonderbar verschlossener Wagen brachte einen neuen Irren zu Vielen, die in dem Hospitale schon Aufnahme fanden. In dem hintern Garten wandeln die unschädlichen Gemüthskranken, trübsinnig oder mit kindischen Geberden. Sie legen wol selbst mit Hand an, dem Gärtner seine Arbeiten zu erleichtern. Auf den Bänken sitzen genesene Bauern und Handwerksbursche in weißen Kitteln und athmen den stärkenden Balsam der Frühlingsluft ein. In der Klinik dieses Spitals liegt der Ruhm und die Stärke der Würzburger medicinischen Facultät. Hier werden die merkwürdigsten Krankheitsfälle behandelt. Unheilbare suchen hier ihren letzten Trost. Aber die, die vom Leben scheiden müssen und vorher die Pflege des alten Bischofs erlebten, müssen sich dann freilich gefallen lassen, auf jenen kleinen Tisch gelegt zu werden, wo sie der Professor zerschneidet und gliedweise an die lernbegierigen Stu-

denten zum Präpariren austheilt. Ein diesem appetitlichen Zweck gewidmetes kleines Häuschen steht zur Rechten des Gartens, dicht an einem steinernen Bassin, in welchem für die Botanik oder die Apotheke Sumpfpflanzen gezogen werden. Ein Haufen Knochen moderte an den feuchten Mauern. Hätte man diese trübe, letzte Nothwendigkeit der Armuth und des Elends nicht etwas weiter von den Lagerstätten des vielleicht schon aufgegebenen und doch noch hoffenden Siechthums entfernen können?

Man sagt, daß es sich in Würzburg trotz des Spitals sehr heiter und fröhlich leben lasse. Nach der Musik in den öffentlichen Gärten, nach den lebhaften Debatten über das eben geschlossene Wintertheater, nach dem glänzenden Tanzsaale des auch literarisch vortrefflich ausgestatteten Museums zu urtheilen, muß man es wol glauben. In allem Uebrigen liegt das bayrische Bier mit dem edeln Frankenweine im Streite. Ich schied mit dem Wunsche: Möchte die Kelter nie dem Bottich, der Geist der Rebe hier nie dem Geist des Hopfens erliegen!

2. Italien und die Italiener.

Es schwebt mir ein Buch über Italien vor, wie ich es selbst nicht schreiben kann, das man aber schreiben sollte. Wer war nicht von Goethe bis auf Nikolai in Italien? Ich meine gedruckt, in italienischen Skizzen, in Bildern aus Italien, in Jenseits der Berge u. dergl. Aber wie eigenthümlich auch bei Diesem oder Jenem die Auffassung des schon hundertmal dagewesenen Stoffes sein mag, so sind sich doch alle Reiseberichte darin gleich, daß sie sich mit nur ganz subjectiven Eindrücken beschäftigen. Man läßt das Italien von heute bei Seite liegen und gräbt sich nur das antike aus den alten Mauerresten oder lorgnettirt sich das mittelalterliche Italien aus den tausend Ellen bemalter Leinwand heraus. Dem Italien von heute widmet man Klagen über die Gasthäuser und Flöhe, Klagen über die Grenzvisitationen und die tausend Unbequemlichkeiten, deren nordische Verwöh-

nung im Lande des Südens ausgesetzt ist. Von der Lage des Volkes im Großen aber, von den politischen und commerziellen Zuständen, von den Stadt- und Landbehörden, vom häuslichen und gesellschaftlichen Leben der Italiener erfährt man zur Zeit sehr wenig.

Ich sage, daß ein Werk ohne diese Lücken zu schreiben auch mir nicht möglich ist. Es gehört dazu nicht nur eine Kenntniß der italienischen Sprache, wie ich sie nicht besitze, sondern auch ein langjähriger Aufenthalt, der sich's in den Städten bequem gemacht hat, der die Gasthäuser, die großen Hauptstraßen, die Baudenkmäler, die Statüen und Gemälde der italienischen Reisemode überläßt und keine Mühe scheut, von der Oberfläche in das Innere dieser fremden Zustände einzudringen. Möglich, daß ein solches Studium zum Vortheil der Italiener ausfällt. Die italienischen Gelehrten, die sich durch Zuvorkommenheit auszeichnen, würden Versuche dieser Art nach Kräften unterstützen. Raumer, der in seinen Schriften über Italien eine ehrenvolle Ausnahme vom üblichen italienischen Reisestyl zu nennen ist, kann bezeugen, daß man in diesem Falle eine reiche Ernte wenigstens von statistischen Notizen erhält. Die Palme des Verdienstes, ein solches Werk über Italien, wie es wirklich ist, geschrieben zu haben, ist noch zu erobern, und es scheint in der Natur der Sache zu liegen, daß der, der sie einst bricht, kein Engländer oder Franzose, sondern ein Deutscher sein wird.

Da die italienische Reiseliteratur ihrer Natur nach subjectiv ist, so wimmelt sie auch von Unrichtigkeiten. Selbst von denen, die gründlich scheinen, werden Kirchen, Maler und Bildhauer verwechselt. Ein Wust von Notizen wird auf Treue und Glauben, ohne Prüfung, aus einem Buche in das andere verschleppt. Ja, es scheint, als wenn man erst seit kurzer Zeit anfängt, diesen Ballast der Guides des voyageurs einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen. Ist man doch nicht einmal über das Aeußerlichste, über Naturschönheiten, im Reinen. Die Borromäischen Inseln im Lago Maggiore, früher das Eldorado aller italienischen Reisesehnsucht (wozu auch der gute Jean Paul, der Italien nur aus Kupferstichen kannte, beitrug), selbst diese Inseln müssen sich

jetzt gefallen lassen, in ihrer verkünstelten Cultur von neuern Reisebeschreibern geschmacklos genannt zu werden. Den Preis der Oberflächlichkeit verdienen sich auch hier wieder die in Italien so angebeteten Franzosen. Selbst Schriftstellern, wie Alexander Dumas, die in Italien monatelang wohnten, können Lächerlichkeiten, wie folgende, passiren. Alexander Dumas schreibt in der Revue de Paris, er hätte einmal wieder Italien besuchen wollen, aber schon in dem ersten Grenzstädtchen hätte er eine Barbarei gefunden, die ihm so unausstehlich erschienen wäre, daß er sogleich wieder die Rückreise angetreten hätte. Ueber einem kleinen Laden eines Städtchens im Fürstenthume Monaco hätte er gelesen: chi si vende pani e articoli da moda. „Wie," ruft Dumas entrüstet aus, „will dieses Land immer mehr verwildern! In Italien verkauft man in demselben Laden Brot und Modeartikel! Die Bäcker sind Modisten. Wer weiß, ob hier nicht auch die Modisten nebenbei Bäcker sind!" Alexander Dumas hat hier nur einen Beweis der den Franzosen eigenen Flüchtigkeit gegeben. Die gute Modistin im Fürstenthum Monaco war keine Bäckerin, sondern nur ein schlechter Orthograph; sie hatte in pani ein *n* vergessen, und Alexander Dumas hätte wol selbst errathen können, daß unter seinem „pani" panni, T ü c h e r gemeint waren.

Solche Fehler verbessert man nun sehr bald durch das Wörterbuch. Wo aber ist der Schlüssel, der uns den Charakter der Italiener aufschließt? Wir kommen nach Italien mit dem besten Willen, gegen die Nation gerecht zu sein. Wir wollen sie nicht nach unsern Räuberromanen beurtheilen. Wir überreden uns, es sei unmöglich, daß eine ganze Nation nur aus prellenden Gastwirthen besteht. Und doch begegnet uns wenig, was uns bestimmen könnte, zu diesem Volk ein besonderes Vertrauen zu fassen. Wenn man in einer italienischen Stadt an einem Platze steht, ungewiß, welchen Weg man einschlagen soll, wenn man einen reinlich gekleideten Menschen anredet: „Sagen Sie mir den Weg zur ungarischen Husarenkaserne," wenn er ihn uns beschreibt, dann den Hut abnimmt und sich dafür ein Trinkgeld ausbittet; dann kommen alle unsere guten Vorsätze in Gefahr,

umgestoßen zu werden. Man fühlt plötzlich zwischen sich und diesem Volke eine unübersteigliche Scheidewand. Man vermißt die Höflichkeit und das immer artige Wohlwollen der Franzosen, die oft plumpe, aber zuverlässige Solidität der Engländer, vollends aber die biedere Zutraulichkeit der Deutschen. Man sieht ein Volk, das uns jedes Anschmiegens an Andere, ja an sich selbst untereinander, unfähig scheint. Sie isoliren sich Alle; Jeder geht den eigenen Weg, von dem er glaubt, daß er ihn zum Ziele gewinnreicher Geschäfte führen wird. Nichts Herzliches, Trauliches, das sie untereinander vereinigte; die Vereinzelung ist als Volkscharakter so ausgesprochen, daß sie bei den gebildeteren Klassen die abschreckendste Gestalt des Egoismus annimmt. Der Besuch der Wirthshäuser, der Cafés, des Theaters reicht schon hin, um auf diesen scharfgeprägten Gesichtszügen eine sich überall gleichbleibende Linie wiederzufinden, den kalten Zug der Vereinzelung, der Gleichgültigkeit gegen den Andern, der Sorge, sich nicht durch die Unbehaglichkeit des Nebenmannes selbst behelligt zu fühlen, den Zug einer beim gemeinsten Italiener ausgebildeten selbstständigen Individualität, den Zug, in welchem die subjective Kraft der Selbsterhaltung, aber auch ein ganzes Gefolge liebloser Eigenschaften liegt. Sei es nun von Natur oder durch politische Umstände, der Italiener ist ganz Privatmensch. Sein Sinn für's Allgemeine erstreckt sich nur bis zum Rhetorischen, das heißt, bis zum Ruhme, für den er glüht, für den er sich in Leidenschaft verzehrt. Die häßliche Entartung des Ehrgeizes, die Ruhmsucht, hat eine noch häßlichere Schwester, den Neid. Die Italiener sind untereinander neidisch. Auf innere Vorzüge, wie auf äußere Ehre, auf Reichthum, Glück, Verdienst. Daß ein italienischer Maler ein schönes Bild seines Nebenbuhlers zu vernichten suchen kann, ist gewiß. Daß Künstlerneid die Schuld jenes Brandes war, der das Atelier des berühmten Mailänder Bildhauers Pompeo Marchese verzehrte, soll erwiesen sein.

Heinrich Leo hat in seiner, jenseit der Alpen geachteten und übersetzten italienischen Geschichte den Isolirungstrieb der Italiener als ein Merkmal ihrer Geschichte hervorgehoben. Die Uneinigkeit der Italiener ist nicht jene

deutsche Uneinheit, die eine erzwungene, von den Umständen verschuldete ist. Es ist wahr, fünf Franzosen, die sich versammeln, werden sich schnell entschließen, nur eine Meinung und eine That zu haben. Fünf Deutsche haben leider fünf Meinungen, aber wenn es zur That käme, würden sie sich, wenn auch etwas langsam und immer verspätet, doch zu einer einzigen That entschließen. Fünf Italiener aber haben fünf Meinungen und fünf verschiedene Thaten. Nach Karl Ritter's Weise, den Charakter der Geschichte eines Volkes aus seinen geographischen Bedingungen herzuleiten, hat auch Heinrich Leo die Isolirung der Italiener mit jener eigenthümlichen Thälerformation des Landes, die eine Folge des Laufes der Apenninen ist, in Verbindung gebracht. Das Land gleicht seiner Gebirgsbeschaffenheit nach einer Schieblade mit vielen kleinen Fächern. Gefach verhält sich gegen Gefach gleichgültig, und nur die Sprache ist es, welche die Bewohner aller dieser Thäler verbindet.

Es ist gewiß charakteristisch, daß in der italienischen Poesie die Vaterlandsliebe in jener Form, wie dies Element der Begeisterung in der französischen und englischen Literatur lebt, sich nicht ausgeprägt findet. Wir stoßen zwar überall auf blumenreiche Schilderungen der Schönheit Italiens, wir finden, daß die mehr beziehungsreiche Poesie Italiens viel heiße und wahr empfundene Klagen über Italiens Werth und verfehlte politische Bedeutung ausstößt, aber in dem warmen Tone, in welchem Schiller spricht:

> An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an,
> Das halte fest mit deinen starken Armen!

im Tone einer Vaterlandsliebe, die zugleich Bruder- und verklärte Menschenliebe ist, in diesem Sinne möchte man Beispiele, die im Tone der Hoffnung und der Zuversicht von italienischer Anhänglichkeit an die Heimath sprechen, nicht finden. Die politische Poesie der Italiener ist gerade darin so ergreifend, daß der Zorn und die Wehmuth der Dichter eben so wol den öffentlichen Gebrechen, wie der Schlaffheit des Volkes, der Ohnmacht, Gleichgültigkeit, der Zersplitterung der Partheien gilt.

Das Urtheil, das die Italiener über sich selbst fällen,

lautet meist sehr ungünstig. Sie werden zwar nicht geneigt sein, eine andere Nation der ihrigen vorzuziehen, und doch haben sie ihren Landsleuten tausend Dinge vorzuwerfen. Ich habe gebildete Männer in Italien gesprochen, die vor jedem Einzelnen den Hut abziehen und sie Alle zusammen Canaille nennen. Man sieht, es ist der Privat-Gesichtspunkt, wie ich ihn oben nannte. Mensch gegen Mensch, Familie gegen Familie, Stadt gegen Stadt, nichts Allgemeines und Durchgreifendes. Napoleon war ein Italiener und die Italiener haben nicht wenig Ursache, auf ihn stolz zu sein, aber es ist bekannt, daß Napoleon seine Landsleute verachtete und vor allen andern Nationen gerade sie am wenigsten der Freiheit für würdig hielt.

Die Italiener können sich diese Beurtheilung schon gefallen lassen, wenn man hinzufügt, daß sie, ihrer ursprünglichen Begabung nach, vielleicht durchschnittlich das geistreichste Volk der Erde sind. Auch wissen sie dies selbst und sehen mitleidig auf die Fähigkeiten anderer Nationen herab. Der Italiener verbindet eine lebhafte Einbildungskraft mit einem verschlagenen Combinationstalent. Vermuthungen und Schlüsse zu machen, geht ihm rasch von der Hand. Beim gemeinen Mann findet man die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben nicht, aber wenn das Mädchen, das zu einem der öffentlich sitzenden Schreiber tritt, um sich von ihm einen Brief schreiben zu lassen, diesen Brief selbst dictiren wollte, so würde er gewiß lebhafter und origineller lauten, als ein von einer deutschen Bürgerstochter zierlich geschriebener, der sich meist in sentimentalen Gemeinplätzen ergeht. Kann ein weibliches Individuum aus dem Volke lesen und schreiben, so ist auch fast der Blaustrumpf da. Sie phantasirt und dichtet. Die Sprache des Volks ist reich an treffenden Sprichwörtern, ja man würde selbst das ursprüngliche Talent des gelehrten Italieners erst dann richtig zu würdigen wissen, wenn man untersuchen wollte, wie sehr er seine oberflächlichen Kenntnisse durch scharfsinnige Vermuthungen, keckes Tasten und Speculiren zu ergänzen verstanden hat.

Nach dem Zeugnisse: hà spirito! geizt Alles. Der Philosoph auf dem Katheder, wie der Dandy des Corso, der

Staatsmann wie der Morrhaspieler in der Weinschenke — Jeder will, daß man von ihm sagt: hâ spirito. Geist haben, ist hier schön sein; brutus, was in allen Sprachen dumm heißt, heißt im Italienischen häßlich. Wer klug ist, kann nach dem Glauben des Italieners sich Alles geben, selbst die Schönheit. Man möchte bei einem Volke, das mitten in Schönheitsanschauungen aufwächst, nicht glauben, daß es im Stande sein sollte, die Dummheit für garstiger zu halten, als die Häßlichkeit. Freilich ist auch hier bezeichnend, worin der Italiener seinen Geist findet. Da ihm Bildung fehlt, wahres Talent, das Tüchtige und Edle vom Angemaßten und Eitlen zu unterscheiden, so ist er mit seinem Prädicat: hâ spirito! sehr verschwenderisch. Er schenkt es nicht nur dem denkenden Philosophen, sondern auch jeder Narrheit, die im Stande ist, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Bringt diese Aufmerksamkeit Geld ein, so ist ihm jeder Harlekin ein Genie. Wer in Italien von sich reden machen kann, ist der Weise des Tages. Es giebt in Mailand Elegants, deren Geist man deshalb bewundert, weil ihnen eingefallen ist, sich auf ihren Pferden so abgeschmackt nachlässig zu halten, daß auf dem Corso alle Vorübergehende stillestehen. Ein Anderer fährt in einem kleinen Wagen auf dem Corso zehnmal ventre à terre auf und ab. In England, dem Vaterlande der Narrheiten, würde man damit kaum aus der Masse des Modeunsinns hervortreten; in Italien, wo man im Allgemeinen außerordentlich nüchtern, vernünftig und regelrecht sich hält und überall, Sicilien ausgenommen, die geistliche Zucht verräth, hält man solche Geckereien für genial. Ein Knabe ging vor mir her durch mehrere Straßen, schrie wie ein Besessener, schlug mit roher Unart an alle Thüren und geberdete sich in einem Lande, wo zwar Alles laut ist, aber nichts kreischend, nichts vor einer schon genug lärmenden Masse hervortretend, so unsinnig, daß Alles stillestand — und ihn bewunderte! Wenn man in einem italienischen Gasthofe durch einen Nachtunhold, der sich einbildet, eine schöne Stimme zu haben, bis lange nach Mitternacht schlaflos erhalten wird, so ist es nicht Feigheit, daß sich kein Fenster öffnet, um den nächtlichen Schreihals zur Ruhe zu verweisen, sondern die gehorsame

Unterordnung unter Jeden, der die geistreiche Dreistigkeit hat, sich vor uns irgend etwas Verrücktes herauszunehmen.

Vielleicht liegt hierin der Schlüssel, warum man in Italien die deutsche Bescheidenheit Dummheit und die französische Entschiedenheit Genie nennt.

3. Tedeschi. Franzese. Viscontini.

Von den Deutschen ist in Italien nicht viel mehr beliebt, als allenfalls ihr blondes Haar. Man kann es den Italienern kaum verdenken. Jahrhunderte lang haben sie neben der Tyrannei ihrer eigenen kleinen Beherrscher den ungezügelten Kriegerübermuth der Deutschen ertragen müssen. Die römischen Könige kümmerte es wenig, ob sie die Länderstrecken von den Alpen bis zum Tiber mit Feuer und Schwert verwüsteten, wenn sie nur mit der römischen Kaiserkrone wieder heimkehrten. Die Krone der Lombardei, geschmiedet, wie es heißt, aus einem Nagel vom Kreuze Christi, lag eisern genug auf Oberitalien. Gleichsam als wenn man über die nachwuchernde und unverwüstliche Kraft dieses Landes ohne Sorge war, übte man flugs für hier und da erlittene Unbill grausame Rache. Wie oft ist Mailand zerstört worden! Wie oft wurden die reichen Städte der Plünderung von Miethstruppen übergeben, die man nicht bezahlen konnte! Wenn auch die Franzosen in Genua und Pavia blutige Spuren ihrer Rache zurückgelassen haben, so schienen die verheerenden Kreuz- und Querzüge der Deutschen in Italien förmlich von dem Brauch vieler Jahrhunderte geheiligt zu sein.

Italien hat mit Ausnahme des Kirchenstaates in allen seinen Theilen eine Reihe so gewaltsamer Umwälzungen erlebt, es ist so endlos oft der blutigen Gewaltthätigkeit einzelner Dynastieen und einzelner Tyrannen preisgegeben gewesen, daß man fast geneigt sein möchte, beim Italiener eine schon bei ihm ursprünglich gewordene Bestimmung zum Gehorchen anzunehmen. In der That sind die Proben von Selbstständigkeit, die diese Nation zuweilen abgegeben hat, für seinen Freiheitssinn nicht besonders überzeugend ausgefallen.

Ohne Uebereinstimmung keine Kraft und keine Kraft ohne Intelligenz. Italien liegt tief im Nebel einer Priesterherrschaft, welche die ihr so drohend gewesenen Gefahren des aufgeklärten achtzehnten Jahrhunderts glücklich überstanden und wieder vermacht hat, die große Mehrheit des Volkes in einem süßen Taumel, wenn nicht von geistiger Unmündigkeit, doch von Gleichgültigkeit gegen alle höheren Dinge zu erhalten.

Oberitalien steht unter der Botmäßigkeit der Oesterreicher. Man würde unwahr sein, wollte man behaupten, daß diese Regierung schon dauernde Wurzeln auf einem Boden geschlagen hätte, der ihr länger als seit einem Jahrhundert gehört. Man wird es auffallend finden, daß eine Tugend der österreichischen Regierung die Ursache dieser mindergünstigen Stellung ist. Oder glauben die Italiener, daß sie je von Frankreich so milde würden regiert werden, wie sie es vom Hause Habsburg sind? In wenig Ländern mögen so geringe Steuern bezahlt werden, als in der Lombardei. Die blühendsten Gewerbszweige entfalten sich ohne allen äußern Druck, ohne alle finanzielle Plusmacherei. Es ist wahr, Oberitalien ist mit Militair überfüllt, aber mehr zu polizeilichem Zweck für die innere Sicherheit und den Schutz des Landes, als aus Mißtrauen und zur verschärften Obhut politischer Befürchtungen. Die Steueransätze sind äußerst gering. Der bereits fabricirte Seidenstoff zahlt dem Staate nur vier bis fünf Procent seines Werthes. Ein Bürger, der in Mailand sechs oder sieben Gulden jährlich für sein Gewerbe entrichtet, hat in seiner Werkstatt schon eine große Anzahl Gesellen arbeiten. Rechnet man nun dazu, daß die Hauptrichtung aller Thätigkeit dieses gesegneten Oberitaliens die mercantilische ist, erwägt man, daß das österreichische Prohibitivsystem, das sogar die Erzeugnisse der österreichischen Provinzen gegeneinander abschließt, die französische und englische Einfuhr in Schranken hält, so wird man kaum begreifen können, wie man hier dem deutschen Namen so abgeneigt und den Franzosen so zugethan sein kann.

Die Erklärung liegt freilich nahe. Sie liegt im Charakter des Italieners. Die österreichische Regierung, die sich

das Verdienst erworben hat, eine Reihe vortrefflicher Straßen, Brücken, öffentlicher Gebäude dem Lande geschenkt zu haben, hat bei allen ihren Anstrengungen es nicht dahin bringen können, dem Italiener zu imponiren. Imponiren muß man dem Italiener. Das ist das Geheimniß, ihm Achtung abzugewinnen. Furcht und Liebe müssen bei ihm zusammenschmelzen, sonst ist man seinem Witz, seiner Neckerei preisgegeben. Seitdem die Deutschen verrathen haben, daß sie glauben, man müsse Italien milde regieren, haben sie Alles verloren. Dieses Volk will scharf im Zügel gefaßt, scharf angespornt werden. Sein wildes Naturell geht mit einem sanften Reiter durch. Es will keine im Stillen beglückende, sondern eine lärmende Regierung. Es will Pomp, Aufzüge, energische Maßregeln und jeweilige Beispiele von unerbittlicher Strenge. Ob der humane Act, womit Kaiser Ferdinand I. seine Regierung begann, die Begnadigung der politischen Flüchtlinge und Gefangenen, die Früchte getragen hat, die man sich davon versprach? Man hat allen Grund, es zu bezweifeln. Statt einen solchen Act mit Gutmüthigkeit, deutsch gerührt, englisch sentimental, hinzunehmen, hat man ihn mit kalter Malice bespöttelt als einen Beweis haltloser innerer Schwäche. Der Italiener gehört recht eigentlich zu den Menschen, die in jeder Selbstbeherrschung Dummheit sehen. Der Kaufmannssinn dieses Volkes wird ihn nimmermehr glauben machen, daß sich jemand entschließen könnte, seinen eigenen Vortheil freiwillig aufzugeben. Der Narr! der Thor! würden hier die Urtheile über Charaktere lauten, die man jenseit der Alpen Weise und Heilige nennt.

Die Art, wie die Franzosen Italien regiert haben, kann den Italienern noch nicht aus dem Gedächtniß entschwunden sein. Und da sollten sie sich doch eingestehen, daß Frankreichs Art, seine Eroberungen mit Frankreich zu acclimatisiren, die rücksichtsloseste von der Welt ist. Der Franzose spricht Französisch und erwartet, daß der Italiener sich die Mühe giebt, ihn zu verstehen. Der Deutsche lernt Italienisch. Die Oesterreicher stellen nur Italiener an oder solche Deutsche, die Italienisch verstehen. Frankreich zwingt seine heimischen Formen der Fremde auf, spricht Recht nach französischen Ge=

setzen, hebt Rekruten aus, treibt rasch die Steuern ein, alles in kurzer dictatorischer Weise. Wie wenig aber das Alles beiträgt, hier den Franzosen verhaßt zu machen, sieht man in täglichen Erscheinungen. Signore è franchese? fragt die Italienerin, die uns ein Compliment machen will. Erziehung der höheren Klassen, die Bildung der feinern Stände, der Unterhaltungsstoff, alles ist nach französischer Mode zugeschnitten. Die österreichische Regierung in ihrem milden System glaubt das Rechte zu treffen, sich dieser Neigung nirgends zu widersetzen. Die bekannten Napoleonsbilder und Napoleonsstatüen findet man überall, ja selbst in Seide gewirkt, auf der Mailänder Industrieausstellung, von einem Lorberkranz der preisrichtenden Commission bedeckt. Wenn auch die Zahl der zugelassenen französischen Zeitungen beschränkt ist, so scheint man doch gegen Bücher duldsamer zu sein. Die Damenwelt, die jungen Elegants sind so begierig, mit Paris au courant zu bleiben, daß an einem einzigen Tage von einem Buchhändler in Mailand, der Victor Hugo's Burgraves an den Straßenecken angeschlagen hatte, vierhundert Exemplare verkauft wurden.

Die österreichische Regierung vermeidet Alles, was an ihren deutschen Ursprung erinnern könnte. Weder die deutsche Sprache noch deutsche Kunst und Wissenschaft finden für ihre Verbreitung in Italien bei ihr Vorschub. Diese Indifferenz mag bei Völkern, die auf ihre Nationalität stolz sind, bei den Polen, Ungarn, Böhmen, am Platze sein, in Italien ist sie es nicht. Träte die österreichische Regierung den Italienern mit der imponirenden Kraft deutscher Originalität gegenüber, sie würde damit weiter kommen. Man würde wenigstens von ihr sagen: hà spirito! Man würde durch die starke Umarmung sich selbst erstarkt fühlen und sich größer vorkommen, je weniger ihre Herren sich klein machen. Es versteht sich von selbst, daß die Strenge es nicht allein ist, wodurch es den Deutschen möglich werden würde, den Franzosen in Italien den Rang abzulaufen. Der Hinblick auf Deutschland müßte freier und großartiger eröffnet werden. Man müßte in den beiden Hauptzeitungen des Landes

über Deutschland mehr vernehmen, als nur die Reisen, Hochzeiten und Entbindungen hoher Herrschaften. Von Frankreich läßt man die Deputirtenverhandlungen zu, von Deutschland liest man nur Berichte über Ordensverleihungen, Eisenbahnvorfälle und ähnliche Erscheinungen, die unser Land für den Italiener mit der Türkei auf eine Stufe stellen. Bemühte sich die österreichische Regierung, mit Deutschland in Italien Ehre einzulegen, so würde sie auch Ruhm und jene innere Kraft erringen, die ihr auf und über die Gemüther fehlt.

Man wird erstaunen, daß ich, um eine wichtige politische Frage zu erörtern, so viel äußerliche und rein formelle Dinge erwähne. Allein ich glaube, daß bei dem Italiener nichts in die Tiefe geht. So träge, als man sie sich gewöhnlich vorstellt, sind die Italiener nicht. Fleißig arbeiten sie im Felde. In Mailand hämmern und klopfen die Handwerker bis tief in die Nacht. Wo ihnen die lachende Aussicht des Gewinnes winkt, werden sie ihre ganze Kraft nicht allein zusammennehmen, sondern überbieten. Aber ist der nächste Zweck erreicht, so sinkt ihnen die Hand in den Schooß. Die Schwierigkeit ist überwunden und das genügt. Eine eigene freie Arbeit, eigenes Forschen und Ringen, selbstgespornte Thätigkeit findet wenig statt. So schöpft man auch die Begeisterung für Frankreich ganz von der Oberfläche. Kaum weiß man, worauf sie beruht. Erblickt man irgendwo jene politisch-philosophische Unruhe, die sich gegenwärtig der Franzosen bis auf die untersten Klassen bemächtigt hat? Man klagt über die verbotenen französischen Blätter, aber wer würde sie hier lesen? Man gehe den ganzen Mailänder Corso auf und ab und beobachte an jedem Kaffeehause diejenigen Leute, die eine Zeitung in der Hand halten; es sind nur Fremde. Alle jene jungen Elegants, mit den schön frisirten Bärten, die canna d'India in der Hand wiegend — wird einer von ihnen, wenn er seine Tasse Levante bestellt hat, nach dem überall aufliegenden Journal des Débats greifen? Nicht Einer. Die, welche lesen, sind Fremde, und sind es Italiener, so lesen sie die Mystères de Paris im Feuilleton des Constitutionel. Ich muß mehr sagen, ich finde den Geist der gemüthlosen Oberflächlichkeit nicht nur in den Kaffeehäusern, sondern auch in

den Kirchen, in den Theatern, ja auf den Kathedern. Ueberall fehlt die kräftige Haltung, Männlichkeit, der Ernst. Die Devise der Journale heißt: de tout un peu! Die gangbarsten Bücher sind solche, die da lehren, wie man in drei Tagen Französisch lernen und in vierundzwanzig Stunden gescheidt werden kann. Gründliche Werke bleiben unberücksichtigt und nur das hat Erfolg, was der flüchtigen Erwerbung einer oberflächlichen Scheinbildung dienen kann. Die Professoren der Universität von Neapel sollen eine Ausnahme machen.

Um gerecht zu sein, muß man zu den Ursachen dieser bei dem begabtesten Volke der Erde so auffallenden Geistesnullität noch das schlechte Beispiel einer geistesträgen und denkfaulen Geistlichkeit rechnen. Auf diesem Gebiete kann man selbst von Oberitalien nur das Unerfreulichste berichten. Welch ein Heer von schwarzen Strümpfen! Und die Ueberzahl der Geistlichkeit scheint die Herrschaften nur um so sicherer zu machen! Joseph II. hob die Klöster auf; noch sind ihrer wenige restaurirt worden, aber fast möchte man glauben, die Klöster hätten das Gute, diesen Schwarm geisttödtender fauler Menschen vom offenen Markt des Lebens zu entfernen und der Ansteckung vorzubeugen, die von diesen in Weltpriesterkleidung einhergehenden Mönchen unter die große Menge kommt. Da wo die Geistlichkeit auf einer so niedern Stufe steht, wie in der Lombardei, möchte man getrost wünschen, die Klöster wären noch in der alten reichen Zahl vorhanden. Sie sind in diesem Falle wenigstens eine unschädlichere Absperrung des Aberglaubens. Man versichert, daß der Regierung selbst kein Bundesgenosse so lästig sein kann, als diese Geistlichkeit, die immer lärmt, immer intriguirt und für den Fall, daß die nächsten Behörden auf ihre lichtscheuen Ideen nicht eingehen wollen, sich unverweilt nach Wien selbst wendet. Da es auch unter der lombardischen Geistlichkeit nicht an ausgezeichneten Talenten fehlt, die ihre Muße den Wissenschaften widmen, da einige der höchsten Kirchenbehörden, z. B. der Erzbischof von Mailand, ein Tiroler, der Aufklärung geneigter sind als der Finsterniß, so hat sich jetzt ein förmlicher Glaubensbund organisirt, der unter dem Namen der Viscontini mit den historischen Christus-

vereinen in Preußen und ähnlichen pietistischen Propaganden Aehnlichkeit hat. Dieser Bund verfolgt ein planmäßiges Verfahren, um dem katholischen Glauben seine alte Reinheit zu erhalten; er hat sich, unterstützt durch die Reichthümer vieler bigotter Menschen, die sich als seine Werkzeuge brauchen lassen, einen Einfluß angemaßt, der zunächst nur moralisch und in der Dummheit der Massen begründet ist, den aber darum selbst die Regierung zu fürchten hat. Die Viscontini sind gleichsam eine vornehme Muckerparthei der katholischen Kirche Italiens. Die Viscontini krönen und ächten; sie üben eine Vehme, die der Aufgeklärte verachten kann, aber oft bitter empfinden muß. Durch die Viscontini werden Aemter besetzt, Candidaten zurückgewiesen und vorgeschlagen, Ehren und Belohnungen ausgetheilt. Sie haben Schriftsteller im Solde, die ihnen zu Liebe in zwanzig Bänden die Weltgeschichte nach hierarchischen Grundsätzen umschreiben — Cantu. Sie schicken Tractate unter das Volk, kurz sie entwickeln jene emsige Glaubensindustrie, die wir unter andern Bedingungen auch in Deutschland so einflußreich wirken sehen. Als ich zu meinem Erstaunen auf der Mailänder Gewerbeausstellung die kunstvollsten Arbeiten nur anerkennend belobigt, einen Processionsbaldachin aber, eine silberne Monstranz und die Leistungen eines Wachslichterfabrikanten mit Lorberkränzen ausgezeichnet fand, mußte ich annehmen, daß auch die Commission der Preisrichter aus Viscontinis bestanden hat.

4. Einfahrt in Italien.

Durch das wilde Steingeröll des sich erst später zum Weltstrom bildenden Rheins, durch Felsenstraßen, die sich mit bewunderungswürdiger Ausdauer hart an himmelhohen Abgründen hinziehen, durch Thäler, deren Vegetation immer weniger und weniger die Früchte milderer Zonen erzeugt, gelangt man hinter der graubündischen Hauptstadt Chur endlich in die Region, wo man glaubt, daß es Schnee giebt, der so alt wie die Erde ist. Wunderbare Gesteine rechts und links am Wege, sonderbare Ueberreste ungeheurer neptunischer

Umwälzungen der Urzeit und immer zwerghafter werden die Bäume, immer kleiner selbst die traurige Tanne, die unser treuer Begleiter in die Schneegefilde sein wird. Im Dorfe Splügen kann man vom cisalpinischen Leben Abschied nehmen. Es war ein heiterer Maitag und doch fuhr ein eisiger Hauch durch die Luft. Im Kamin des Wirthshauses loderte ein Feuer. Der Blick in die Höhe zeigt, daß wir rings von Wolken umgeben sind. Die Sonne erinnert uns an einen Februartag unserer Heimath, wo die Hoffnung auf Thauwetter durch ein plötzliches Schneegestöber wieder getäuscht wird. All' diese weiß und blau gemischten Wolken werden hieher noch lange nicht den Frühling bringen. Dohlen und Krähen flattern noch ganz in ihrem Element.

Der Postwagen steigt den Splügener Berg hinan. Lebe wohl, was hinter uns liegt! Dieser kleine hellgrüne Schaumstreifen dort unten in dem ungeheuren Kieselbette der Tiefe ist der Rhein, ein Zwillingstheil von ihm, der sich unten bei Reichenau mit dem Hinterrhein verbindet. Ahnt dieser stürzende kleine Bach, was aus ihm die Zukunft kann werden lassen? Abschiednehmend blickt das Auge noch immer hinterwärts auf eine Welt zurück, an deren Stelle jenseits jener Wolkenschleier eine neue Schöpfung aufgehen soll. Werden wir den Frühling drüben wiederfinden? Fast verzagen wir, wenn die Pferde immer schwerer ziehen, die Achse immer tiefer seufzt und uns auch die Krähe nicht mehr folgen will, die hinunterschießt in die grauen steinerfüllten Thäler. Erst liegt der Schnee hie und da zerstreut am Wege, hinter Felsen, zwischen den Zweigen einer Tanne. Man denkt: Das sind Reste von den weißen Ostern, die man hier gefeiert hat; morgen werden sie geschmolzen sein! Bald aber finden sich die verdächtigen weißen Flecken auf der Straße selbst und rechts und links hängen in die Tiefe schon lange weiße Laken hinunter. Bald fesseln den Blick nicht mehr die weißen, sondern nur noch die grauen Punkte, die Steine, die aus der wachsenden Schneemasse hervorgucken — und nun ist Alles Schnee. Aber die Rosse ziehen noch, die großen Güterwagen haben tiefe Spuren im Wege zurückgelassen, die geschmolzen sind, noch geht es eine Stunde muthig hinan. Da stockt der

Zug, der Schnee liegt fußhoch, die Räder versagen den Dienst. Güterwagen, Eilposten stehen schon in Menge an dieser Grenze und werden entweder umkehren müssen oder ausgeladen werden. Für Räderfuhrwerk giebt es keine Straße mehr. Ein kleines Stationshaus beherbergt Arbeiter, die der Post zu Hülfe kommen. Der Inhalt des Eilwagens wird auf einsitzige Schlitten geladen, die Passagiere, je zwei und zwei, müssen hinaus in die Winterluft und, in Mäntel, Pelze, Fußsäcke gehüllt, sich zu demselben Beförderungsmittel bequemen. Eine lange, peinliche Stunde vergeht mit diesen Vorbereitungen. Dann bekommt jeder der kleinen Schlitten ein Pferd, der leere Postwagen bleibt zurück und die kleine Caravane setzt sich in Trab. Erst geht das recht anmuthig fort. Der Schnee ist zu beiden Seiten aufgeschüttet, man fährt lustig und lachend durch diese Wälle hindurch. Bald hören aber auch diese Bequemlichkeiten auf. Der Weg wird uneben, der Schlitten schleudert hin und her, die beiden Passagiere müssen ihre Kenntnisse von der Theorie des Gleichgewichts praktisch bewähren. Es fängt an zu schneien. Der schärfste Ostwind treibt den Schnee in die Augen, die schon, von der glänzenden Weiße aller Umgebungen geblendet, den Dienst versagen. Die Arbeiter am Wege, die den schmalen, kaum sechs Fuß breiten Weg nothdürftig unterhalten, trugen auch deshalb grüne Brillen vor den Augen, was einer Gruppe von Mehreren, die nebeneinander stehen, ein sonderbares Ansehen giebt. Schon fahren wir zwei Stunden, aber noch lange nicht ist die Höhe des Berges erreicht. Zuweilen öffnen sich rechts und links die Wälle und man fährt dicht an den Abgründen hin, die aber trügerisch mit Schnee verhüllt sind. Der Schlitten schleudert hin und her, ein einziger Fehltritt des strauchelnden Pferdes und man läge auf immer verloren in der Tiefe. Plötzlich hält der Zug. Man hört Schellen in der Ferne. Eine Caravane kommt uns entgegen. Das wird Schwierigkeiten geben, aber es giebt noch mehr, es giebt eine Scene aus den Zeiten des Faustrechts. Der Stärkere wirft den Schwächern bei Seite. Der Weg reicht kaum für die Breite eines Schlittens hin; so muß also der zweite beseitigt werden. Man drückt ihn mit Mann und Maus in die

Schneewand hinein. Wir waren die Schwächeren und mußten in unserer Schneenische die Herabkommenden an uns vorüberpoltern lassen. Sonderbare Physiognomieen, die wir in unserer traurigen Lage wenigstens belachen konnten. Die Meisten schienen Touristen zu sein, die in Italien überwintert hatten und zur Saison nach London, in deutsche Bäder, zur Rheinreise zurückeilten. Ergötzlich waren auch hier, wie immer, die Berliner Landsleute. Ein zweiter Nicolai, fröstelnd in leichter Kleidung, warf uns einen tragikomischen Blick zu. Ohne zu wissen, ob wir Deutsche seien, rief er uns händeringend mit berlinischem Accent zu: „Ja, sagen Sie, ist so 'was nur menschenmöglich?" und dabei sträubte sich sein Haar, sein Unglück paarte sich mit Zorn, er hätte die Verwaltung dieser Straße beim Berliner Kammergericht verklagen mögen. Nie habe ich einen Blick von solcher Beredtsamkeit gesehen; es lag Alles darin, eine Beschwerdeschrift über Italien in zwei Bänden, ein Feldzug gegen alle Flöhe, alle Gastwirthe, alle Straßen dieses ungemüthlichen, lieblosen Italien und nun noch diese Schrecken der Rückreise, wo man in jedem Augenblick ein dem Staate und seiner Familie schuldiges Leben riskirt, wo man spurlos im Schnee abhanden kommen und vielleicht erst nach Jahren durch leichenwitternde, schnuppernde Hunde entdeckt werden kann. Endlich war der lange Zug vorüber. Wir wurden aus unserer Nische wieder hervorgezogen, vom Schnee gesäubert, und stiegen rüstig empor. Nach einer Stunde erklärte uns der Führer der Schneecaravane, daß wir bald auf der Höhe sein würden. Sechstausend Fuß über der Oberfläche des menschlichen Daseins! Zwar kaum die Hälfte von der Höhe des Montblanc, aber doch troftreich genug.

Nun ging es bergab. In weiter Ferne leuchtete über den noch immer unabsehbaren Schneemassen und durch das Schneegestöber hindurch am Himmel ein einziger blauer Streifen. Das ist Italien! jauchzte es in der Brust. Und nun hielt sich der Blick ganz an den blauen Streifen und wollte nicht mehr ablassen von ihm und bemerkte dabei nicht, daß gerade erst jetzt die Fahrt besonders gefährlich wurde. Denn nun ging es jählings in die Tiefe, das arme Roß taumelte hin und

her, knickte mit Vorder- und Hinterbeinen ein und erregte durch seine grotesken Tänzersprünge unser Mitleiden mit dem so geängstigten Thier. Die Passagiere mußten jeden künstlichen Balancirversuch aufgeben und sich dem hinten sitzenden Kutscher überlassen, der den Schlitten wie eine Tretorgel behandelte, denn wenn dieser umstürzen wollte, warf er ihn mit den Füßen im Fluge auf die andere Seite. Aber es ging rasch. Der blaue Streifen wurde immer größer, die weiße Schneefläche neigte sich immer sanfter abwärts. Günstige Vögel flatterten mit heiserem Gekreisch über den Weg und nicht lange, so erhob sich aus dem Schnee die österreichische Douane. Das war ein Lärm, ein Fluchen, ein Toben in diesem Caravanserai von Fuhrleuten und betrunkenen Zollwächtern! Dabei stand man mitten im Wasser, denn von dem vielen Verkehr schmolz der Schnee. Jetzt Pässevorzeigen, Kofferöffnungen, die ersten Wirkungen der „Zwanziger", der erste Versuch, sich italienisch auszudrücken. Wo das Wörterbuch nicht ausreicht, nimmt man die Börse zu Hülfe. Endlich auch hier Erlösung; nun noch eine gute halbe Stunde Schnee, dann ein mitten auf der Haide stehender leerer Postwagen, der uns und unser Gepäck wieder aufnimmt und uns nach einer sechsstündigen, mühevollen und doch unvergeßlichen Alpenüberfahrt in raschem Fluge in das erste italienische Gebirgsthal hinunterführt.

Es war Abend geworden. Um das graue Gestein wob sanfte Dämmerung. In der Ferne glühte noch eine Schneekette vom Abendroth der Sonne, die hier unten geschienen hatte, während es oben schneite. Donnernd rasselte der Wagen durch jene wunderbaren Galerieen, die hier die Kunst des Wegbaues mitten durch granitne Felsen gesprengt hat. Diese italienische Auffahrt des Splügen ist in ihren felsigen Schneckenwindungen von der schwindelnden Höhe der kahlen Alpen herab bis in die Tiefe des steinigen Giacomothales eine der wunderbarsten Straßen Oberitaliens, bequem und malerisch zugleich. Eine Cascade, die in tanzenden Sprüngen, von Abhang zu Abhang in die Tiefe stürzt, scheint mit ihr um die Wette zu laufen. Es ist Nacht. In den kleinen Dörfern hört man noch das Gewälsch der am Wege versam-

melten Thalbewohner, das Bettelgeschrei der Kinder, die sich um einen Sou untereinander die Haare ausraufen und, wenn man nicht den zweiten spenden will, uns noch zuletzt auslachen. Es ist neun Uhr und der Wagen rollt in die erste italienische Stadt, in das altberühmte Chiavenna ein, das sich schon seinem Namen nach (Chiavenna, Schlüsselchen) als die Eingangspforte zu Italien ankündigt. Wir erkundigten uns nach dem Namen des Flusses, der das Giacomothal durchschnitt. Es ist die Lira. Eine schöne Vorbedeutung für das Land der Musik, der erste Strom, den wir in Italien sehen, heißt die Lyra! So flüsterte eine empfindsame Engländerin. Ein praktischer Deutscher bemerkte aber: „Miß, unter der Lira kann man auch die Lira austriaca verstehen, den Zwanziger!“ Er hatte Recht. Der Zwanziger ist mehr als die Leier das Symbol Italiens.

5. Die Seen Oberitaliens.

Von den drei großen italienischen Seen machte ich die Bekanntschaft des Garda-Sees vor zehn Jahren. Er wird sich seitdem nicht verändert haben. Wie ein jeder dieser Seen seine eigenthümlichen Reize hat, so ist auch der Garda-See, wenn auch im Ganzen einfacher und bescheidener als die beiden andern, doch reich an lieblichen Schönheiten. Mit Wonne und Wehmuth gedenke ich jener Fahrt mit damals befreundeten Menschen über den glatten Spiegel dieses freundlichen Wassers, dessen Ufer sich von der schroffsten Alpennatur herab bis zu den sanften Umrissen der Lombardischen Ebene abdachen. Von Roveredo herüberkommend, springt uns auf der Spitze des kalten und rauhen Monte Baldo wie urplötzlich der ausgebreitete Spiegel des Garda-Sees entgegen. Mächtig schlägt die Welle an den Molo des kleinen Hafenortes Torbole an; ein leichter Nachen führt uns von den steinigen Ufern rechts und links bald hinunter zu freundlicheren Erscheinungen. Dort zur Seite das Städtchen Riva; der tobende Wildbach Torrente Albola und ein anderer, der Varrone, werfen sich ermüdet vom Zickzack ihrer Gebirgs-

wanderungen durch feuchte, moosbewachsene Felsenspalten in den See hinunter. Wir sahen den Ponalfall. Es steht Alles noch vor mir: die kleinen Häuser, dicht an der schäumenden Cascade angenistet, die schwanken Bretter, über die der Fuß schaumbespritzt, doch sicher hinüberschreitet, die beladenen Esel, die zuversichtlich um den donnernden Fall herum in die Höhe klimmen, das Klappern von Mühlrädern, die der Wildbach, ehe sich derselbe im See ruhen kann, noch bewässern muß, und die feuchten Kleider, die man, weiter segelnd, auf dem schaukelnden Kahn an der brennenden Sonne trocknet. Zur Rechten die großen Citronenpflanzungen eines Grafen, dessen Namen wir wol an irgend einem Palaste Veronas suchen müssen. Die ersten vom Baum gepflückten Citronen, aus Enthusiasmus noch mit Zwanzigern aufgewogen, wurden sorgfältig aufbewahrt bis Venedig, wo sie in die selbstbereitete Limonade ausgedrückt wurden. Es kam die Nacht. An einem Flecken zur Linken, Malcesine, landeten die Schiffer und ein Nachtquartier wurde bis zur zweiten Morgenstunde, wo die Schiffer mit dem frischen Winde zur weitern Fahrt ihre Segel füllen wollten, bezogen. In diesem Orte oder in der Nähe hatte einst Goethe jenes Abenteuer, das er in seiner italienischen Reise beschreibt. Wol sahen wir aus der Nacht jene Mauerüberreste eines alten Schlosses hervordämmern, die damals Goethe, ihrer malerischen Lage wegen, zeichnen wollte. Das Volk versammelte sich um ihn und rief den Podesta herbei, der ihn verhaften wollte, weil er eine Festung der Republik Venedig abzuzeichnen gewagt hätte. Es entstand eine parlamentarische Verhandlung zwischen dem Dichter und der Stadt. Hier rettete ihn kein Faust, kein Mephisto, kein Geheimerath, keine Berufung auf das in Malcesine völlig unbekannte Herzogthum Weimar, sondern das Zufälligste, das von Goethe nicht immer hochgehaltene Frankfurt, seine Vaterstadt. Um der Republik Venedig zu schmeicheln, hatte er sich endlich nach vielen vergeblichen Vorstellungen entschließen müssen, sich für einen Republikaner auszugeben und dies rettete ihn, nicht etwa der Republik wegen, sondern weil plötzlich aus der unruhigen Menge ein Mann hervortrat, der in Frankfurt bei dem Kauf-

mann Bolongaro in Diensten gestanden. Nun war die Verständigung leicht und Goethe schiffte weiter, wie damals auch wir, seine dankbaren Schüler. Am Vorgebirge Virgilio vorüber, landeten wir in Bardolino, mitten in der üppigsten Fülle des italienischen Herbstes, unter Weinguirlanden, Feigen und Oliven.

Jetzt nach zehn Jahren sah ich den zweiten dieser weltberühmten Seen, den Lago di Como. Dieser verhält sich zum Garda-See, wie ein Oelbild zum Aquarell, ein farbenglühender Tizian zu einem Wandgemälde Paul Veronese's. Was dort zerstreut, wimmelt hier in dichten Gruppen; dort Felsen, hier höhere; dort Gärten voll südlicher Schönheit, hier Wälder. Dem Comer-See geben auch die Italiener vor allen dreien den Vorzug; hat er doch den Schnee der Alpen in der Höhe und eine süditalienische Vegetation am Fuß seiner Ufer. Die Woge ist bald stürmisch, bald mildbewegt. Das Klima, durch alle Schichten der Luftveränderung hindurch, mit sanfter, niemals schädlicher Abwechslung. Von Colico bis hinunter nach Como wechselt der Anbau der Ufer zwischen den Staffagen eines einfachen Fischerlebens und den eleganteſten Mailänder Villeggiaturen. Hierher flüchtet die vornehme und reiche Welt von Milano, wenn die Trottoirs daheim zu brennend werden. Unzählbar ist die Menge der lieblichsten Landhäuser, die rechts und links am Ufer, bald auf grünen, wiesenartigen Landzungen, bald auf schroffen und mit Oelbäumen und Cypressen düsterbepflanzten Felsvorsprüngen gebaut sind. Hier ist der Ort, wo die Kaufleute von Mailand zwei Monate im Jahre liebenswürdig werden. Hier nehmen sie die Fremden auf, denen sie zehn Monate in Mailand ihre Paläste verschließen. Hier werden sie Mäcene, kaufen Statüen, Bilder, Bücher und Kostbarkeiten des Luxus. Hier waschen sie in reinen Bergquellen, die von den Felswänden stürzen, ihre vom Zahlbrett eingegrauten Hände. Hier lauschen sie den melodischen Klängen, die von einer rosendurchflochtenen Altane herniedertönen, und erstaunen, daß diese Harfe, dies Piano von den Fingern ihrer eigenen Töchter, deren Talent sie bisher nicht kannten, berührt wird. Unter diese Mailänder Zwanziger-Crösusse mischen sich russische

Fürstinnen, die endlich hier von ihrer Reisewuth ausruhen, falls der Kaiser so gnädig ist, ihre Pässe zu verlängern; berühmte Virtuosen, die sich in Europa Geld genug zusammengestrichen und gehämmert haben, um hier auf einem Fleck der Erde zu vergessen, daß man sie selbst nur zu bald vergessen wird; müde Seelen, die viel gepilgert sind und keinen Ort der Welt so tröstend fanden, als diesen See mit seinen Cypressenufern und Nachtigallenhainen. Die Pasta hat hier eine Villa, die Taglioni eine, und ich bin überzeugt, alle Dichter und gefühlvollen Philosophen der Welt würden hier eine haben, wenn sie solche Kleinigkeiten bezahlen könnten.

Nach der winterlichen Alpenüberfahrt, welch ein Erwachen in Chiavenna! Ich will die Unbequemlichkeiten eines Gasthofes, der sich als deutsch ankündigte und schlechter als ein italienischer war, nicht sehen, will nichts hören von den Klagen eines gichtkranken Engländers, der, begleitet von Söhnen, Enkeln und Enkelinnen, hinter einem großen Glase Porterbier über die ihm noch bevorstehenden Schrecken der Splügner Fahrt die Hände rang. Ich will meine Augen nur weiden an diesem Grün, das da vor mir über die kalkige Mauer eines Gartens herüberragt. Der Frühling ist wiedergefunden und um wie viel reicher, wie viel schöner, als wir von ihm drüben Abschied genommen! Jene langen, grünen Bogengänge sind Weinlaubdächer; die spitzen Zacken der Aloe scheinen diese Festons zu tragen; die edelsten Obstbäume gemischt mit Oliven, die der unkundige Blick nicht mehr mit Weidenbäumen verwechseln wird. Und jene kahlen Bäume sind nicht solche, die erst keimen sollen, sondern die ihre Pflicht schon gethan haben: Maulbeerbäume, deren Blätter für den Seidenwurm gepflückt sind. In der Ecke eines Gartens, hinter Aprikosen- und Pfirsichspalieren, versteckt sich der erste Feigenbaum.

Doch diese lieblichen Umgebungen Chiavennas sind noch erst ein frühreifes Wagniß der Natur; der Weg zur nördlichen Spitze des Comer-Sees führt noch durch ein unfruchtbares, sumpfiges Thal, dessen felsige Seitenwände öde und düster auf uns herabblicken. Scharf faßt uns noch der Wind, der aus den Uferkrümmungen des Sees bläst. Der Weg

führt durch eine öde, seichte Fläche, die vom See abgelagert zu sein scheint. Ziegen und magere Kühe holen sich mühsam das kümmerliche Gras, das hier zwischen Millionen kleiner Kieselsteine wächst. Erst in Colico gewinnen wir Vertrauen zur Gegend und bald wird dies Vertrauen königlich belohnt. Dicht am Ufer des Sees führt eine kunstvoll gebaute Straße durch kleine Stationen, deren wohllautender Name im Einklang mit der immer üppiger werdenden Vegetation steht. Nun verschieben sich die grünen Ufer schon auf malerische Art. Durch Felsengalerieen, in welche herabtröpfelnde Bergquellen sich den Weg zu bahnen wußten, rasselt man schnell hinab nach Bellano und Varenna. Zur Rechten winkt Menaggio und jetzt theilt sich der See in zwei Arme, von denen der eine nach Lecco, der andere nach Como fließt. Hier ist der rechte Mittelpunkt der pittoresken Schönheiten des Sees. Links donnert der Fiume di latte und spritzt seinen weißen Gischt oft in so viel Milliarden Tropfen aus, daß die darauf fallende Sonne ihn mit einem fernhin sichtbaren Regenbogen umzieht. Von Varenna führt uns ein Boot nach dem Vorgebirge, wo sich die beiden Arme des Sees trennen, nach der Punta di Belaggio, einem Felsen, der auf der nördlichen Seite mit rauhen Tannen, auf der südlichen mit der schönsten Blumenpracht und allen Früchten Italiens bewachsen ist. Hier schon sieht man jene Rosenbüsche, die, in vielfachen Verschlingungen mit dem Epheu wetteifernd, in dunkle Myrtenbäume hinaufranken. Die Pförtnerin der Villa Serbelloni geleitet uns auf die höchste, kunstvoll ausgearbeitete Spitze und dann hernieder in die duftenden Bergabhänge, in diese zwar künstlich angelegten, doch dem gesegneten Erdstrich nun schon zur Natur gewordenen Gärten. Dort die Villa Melzi, wo uns die geschmacklose Marmorgruppe eines von seiner Beatrice zu den Sternen geleiteten Dante, der aber das armselige Ansehen eines Schneiders hat, nichts von unserm frohen Humor nehmen soll. Winkt uns doch drüben die Villa Sommariva, diese Centifolie der Kunst. Hinüber! Vorbei an der Cadenabbia, an die vornehme Schwelle dieses fürstlichen Palastes! Welch ein Eingang! Welch ein Gruß der Nachtigallen, die in einer Ueberfülle südlicher Naturschön-

heiten hier mehr zu beklagen scheinen, als nur ihr eigenes Leid, wenn anders die Nachtigall, was ich bestreite, wirklich wehklagt. Diese Villa Sommariva, Erblassenschaft eines Mannes, der seinem Schönheitssinne sein Vermögen opferte, soll demnächst an den Meistbietenden versteigert werden. Herzog von Nassau, Kurfürst von Hessen, hier ist etwas für eure Sucht, Häuser- und Gütercomplexe zu kaufen! Hier ist ein fürstliches Asyl entsagender Zurückgezogenheit, hier kann man Memoiren nicht über ein einfaches Dichter- und Künstlerleben, sondern über Staatsumwälzungen und Regentenlaufbahnen schreiben! Ein großartiger, in einfach edlem Styl erbauter Palast enthält in seinen Corridoren und Sälen Sculpturen und Bilder älterer und neuerer Meister. Und nicht etwa Modelle nur und arme Gypsabgüsse, womit wir übrigen Sterblichen uns befriedigen müssen, sondern die echten eigenhändigen Schöpfungen Thorwaldsen's und Canova's. Von jenem den Alexanderzug, den Napoleon bestellte und Graf Sommariva nach der Katastrophe von Waterloo für sich einlöste. Von diesem Amor und Psyche in einer Umarmung, die ganz das Werk jenes zarten, d·ftigen, anhauchenden Meißels ist, den nach Canova noch kein Bildhauer wieder geführt hat. Von den Gemälden würde eine gewählte Kritik viel ausrangiren; sie gehören größtentheils jener römisch französischen Schule an, die im Genre Appiani's Sinnlichkeit unter dem Deckmantel griechischer Schönheit verbirgt. Dazwischen frostige Nachwehen des republikanischen Römergeschmacks, den Napoleon adoptirte und der in seinen prätentiösen Zeichnungen und kalten Farben zu den häßlichsten aller artistischen Rococos gehört. An der lüsternen Ausbeute einer gewissen Sphäre der griechischen Mythologie, besonders des Kapitels von den mehren Verwandlungen Jupiter's, kann man die Bildung errathen, die der Sammler dieser Schätze vom Geschmack des vorigen Jahrhunderts erbte. Es sind die Götter Griechenlands, die auf der Villa Sommariva herrschen, und wenn man die üppige Blumenfülle ihrer Umgebung durchwandelt, wird man sich wol vorstellen können, wie in diesen berauschenden Blüthengängen, unter Geranien, Kaiserkronen, Azaleen, Rosen, Heliotropen, Lilien

und Orangenblüthen, die Satyrn und Nymphen in Balltoilette einst verstanden haben, ihnen zu opfern.

Ein längerer Aufenthalt in dieser Gegend müßte reizend sein. Ein Obdach in den Gasthäusern wäre bald gefunden, doch müßte man nicht an einem Punkte, sondern überall wohnen. Man müßte den See für ein festes Land nehmen und sich mit der Gondel das Gebiet seiner Existenz vergrößern. Am frühen Morgen durchwandelte man die schattigen Gänge der Sommariva; bei guter Zeit kommt das Dampfboot von Como und bringt Gesellschaft, Briefe, Zeitungen. Mit der Hitze flüchtete man sich an das Ufer, das nach Menaggio führt; hier läßt die Krümmung des Sees immer einen kühlen Luftzug wehen. Das Ufer dieser Bucht ist nicht so reich bepflanzt, aber doch kann man an einem gewaltigen, noch hoch in den Wolken mit Schnee bedeckten Felsen stehen, an dessen Fuß aus einer Spalte mit seinen großen, dunkeln Blättern und Ranken ein Feigenbaum wächst. Die Zierde des Mittagstisches bilden die im See gefangenen Fische; Musik lockt uns auf den Balcon, ein Boot kommt mit Sang und Klang von Bellaggio. Aus allen Ecken läuten grellgestimmte Kirchenglocken. Immer gleich schallt das Rauschen des fernen Fiume, ein Pistolenschuß hallt im Echo der Berge donnergleich wider. Die sinkende Sonne röthet den Alpen zu die weißen Schneekuppen der Berge und endlich legt sich die Nacht mit ihren funkelnden Sternen über Ufer und See. Nichts hört man, als die Nachtigallen des seligen Grafen Sommariva und das eigenthümliche Seufzen der am Ufer liegenden und von den Wellen geschaukelten Gondeln.

Oder auch es hüllt sich Alles in Regen und Nebel. Man besteigt das Dampfschiff und entflieht betrübt, links und rechts an vielen Villen vorüber, nach Como, das eine herzlich langweilige und dringend zur Abreise auffordernde Stadt ist.

Der dritte See, der Lago Maggiore, hochberühmt, vielgepriesen, vielersehnt. Isola Bella und Isola Madre sind Namen, die wie Musik an unser Ohr klingen, die auf deutsche Jünglinge und Mädchen einen paradiesischen Zauber ausüben. Leider entzog mir für diesmal Regen und Nebel die Bekanntschaft dieses Sees. Um ihn zu besuchen, ging ich von Como

über Varese nach Sesto Calende. Der Vareser See bietet einen Sommeraufenthalt für diejenigen Mailänder, die mit ihrer Villeggiatur noch Agriculturzwecke verbinden. Man hat neben dem See hier eine Ebene, in der man die Ernte beobachten und im October einen Hasen schießen kann. Sesto Calende liegt am südlichsten Zipfel des Lago Maggiore, aber dieser bietet sich hier so unvortheilhaft dar, daß man sich an einen mecklenburgischen oder pommerschen Landsee versetzt glaubt. An einer schmutzigen Lache frösteln einige kahle Maulbeerbäume, nüchtern und träge spiegelt der See das Bild des grauen Himmels wider und im Schilfe beginnen die Frösche so wohlbekannte vaterländische Concerte, daß man unwillkürlich an Schmidt von Werneuchen denkt und Goethe's Musen und Grazien in der Mark aus der Tasche ziehen möchte. Ich nahm die Post und fuhr nach Mailand.

6. Mailand.

Die Hauptstadt der Lombardei kann man das italienische Brüssel nennen. Statt des Vlämischen liegt das Italienische zum Grunde. Die Tünche, die äußere Politur und die Tendenz der Stadt ist Paris. Brüssel ist jedoch origineller. Der vlämische Grundstoff ist mannhafter, kerniger, als hier der italienische. Dann ist Brüssel auch von der geistigen Cultur der Pariser beleckt, von der französischen Literatur, den Journalen, dem Partheigeist, der Politik. Nach Mailand scheint bei allem Gallicismus aus Paris nichts gekommen zu sein, als das Modejournal. In Allem, was Zimmerverzierung, Form der Kleider, der Bärte, Frisur, Lehnstühle, Sophas, Wagen, des äußern Anstandes oder jener anstandslosen Rohheit, die oft die Tournure der jungen Männerwelt unserer Zeit ist, betrifft, hängt Mailand von Paris ab, und, was das Trostloseste ist, nichts ist erreicht. Die im Pariser Sinn gedachten Kaffeehäuser sind eng, schmutzig, ohne anständige und zuvorkommende Bedienung, ohne Journale, oder wenigstens Menschen, die sie lesen. Seine Tasse Kaffee bekommt man eine halbe Stunde später, nachdem man sie bestellt hat.

Mag man die Kleider nach französischem Zuschnitt tragen, man sieht sie nicht; das elegante Mailand existirt nicht zu Fuß, es existirt nur per Achse. Man hat eine Art von Boulevards, ohne eine elegante Bevölkerung derselben. Mailand ist in dem Grade eine Stadt der Carrossen, daß sie dem einfachen Fußgänger nur die tödtlichste Langeweile bietet. Es giebt schöne Frauen, aber nur hinter dem Kutschenschlag. Das Mailand, das wir armen Fußgänger genießen müssen, ist ein enges, stinkendes, schmutziges Winkelwerk, in dem sich auch nicht ein einziger großer freier Platz findet, wo man sich vom Gestank der Käse und der in der Sonne schwitzenden Speckseiten erholen könnte. Und nicht einmal Arkaden hat diese italienische Stadt. Ihre Arkaden in der Sonnenhitze sind die Vorhänge der Läden, die einen zwei Fuß breiten schattigen Weg bilden, auf dem man in Gefahr kommt, erdrückt zu werden. Und so lassen sich die Nachtheile der Vergleichung mit Brüssel und Paris bis auf die größern und kleinern Punkte ausführen.

Mailand ist aber eine große Stadt. Sie gehört zu denen, die sich europäisch nennen dürfen. Deshalb legt man einen strengen Maßstab an und fühlt es, daß man hier Dinge vermißt, die man billigerweise finden sollte. Ein Volksleben existirt nicht. Die Noja, die Langeweile, liegt erdrückend über diesem Gewimmel der großen und kleinen Häuser, Straßen und Winkelplätze. Statt der Mandoline Abends der Leierkasten. Um zehn Uhr ist Alles todtenstill und man muß es pure Anmaßung nennen, daß die Theater ihre Vorstellungen von neun bis zwölf geben. Wenn man um zwölf aus der Scala nach Hause kommt, flackert noch hie und da ein Lichtchen in einem Kaffeehause, aber die Straßen sind so öde, daß man nur den Fußtritt der Schildwachen, den Anruf der Patrouillen hört. Mailand ist labyrinthisch gebaut. Der geübteste Ortssinn hat Mühe, sich zurecht zu finden. Das wäre gut bei einer Stadt, die sich von Jahrhundert zu Jahrhundert allmälig entwickelt hat. Das jetzige Mailand ist aber keineswegs von so altem Datum, und man behauptet, dieses Zickzack der Straßen sollte

der Stadt eine Festung ersetzen. Mit Kanonen läßt sich hier nicht operiren oder man müßte Kartätschenschüsse erfinden, die ihr Ziel erreichen, nachdem sie von drei oder vier Mauern abgeprallt sind.

Wer dieser Stadt einen längern Aufenthalt widmet, findet sich allerdings mit der Zeit zurecht. Es zieht sich um die ganze Stadt eine theils bereits recht schattige, theils neu angelegte Allee. Schöne, zuweilen kunstreiche Thore führen mit langen Corsis in die Mitte des Ganzen. Der Waffenplatz mit seiner im einfach edeln Styl gebauten Friedenspforte giebt der Stadt eine vielleicht zu künstliche Ausdehnung. Durch diese Friedenspforte fährt man von Sesto Calende ein. Es ist ein großes Portal mit zwei kleinen Seitenthoren. Das österreichische Kaiserhaus hat hier seine Friedenspolitik versinnlichen wollen. Einige Reiter werfen solche Kränze, wie sich deren an dem Portal des Metternich'schen Schlosses auf dem Johannisberge finden, über das beglückte Italien aus. Ein Reisegefährte verlangte, daß die Pferde anspringen sollten. Als wenn man den Frieden im Galopp bringen könnte! Das Monument in seiner Idee und Ausführung ist trefflich, ob aber politisch? Ob die Italiener es so gemüthlich beurtheilen, wie wir? Ob es nicht rathsamer gewesen wäre, gegen den prahlerischen Arc de l'Etoile in den Pariser Champs Elysées einen Pendant aufzurichten, der die Namen jener Schlachten aufgezählt hätte, in denen Frankreich von Aspern an bis Waterloo erlegen ist? Mich ergriffen immer wehmüthige Gedanken, wenn ich von diesem blendenden Monument des Friedens durch die dunkeln, einfachen Alleen des Waffenplatzes nach Sonnenuntergang lustwandelte. Drüben jenes Castell ließen die Viscontis errichten, um die widerspenstige Stadt zu zügeln. Zweimal zerstörten es die Mailänder. Jetzt ist von dem alten Gemäuer noch so viel übrig, daß es für österreichische Soldaten eine Kaserne werden konnte. Ich sage österreichische, warum nicht deutsche? Gehört das Alles uns? Dürfen wir auf diesen Besitz stolz sein? Müssen wir befürchten, ihn wieder zu verlieren?

Den Mittelpunkt der Stadt bildet der Dom. Erhabene

Schauer durchrieseln Jeden, der ihn zum ersten Mal erblickt. In seiner blendenden Marmorweiße, mit seinen zahllosen Kuppeln, Pfeilern, Bildwerken ragt dieser wunderbare Bau über den Dunstkreis menschlicher Leidenschaften empor. In seinem milchweißen Gestein scheint der Gottestempel von ewigem Mondschein umflossen. Am Abend, am Morgen, bei Sonnenschein, bei Sturm und Regen, immer der gleiche, jungfräuliche Vollmondsschimmer, der den Dom von Allem abscheidet, was ihn umgiebt. Ein Deutscher soll ihn gebaut haben und sagen müssen wir uns: Warum gehören diese wunderbaren Tempel einem Volk, das ihre heilige Bedeutung nicht empfindet? Wo sind hier Augen, die andächtig zur Höhe dieses stolzen und doch demüthig gedachten Tempels aufblickten? Das Ganze strebt kühn empor und hält plötzlich inne. Ein Thurm könnte und müßte diesem Bau fehlen, denn entweder würde er so winzig ausfallen, wie die kleine geschmacklose Spitze, die wirklich darauf gebaut ist, oder er würde ein Riesenkoloß geworden sein, der vielleicht die Schönheit gehoben, aber die Symmetrie der Demuth zerstört hätte. Drinnen, wie groß nimmt uns das auf! Wie strömt das beklommene Herz in eine unendliche Weite, in einen unbegrenzt scheinenden Raum, der hier gewiß in Jedes Gefühlen dem Urgrund aller Dinge gehört! Ein majestätischer Eichenwald scheint sich über unsern Häupten aufzuwölben, und wie verlockend, wie tröstend und beruhigend diese sanfte Dämmerung, die aus den durchsichtigen Teppichen dieser bunten Fenster quillt! Es ist ein Licht wie aus den Reflexen von Millionen glühender Edelsteine zusammengeflossen. Nie habe ich Glasmalereien von solcher Farbenwahl, solcher kaleidoskopischen Ineinandermischung von Hell und Dunkel, von bläulichem Sternenschimmer und Karfunkelglanz gesehen. Dies Roth sind Rubine, dies Gelb Topase, dies Blau Saphire. Die Ueberfülle benimmt dem Dome das Licht, aber hier fühlt man, daß es wol eine Dämmerung geben kann, in der es sich für schwache Seelen seliger lebt, als im Lichte.

Und dieser wunderbare Bau, wessen Lob verkündet er? Das Lob des Herrn, des ewigen Gottes, der Himmel und Erde geschaffen hat? Wo dachtet ihr hin, ihr frommen

Seelen, als ihr solche Tempel schuft? Wer soll sie erfüllen? Vielleicht die Zerknirschung einer ganzen Nation, wenn einmal Krieg und Pestilenz die Menschen in die Gotteshäuser treibt. Aber für unsere täglichen großen und kleinen Sünden, für das religiöse Bedürfniß, wie es kommt und geht, sind sie wahrlich zu groß. Da liegen Hunderte von Menschen auf den Knieen und kaum merkt man sie vor einem der Altäre, die in den Nischen angebracht sind. Der übrige ungeheure Raum hallt wider vom Fußtritt der Neugierigen, der Lungernden, der Bettelnden, eine unwürdige Bevölkerung dieses Domes, den man seiner Bestimmung entrückt hat und in seiner Heiligkeit mißbraucht. Dazu kommt, daß der Dom eben so wenig wie Notre Dame in Paris zur fashionablen Modeandacht bestimmt scheint. Auch der Mailänder Dom gehört den armen Leuten. Selten eine Equipage an seiner Marmortreppe; wenig anständig gekleidete Beterinnen, die dort mit stummer Gleichgültigkeit einem messelesenden Priester zuhören. Die vornehme Andacht sucht, wie in Paris, gewisse kleine entlegene Kirchen auf; ein schönes Auge, hinter einem Schleier, macht in einer Laube mehr Effect, als auf dem offenen Felde. Was ist überhaupt der schöne Mensch im Dom von Mailand!

Im Gewölbe zeigt man die durch ihre Pracht berühmte Kapelle des heiligen Carlo Borromeo. Der heilige Karl, einer von den berühmten Fürstenbrüdern Borromeo, ist nach Sanct Ambrosius der Schutzheilige Mailands. „Wir fürchteten nicht die Cholera," schrieb kürzlich ein im Solde der Biscontini stehender Feuilletonist der Mailänder Zeitung, „denn wir haben den heiligen Karl!" Die Kapelle dieses, wie die Todtenliste der Cholera ausweist, dennoch sehr unwirksam gewesenen Präservativs gegen die Cholera ist von Marmor, mit Gold und Silber überladen. Wenn uns der Kirchendiener in die Gruft führt und mit seiner Fackel die Kerzen am Altare, über dem der Sarg des Heiligen ruht, anzündet, so erstaunt man über diese Verschwendung edler Metalle. Die silbernen und goldenen Basreliefs, welche Scenen aus dem Leben des heiliggesprochenen Fürsten schildern, machen beim flammenden Licht den lebhaftesten Eindruck. Der Altar ist bedeckt von einer Menge kost-

bärer Weihgeschenke, die von den vornehmsten Personen, ja selbst von regierenden Fürsten hieher verehrt worden sind. Napoleon wußte den massiven Gehalt dieser Kapelle zu schätzen und legte auf den Mailänder Dom allein eine Brandschatzung von vier Millionen Franken. Der Dom zahlte und die Kapelle blieb unberührt. Aber der Priester hat uns noch größere Schätze zu zeigen, als nur Gold und Silber. Er nimmt ein weißes Meßgewand vom Altare, legt es sich nicht ohne Feierlichkeit um und rollt mit einer eigenthümlichen Schraubenmaschine einen Vorhang auf, hinter welchem in einem Sarge von durchsichtigem Bergkrystall die sterblichen Ueberreste des heiligen Fürsten sichtbar sind. Es ist ein Skelett, besäet mit Gold und Edelsteinen. An den Knochenfingern stecken Ringe, am Haupte goldene Reifen. Zu seinen Füßen steht eine mumienartige kleine Figur, ein modenesisches Prinzlein, das der Ehre, in diesem Sarge beigesetzt zu werden, vielleicht deshalb gewürdigt wurde, weil der Heilige sein Pathe war. Der starke Schädelknochen des Barromäers hat einen eigenthümlichen Ausdruck, aber ich müßte unwahr sein, wollte ich sagen, daß er anzöge. Es liegt etwas Massives, Stieres, Dumpfes in dieser Knochenbildung, und man begreift hier jenen Fanatismus, durch den sich Carlo Borromeo den Geruch der Heiligkeit erwarb. Denn nächst seinen Reichthümern fielen für seine Seligsprechung jene Verdienste in die Wage, die sich der Cardinal durch die Begründung des Borromäischen Bundes erwarb, einer Liga, die mit Geld und Intoleranz die Flammen des dreißigjährigen Krieges schürte. Der Protestant wird mit unheimlichen Gefühlen diesen Sarg wieder schließen sehen und ein Grabmal verlassen, dessen verschwenderische Pracht sonderbar mit dem überall angebrachten Wahlspruch des Heiligen, Humilitas, contrastirt. In die Anfangsbuchstaben dieses Wahlspruches ist auch regelmäßig die Fürstenkrone verwebt!

Das Sehen von Merkwürdigkeiten darf nicht System werden. Denn die Ermüdung macht auch ungerecht. Zwischen dem Besuch einer Kirche und dem eines Museums gestatte man sich eine Pause, wo man nur genießt und dasjenige prüft, was man aus dem Volksleben mit der Hand greifen

kann! Diese Methode ist kostspieliger, weil sie mehr Zeit erfordert, aber bequemer und zugleich gründlicher. Ich bin viel in Mailand umhergeschlendert; ich war in den Buchläden, wo man nur Kirchengeschichte, katholische Theologie, italienische Poesieen und eine Fluth von kleinen encyklopädischen Bildungsschriften findet. Es kommen auch Journale in Mailand heraus. Der „Polytechnico" ist eine ausgezeichnete Monatsschrift. Auch Revüen hat man, die ebenfalls monatlich erscheinen und sogar, obgleich verworren genug, über deutsche Literatur berichten. Man will Alles so nachmachen, wie es in Frankreich ist, aber es fehlt denn doch die Gründlichkeit, die selbst die Franzosen noch vor den Italienern voraushaben. In den belletristischen Blättern, die nebenbei noch von erlaubtem Nachdruck zu leben scheinen, wimmelt es von Theatergeschwätz. Man wird hier vergebens eine Auskunft über deutsches, englisches und selbst französisches Theater suchen, gewissenhaft aber Berichte finden, mit welchen italienischen Sängern in Berlin, in Gibraltar und Constantinopel das neueste Werk des Sommo Maestro Donizetti „Fanatismo" erregt hat. Die witzig seinwollenden Autoren befleißigen sich eines Styls à la Jüles Janin, dessen Manier sie so übertreiben, daß ein wahrer stylo scaramucoio herauskommt. Es versteht sich von selbst, daß man bei jedem Buche, das man zu kaufen wünscht, handeln muß. Die Frage: Was wollen Sie geben? vorgelegt in einem großen Kaufgewölbe, ist so häßlich, daß man sich darüber versucht fühlt, oft den ganzen Handel abzubrechen. Man fordere den Preis, unter dem man eine Sache nicht lassen kann, und muthe uns nicht ein Marktten und Feilschen zu, wozu wir weder die Geduld noch den Krämersinn haben.

Mein Lieblingsweg ging täglich über den Corso in die Gardini publici, die eben so wenig, wie in Venedig, beliebt sind. Links hört man an dem hohlen Widerhall einer Militairorchestermusik, wie sparsam der heutige Besuch des Reitercircus ist. Drüben liegt das Tagtheater della Stadera, wo man heute hohe Stelzentragödien, über die Alles weint, morgen die albernsten Farcen giebt, über dic Alles lacht. Die Gärten selbst gehören nur den Kindern und den Hunden, die sich zu-

sammen auf dem grünen Rasen tummeln. Eine Terrasse führt auf den schöneren Theil des Walles; links das saftige Hellgrün der königlichen Gärten, rechts die Kette der noch schneebedeckten Alpen. Der Weg führt an einem Correctionshause vorüber, wo das Lachen und der lustige Gesang der Gefangenen zwar auf ein humanes Pönitentiarsystem schließen läßt, die Abschreckungstheorie aber für die Menge Vorübergehender und neugierig Zuhorchender zu sehr aus den Augen gesetzt wird. Aus dem Thore rechts kommt man nach der Eisenbahn, die nach Monza führt, auf welcher der dem Italiener eigene Verschönerungssinn einen Fehler gemacht hat, der keine Nachahmung verdient. Rechts und links hat man die Bahn mit Bäumen bepflanzt, wodurch für das vorüberfliegende Auge ein wahrhaft krankhafter Reiz entsteht. Endlich an der Porta Vicentina kehrt man in die Stadt zurück. Hier und an der Porta Ticinese hat man das Leben des gemeinen Mailänder Volkes; es ist einfach, prosaisch, langweilig. Die Menschen sitzen und glotzen vor ihren Boutiken und warten, bis ein ungarischer Grenadier eintritt, um sich ein Viertelpfund Käse zu kaufen. Die Frauen bessern alte Lumpen aus, die Kinder schreien dazwischen und zuweilen fährt eine vornehme Carrosse durch ein Gedränge von Menschen, die entweder die Fröhlichkeit nicht kennen, oder denen ihr dumpfer, brütender Zustand selbst schon das größte Vergnügen gewährt.

Am Dom vorüber, von der Porta Orientale herauf, finden des Abends jene gepriesenen Mailänder Corsofahrten statt. Wer daran etwas Unterhaltendes findet, muß eigene Begriffe von Langerweile haben. Mir erschienen sie lächerlich. In einer engen Straße, die noch Raum für zwei Reihen Fußgänger und die Tische der Sorbettiere haben soll, fahren auf- und abwärts an einander zwei Reihen Carrossen vorüber. Die Wagen sind sehr elegant, obgleich geschmacklos grell in ihren Farben. Die Pferde, Landsleute aus Holstein und Mecklenburg; die Damen wahrscheinlich sehr schön und vornehm; aber nirgends ein Punkt, diese zahmen olympischen Spiele gut zu beobachten. Der Corso ist nicht einmal mit Gas erleuchtet. Dürftig schimmert das Licht aus den Läden und

Kaffeehäusern. Und nun ein Wagen nach dem andern, der uns nichts angeht und den wir nichts angehen. In Hamburg, Berlin und Wien kann man bei jeder besuchten Oper dies Schauspiel besser genießen. Man hat dort wenigstens den Vortheil, die schönen Frauen aussteigen zu sehen. Wenn in Mailand der Corso breit genug und die vornehme Welt harmlos genug wäre, ihre Wagen in der Mitte kutschiren zu lassen und nebenbei auf dem Trottoir anmuthig hinzuschlendern, so ließe ich mir gefallen, eine Stunde lang vom Café de Servi aus eine solche Corsofahrt zu beobachten. So aber, wie sie ist, trieb sie mich entweder in's Theater oder in's Bett.

Eines Abends, die Sonne war eben hinter dem Monte Rosa verschwunden, führte mich ein Spaziergang an eine entlegene Gegend der Stadt, in den Vorhof einer einfachen. niedrigen Kirche. Es war San Ambrogio, eine der ältesten christlichen Kirchen. Alles still in den Kreuzgängen, welche die niedrig gelegene Kirche umgeben. Nicht ein einziger verlorner Beter in dem dunkeln, stillen Gotteshaus. Schauer erfaßte mich, wenn ich dachte, was sich schon Alles an dieser Stätte, die vor dem Dome die Kathedrale Mailands war, begeben hatte. Jene eisernen drahtüberflochtenen Thüren wagte einst Bischof Ambrosius vor dem Kaiser Theodosius zu verschließen, der mit blutbespritzten Händen, hier draußen, in diesem Vorhofe, anpochte, um nach der grausamen Züchtigung von Thessalonich Gott anzubeten. Sind die Thüren nicht die echten, so sind es doch die Angeln, die Pfosten, die Pfeiler; ist es doch die Schwelle, auf die Theodosius sich reuevoll niederwerfen und in dem Muthe des entschlossenen Kirchenfürsten die strafende Hand Gottes erkennen mußte. Hieher geht, ihr Oberhofprediger, die ihr an jedem Sonntage in euren fürstlichen Schloßkirchen eine neue Tugend des Landesvaters mehr zu rühmen wißt; hier lernt den evangelischen Muth, ihr Geistlichen, und den evangelischen Gehorsam, ihr Fürsten! Friedrich Barbarossa, der für einen albernen Mummenschanz, den die Mailänder mit seiner Gemahlin getrieben, die damals schon große und mächtige Stadt Mailand der Erde gleich machte, hat in seinem, wie Professor Schubert

in München behauptet, „gerechten" (!) Zorne San Ambrogio verschont. Den Zerstörungen Attila's und Barbarossa's verdankt Mailand seine Armuth an antiken Bauwerken. Wie großartig das alte Mediolanum angelegt und geschmückt gewesen, beweisen die an dem Corso der Porta Ticinese gelegenen sechzehn antiken Säulen, die man sonderbarerweise immer mit der in der Nähe befindlichen eleganten St. Lorenzokirche in Verbindung bringt. Es war für mich der Anblick dieser verwitterten und doch so grandiosen Säulen ein Begegnen mit dem Alterthum, eine Ahnung der Schönheiten Roms, die mich mit Schauer ergriff. Wie ernst, wie hoheitsvoll blicken diese sechzehn Zeugen geschwundener Zeiten auf die kleine Welt herab, die hier an ihrem Fuße Kirschen und Melonen ausschreit, Käse wiegt, auf ihrem Schafte Bilderbogen voller Heiligen, Schwefelhölzer, Kaffeekannen und blecherne Suppenlöffel ausgebreitet feil hält! Es soll die Façade eines Herkulestempels gewesen sein.

Der stereotype Besuch jedes Fremden, der nach Mailand kommt, gilt der Brera und der Ambrosianischen Bibliothek. Die erstere ist eine Art Akademie und enthält Sammlungen für alle Zweige der Kunst und Wissenschaft. Die Gemäldegalerie enthält in leider zu dunkeln Sälen viel Ausgezeichnetes. Die Ordnung der Bilder ist wissenschaftlich. Auch dient sie zur Ergänzung für eine Malerakademie, deren Eleven man hie und da, leider immer störend genug, vor den ausgezeichnetsten Bildern auf hohen Brettergerüsten arbeiten sieht. Die Reisehandbücher führen Alles getreulich auf, was man hier von schöngemalter Leinwand finden kann. Wer, wie ich, im Allgemeinen gegen die Malerei spröde ist, wird nicht viel finden, was ihn dennoch zwingt, sich vor ihrem Genius zu beugen. Was ist an jener Madonna von Guido Reni, vor der zwei Dilettanten an Copieen arbeiten? Ist die Mutter Gottes wirklich eine so vornehme italienische Prinzessin gewesen, wie sie uns hier mit einer abschreckenden aristokratischen Hoheit anblickt? Sie hält ihr Kind uns entgegen, nicht als den künftigen Erlöser aus Liebe, sondern aus Gnade, mit dem ganzen Stolz eines altadeligen Hauses, das sich in diesem Sprossen die Fortdauer seines erlauchten Namens gesichert

hat. Einen sehr sauber ausgearbeiteten und schöngemalten Kopf sieht man von Raphael Mengs, von Leonardo da Vinci einen geretteten Frescokopf mit der gewöhnlichen Tiefe seiner Charakteristik. Ein Schweißtuch, von Guercino gemalt, ist grausenhaft wahr. Man glaubt die heißen Tropfen, vermischt mit Blut, herabrinnen zu sehen. Die berühmtesten Bilder dieser Galerie sind bekanntlich das Sposalizio Raphael's und die Ausweisung der Hagar von Guercino, zwei kleine Bilder, vor deren tiefanregender Schönheit man allerdings lange verweilen kann. Das Verlöbniß Maria's mit Joseph ist eine Jugendarbeit Raphael's, eine erste Pinselprobe; man würde dem spätern Meister weder die stereotype Aehnlichkeit aller der hier gezeichneten Figuren, noch den Schattenmangel, noch den geschmacklosen großen Tempelkasten, der den Hintergrund bedeckt, haben hingehen lassen! Aber wie ist doch das Ganze so lieblich! Welcher Hauch südlicher Milde weht durch diese sanften Farben! Wie rein offenbart sich schon hier jene hinreißende Idealität, die in allen Schöpfungen des großen Meisters lebt! Auch hier ist Alles rein menschlich, rein wirklich, gemüthlich, anschmiegsam. Der Eindruck des Ganzen ist ein einiger. Nichts zieht uns hier oder dort hin, Alles lebt in dem einen Gedanken, dem Verlöbnisse zweier gottgeliebter Menschen. Ein Gegenstand, der ohne alle kirchlichen Schnörkel, ohne alle mystischen Allegorieen, ohne alles Beiwerk fremdhergeholter Symbolik rein menschlich und deshalb auch rein poetisch aufgefaßt und wiedergegeben ist. Aller Zweifel ist fern. In dem Augenblick, wo der Priester die Ringe wechselt, blickt wol manche der Jungfrauen rechts und mancher der Jünglinge links abwärts, aber keiner mit Verstandesglossen, keiner, der nicht mitten in der Sache und tief ergriffen wäre vom magnetischen Moment dieses symbolischen Actes. Es ist, als durchzuckte ein Blitz die ganze Versammlung. Gespannte Neugier bei den Mädchen, ernste Billigung bei den Männern. Der Schimmer der beiden Reifen scheint sie alle zu blenden; sie scheinen zu glauben, daß in dieser Minute sich etwas begiebt, was jenseit aller Berechnung im Reich der Ahnung und des Wunders liegt. Es ist dabei eine Scene, wie sie nicht vor tausend Jahren in Palästina sich ereignete, sondern

wie sie alle Tage in jeder Landkirche, vor jedem Hausaltar stattfinden kann. Und dies Alltägliche gerade ist der Schlüssel einer so lieblich überredenden, so einschmeichelnd fesselnden Wirkung. Wenn man von dem Bilde scheidet, geht man erheitert, denn man fühlt, so etwas muß und wird ewig leben.

Anders ist es mit dem berühmten Guercino; hier ist Schmerz, Zerrissenheit, tiefe Wehmuth. Abraham entläßt Hagar, weil sie ihm außer Ismael keine Kinder mehr gebiert. Mit Sara, die uns nur den Rücken zuwendet, besteht das Bild aus vier Personen; das Ganze ist Kniestück. Jede Figur hat ihren eigenen Ausdruck, und einen so tiefen, daß man sich ihm nachhängend in die düstersten Betrachtungen verliert. Wenn man Abraham, nicht seines Antlitzes, das frisch und lebenstrotzend ist, sondern seines weißen Bartes wegen für zu alt findet, als daß er sich über die Unfruchtbarkeit seines Weibes wundern könnte, so ist das mehr ein witziger Einfall, der die patriarchalische Einfachheit des Bildes eben darum nicht stört, weil für Hagar dieser greise Abraham aus gehorsam weiblicher Hingebung ein Jüngling ist. Er verstößt sie, das ist hart, aber ein höherer Geist, jener prophetische Geist, der sich in der verklärten Hoheit seiner Züge ausgeprägt findet, entschuldigt seine Härte. Es ist nichts Leidenschaftliches, Frevelndes im stolzen Blick seines Auges. So, wie er einst das Messer ergreifen wird, um sein Kind dem Höchsten zu opfern, so sagt er zu Hagar: Gehe, weil es der Herr will, gehe, weil du nicht bleiben darfst! Und Hagar klagt diese Marmorruhe nicht der Marmorkälte an, sie ringt nicht die Hände, wie sie würde ein Franzose gemalt haben, sie zeigt nicht stolz auf den kleinen weinenden Ismael. Weder Uebermaß des Schmerzes, noch Trotz liegt in ihrem feuchten Auge, sondern etwas Anderes, Höheres, Tieferes. Es ist Gehorsam, Scham, stiller Schmerz, daß es ihr nur einmal gelang, für die Umarmungen eines Mannes in einem Kinde ihm Dank zu sagen. Es ist das zerknirschte Selbstbekenntniß der Unfähigkeit, an der Spitze einer großen Familie zu stehen, und in einer gewissen Härte der Formen, in einem gewissen harten Tone der Incarnation hat der gedankenreiche Künstler diese Unfähigkeit angedeutet.

Es sind nicht zwei Menschen, die sich trennen, trennen aus Grausamkeit, sondern zwei Principe, die sich trennen müssen aus Nothwendigkeit. Der kleine Ismael beweint diese Nothwendigkeit. Hagar weint über Ismael. Auch in Abraham's Innern quillt die Thräne, doch das Auge des Sehers drückt sie zurück. Was nun auch der Beschauer über diese Scene empfinden mag, dafür giebt uns der Künstler den breiten Rücken der Sara. Auf diesen Rücken kann man schreiben, was man will, und eine etwas schnippische Wendung des Haubenstriches über die Achsel deutet an, daß sich auch in dieser heiligen Sphäre die Eva-Natur eines triumphirenden Weibes nicht wird verleugnet haben.

Auch in der Ambrosianischen Bibliothek, deren Hauptschatz ihre berühmten Manuscripte sind, findet man gute Bilder. Sie sind nicht so kostbar umrahmt, wie die in der Brera, sie sind auch meist nur klein und geben von berühmten Meistern oft nur Studien und kleine Staffeleiabfälle. Aber sie bekommen gerade dadurch einen antiquarischen Charakter, der uns mit besonderer Neugier bei ihnen verweilen läßt. Für den Raphael'schen Carton: die Schule von Athen, hätte ich mir ein schärferes Auge gewünscht. Allerhand kleine Tiziane hängen zerstreut umher. Auch Köpfe von Leonardo und groteske Zeichnungen von Michel Angelo. Wahrhaft geschämt habe ich mich, mitten in diesen werthvollen Arbeiten eine lächerliche Pinselei, die Bekehrung des heiligen Eustachius darstellend, als ein Werk Albrecht Dürer's angegeben zu finden. Schon der Blick auf einen allerdings auch nicht sehr schmackhaften, abgeschlagenen Johanniskopf von der Hand dieses Malers (welcher arme Nürnberger Diebeskopf mag ihm zu dieser Studie von der Scharfrichterei seiner Vaterstadt geliefert worden sein?) kann beweisen, daß Albrecht Dürer eine solche Arbeit nicht hat liefern können. Auf diesem Bilde kommen Pferde, Hunde und Hirschkühe vor, die aus Lebkuchen gebacken oder aus Holz gedrechselt scheinen. Die Bäume sind von lackirtem Blei und die Wolken von Glas, kurz die Arbeit ist so stümperhaft, daß man die Behörden auffordern möchte, Untersuchungen anzustellen, ob

dies Bild wirklich mit Recht Dürer's Namen trägt. Man möchte glauben, die Italiener hätten es aufgehängt, um die deutsche Kunst lächerlich zu machen.

Am Fronleichnamstage, dessen glänzend vorbereitete Procession am regnichten Wetter scheiterte, besuchte ich in Begleitung des geistreichen und gefälligen Professors Menini, dem die deutsche Literatur für seine ihr gewidmeten Bemühungen zum höchsten Dank verpflichtet sein muß, die Werkstatt Pompeo Marchese's. Die Italiener, die den Thorwaldsen der Welt überlassen, halten den Pompeo Marchese für den ersten jetzt lebenden Bildhauer Italiens. In der That ist sein Name in die neuere Kunstgeschichte mannigfach verflochten und die Zahl seiner öffentlich ausgestellten Leistungen ist groß, wie die seiner Schüler. Selten wird man hinter einer kleinen Thür, die der Eingang eines kahlen und unbedeutend scheinenden Hauses ist, zu einer so enttäuschenden Ueberraschung eintreten. Das Atelier Marchese's ist schon seiner lieblichen Lage wegen sehenswerth. Um einen nicht großen, aber in üppigster Blumenpracht blühenden Garten ziehen sich die reichen Hallen bald der Werkstatt, bald des Museums in gefälliger Symmetrie. Der Fuß schreitet über Marmorsäulen; rechts und links liegen vollendete oder in Arbeit begriffene Sculpturen, Modelle berühmter Werke, die man von Marchese in Wien, Mailand und im übrigen Italien sehen kann. Auch Meister Goethe, wie dieser nur von einem Italiener, der nichts von ihm gelesen hat, wiedergegeben werden kann, sitzt im Modell gar stattlich in einer Ecke dieser weiten Hallen. Die Ausführung war bekanntlich ein Geschenk, das einige in Mailand etablirte Frankfurter Kaufleute der Vaterstadt am Main verehrt haben. Selten ist wol eine reiche Gabe unter so ungünstigen Verhältnissen zugedacht und so kalt aufgenommen worden, wie dieser Marchese'sche Goethe in Frankfurt am Main. Es läßt sich an der Statue nichts aussetzen. Sie ist in dem Styl, wie die italienischen Bildhauer alle ihre berühmten Poeten, Historiker, Philosophen, Nationalökonomen u. s. w. zur Anschauung bringen. Daß Goethe sitzt, statt zu stehen, hat mir wegen seiner bekannten Liebe zur goldenen Behaglichkeit immer

besser geschienen. Nun aber traf es diese Statue übel. Die Frankfurter hatten es gerade so weit gebracht, daß sie in der Zeit des jetzt vielleicht endlich geheilten Denkmalsiebers*) auch ihren Goethe haben wollten. Und zwar einen recht strammen, stattlichen, bronzenen, mitten in die dankbare Stadt hinein, auf einem großen Platz oder am Ende einer großen Straße. Mit Thorwaldsen und Schwanthaler wird unterhandelt, ein Comité errichtet sich, Geldbeiträge fließen reichlich. Siehe, da kommt mitten unter die Subscriptionslisten ein fix und fertiger marmorner Goethe aus Mailand, ein Geschenk dreier patriotischer Frankfurter, die den bedeutenden Preis, den Pompeo Marchese für seine Arbeiten nimmt, aus eigener Tasche bezahlt hatten. Sie boten ihren Goethe nicht zum Verkauf, sondern zum Geschenk. Sie wollten die Spesen, die Kosten der Aufrichtung, alles selbst übernehmen, diese ehrenwerthen Männer. Aber man nahm ihr Anerbieten, diesen Goethe an die Stelle des projectirten zu setzen, nicht an. Man betrachtete die Arbeit des Italieners mit Gleichgültigkeit, und hat sie jetzt in das Vestibül der Bibliothek gestellt, wo sie ansehen kann, wer will. Den echten Frankfurter Goethe wollen sie auf den Komödienplatz stellen, gegenüber den drei Hasen, umgeben von Häuserchen, die im Hypothekenbuch ihrer Lage wegen hoch angeschrieben stehen mögen, in Wahrheit aber eine des Dichters unwürdige Staffage sind.

Doch zurück zu Marchese. Mag ihm auch die deutsche Heroenwelt verschlossen sein, die italienische beherrscht er meisterhaft. Von seinen allegorischen Gruppen werden die einfachsten am meisten ansprechen. Für die vielen geschmacklosen Civil- und Militairbehörden, die sich kopfweise hier aufgeschichtet finden, kann die Kunst nicht, die nach Brot geht. Wahrhaft lächerliche Fratzen sieht man, Köpfe, die nicht werth sind, aus Brotkrumen nachgeformt zu werden, geschweige aus Marmor. Einige Denkmäler zu Sarkophagen sind wahr empfunden. Vor einer Gruppe, welche die Kreuzesabnahme Christi dar-

---

*) Spätere Anmerkung. Die vielen großen Männer, die wir seitdem bekommen haben, begnügen sich jetzt schon eher mit bloßen Büsten.

stellt, sollen Kenner mit Bewunderung stehen. Wer verdenkt es dem Künstler, daß ihm der Ruhm, den er für dies Werk erntete, süß schmeckt und er sich ein wenig zu oft in der Wiederholung ähnlicher Ideen bewegt? Im Allgemeinen bemitleide man jeden Künstler, der in die Lage kommt, viel Geld zu verdienen. Er hört auf, sein eigener Herr zu sein. Der Geschmack der Besteller wird ihm erst Befehl, allmälig Gewohnheit. Er wird in Welten heimisch, die seinem Genius hätten fremd bleiben sollen. Dies Gefühl erwecken besonders die religiös-kirchlichen Arbeiten des Künstlers. Die Bildhauerei gehört der Erscheinungswelt an, die Religion der Welt der Ahnungen. Ist schon die Verzierung jenes ungeheuern Sockels, den ich eben in Arbeit fand, auf welchem Blumenguirlanden mit allerdings wunderbarer Feinheit in Marmor ausgehauen waren, deshalb eine Verirrung, weil das Wesen der Blume recht eigentlich der Malerei angehört, so geht doch jene gewaltige Gruppe, die auf diesen Sockel gestellt werden soll, eine plastische Allegorie der Religion, völlig über die Grenze hinaus. Eine Himmelskönigin mit einem todten Christus im Schooß, umringt von Gruppen Andächtiger. Weiber, Kinder und Greise, die sich drängen, die Fußzehen des Gekreuzigten zu küssen. Ist das eine Allegorie der Religion oder eine des Aberglaubens? Die Himmelskönigin hat eine Strahlenkrone um's Haupt. Strahlen, Lichtstrahlen, durch Marmor ausgedrückt! Wohin geht ihr wieder, ihr Künstler? Ist das nicht eine Conception im alten jesuitischen Geschmack? Fehlt da noch etwas, daß man nicht den Tüncher ruft, den Marmor zu übermalen, oder wenigstens den Gürtler, die kalten Marmorstrahlen zu vergolden? Man forderte mich auf, in ein Besuchbuch, das der Künstler offen liegen hat, einen Denkspruch zu schreiben. Ich hätte, im Gefühl, daß mir ein einziger schöner Kopf, eine einzige schön gegliederte Figur lieber ist, als dies heillose allegorische Gruppenwerk, hineinschreiben mögen: Vergäße doch die Bildhauerkunst nie, daß sie der Triumph der Einfachheit sein soll!

Wie prosaische Gemüther es giebt, hört man recht beim Urtheil über einen Kunstgenuß, der zu den ergreifendsten gehört, welche die Wanderung durch Italien nur darbieten kann.

Von Leonardo da Vinci's Abendmahl heimkehrend, sagen so viele Reisende: „Der weite Weg nach Santa Maria della Grazie belohnt sich nicht. Das berühmte Bild ist an der Wand eines häßlichen, dunkeln Saales so gut wie nicht mehr vorhanden.“ Und gerade diese Wanderung hat mich tief erschüttert. Von diesem berühmten Abendmahl, diesem edlen, in so einfacher und fast architektonischer Harmonie gehaltenen Bilde, sind tausend und abertausend Copieen fast in jedem christlichen Hause irgendwo in einem Zimmer zu finden; schon Millionen Confirmanden haben vor ihm die Schauer der ersten Einladung zum „Tisch des Herrn“ gefühlt und von diesem Bilde, wie Leonardo da Vinci es mit eigener Hand malte, ist so gut wie nichts mehr übrig. Er malte es für den Eßsaal eines Klosters. Die Mönche müssen begieriger in ihre Schüsseln, als nach jenem Symbol des Geistes, in dem sie diese leeren sollten, geblickt haben; früh schon zeigte das Bild Spuren gleichgültiger Behandlung. Dann kamen die Zeiten der Barbarei, die Revolution und aus dem Speisesaal des Klosters wurde ein Stall für die Pferde französischer und österreichischer Cavalerie. Leonardo da Vinci war bekanntlich ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber. Das berühmte Roß, das der auch als Bildhauer große Mann fertigte, zerschossen ihm vor seinen eigenen Augen französische Reiter, die dasselbe zur Belustigung als Zielscheibe wählten. Auch sein Abendmahl ging drei Jahrhunderte später durch französische Pferde und Stallknechte zu Grunde. Später entdeckte man die Barbarei und hat von der weltberühmten Schöpfung so viel gerettet, daß wenigstens noch einige Figuren mit bläßlichem Farbenschimmer aus dem Chaos der zerstörten Wand auftauchten. Zu diesen gehört Christus selbst. Den Ausdruck seiner Miene im Original erreichen alle Copieen nicht. Dieses gebeugte blonde Haupt, mit dem tiefen Schmerz in den gesenkten Augenwimpern, verräth selbst noch in der Zerstörung den ersten tieffsinnigen Anhauch des Künstlers. Nie habe ich das hundertmal gesehene Bild so verstanden, wie hier, vor der Quelle seines Ursprungs. „Einer ist unter euch, der mich verrathen wird!“ Um dieses Wort dreht sich der Ausdruck aller Physiognomieen. Ich? oder Ich? Wie könnte

Ich? Das sagen sie Alle. Und nur Judas stutzt. Christus aber, nach dem Ausdruck auf dieser verwitterten Kalkwand, nach den ausgeblaßten, dreihundert Jahre alten, von Sätteln, Riemzeug und Pistolenhalftern zerriebenen Farben, verräth um die schmerzlich geschlossenen Mundwinkel den Gram, daß Einer aus seiner nächsten Nähe, einer von seinen zwölf Begleitern, von seinen theuersten Freunden — alle Liebe für ihn so aufgeben und ihn seinen Feinden überantworten konnte! Es ist auch hier etwas Reinmenschliches wie bei Raphael, was uns anzieht, und nur unsere modernen Heiligenmaler haben diese brütende, säuerliche Mystik erfunden, die ihre Bilder, trotz der palettendick aufgetragenen Frömmigkeit, so ungenießbar macht.

Von solchen und ähnlichen Eindrücken bewegt, flüchtete ich mich immer in das Hotel Reichmann zurück, wo man deutsch unter Deutschen behaglich aufgenommen ist und bei reinlicher Kost, luftigen Zimmern, Sauberkeit der Bedienung vergißt, daß man sich in einer Stadt befindet, wo viel Schönes, viel Erhabenes zu sehen ist, es aber doch, was die physische Existenz anbetrifft, zu viel Läden giebt, in denen man nichts beisammen sieht, als Käse, Seife und Salatöl.

7. Die Mailänder Scala.

Es war an einem heißen Julitage, als ich vor einige Jahren mit einem Freunde, der nach Hamburg zum Besuch gekommen war, durch die an ihr Flammenschicksal noch nicht denkende Hansastadt wanderte. Unser Weg führte uns an einem der berühmtesten Austernkeller Hammonias vorüber. Schade, sagte ich zu meinem Besuch, daß Sie nicht zur Austernzeit gekommen sind und Hamburg von einer seiner geschmackvollsten Seiten kennen lernten. Indem fiel mein Blick auf einen Haufen vor der Kellerthür aufgeschichteter Austerschalen, ja noch mehr, das bekannte Wahrzeichen frisch angekommener Austern, ein Fäßchen mit einigen Austerschalen darauf, machte mich stutzen. Wie, man hat frische Austern,

sollte die kühle Witterung der vorigen Woche den Transport möglich gemacht haben? Und freuderfüllt zog ich den lüstern gewordenen Freund die Kellerstufen hinunter. Frische Austern? fragte ich zweifelnd einen die Stelle des Wirths vertretenden Kellner. Zu dienen, hieß es, und einige Dutzende waren sogleich bestellt und standen bald, sauber zugerichtet, vor uns. Mangel an Appetit verhinderte mich, diesem Genusse heute besonders zuzusprechen. Mein Gast ließ es sich wohl schmecken. Behaglich schlürfte er den wässerigen Gallert ein, tröpfelte Citronen darauf, würzte ihn mit Pfeffer, spülte ihn mit Porter hinunter und pries das in seinen physischen Genüssen unübertreffliche, einzige Hamburg. In dem Augenblicke ging draußen die Kellerthür; der Wirth trat ein, hob die rothe Gardine von der Glasthür, welche den Vorplatz von dem kleinen Cabinet trennte, und schien seinen Augen nicht zu trauen, als er einen wohlbekannten Kunden in einer Arbeit begriffen sah, die ihm nicht munden wollte. Ab und zu gehend trat er endlich ein und blickte meinem Beginnen, auch meinerseits mir einige der delicaten Schalthiere auszuhöhlen, mit Abneigung zu. Wie ich eben im Begriff war, eines davon an den Mund zu bringen, sprang er auf mich zu, nahm mich bei Seite und sagte: Herr Doctor, Sie werden doch diese Austern nicht essen? Ich sah ihn groß an und hinderte meinen Gast, den Rest zu sich zu nehmen, indem ich ihm zu seinem Erstaunen bewies, daß die noch übriggebliebenen nicht eben die besten seien. Sie sind so gut wie die andern, sagte dieser befremdet. Nein, nein, kommen Sie nur, bedeutete ich ihn und zog ihn fort. An der Kellerthür nahm mich der Wirth bei Seite und sagte mit jener Treuherzigkeit, die dem Hamburger Mittelstand eigen ist: Aber wie haben Sie mir das zu Leide thun können? Wissen Sie denn nicht, daß das blos Fremdenaustern sind? Im Sommer kommen so viele tausend Fremde nach Hamburg, die alle nicht wieder abreisen wollen, ohne Austern gegessen zu haben, für diese putzen wir mit Mühe und Noth eine Waare heraus, die Sie, ein schon Eingebürgerter, nicht essen dürfen. Fremdenaustern!

Gerade so geht es mir mit der Scala. Wer hätte sich

nicht gefreut, einer Vorstellung auf dem ersten Operntheater der Welt beizuwohnen! Die Scala! Die Bühne, ohne die es für den italienischen Componisten keinen Ruhm giebt, die höchste Instanz für das Schicksal jeder neuen Oper, die Tonangeberin des musikalischen Geschmacks, die ewige Ruhmeshalle für solche, die hier ihre ersten Lorbern verdienten, aber auch Klippe für Unzählige, die hier singend und componirend scheiterten. Doch welche bittere Enttäuschung! Wie in Hamburg Fremdenaustern, giebt es in Mailand eine Fremdenscala. Die echte Scala singt jetzt in Wien, Venedig, hie und da in der Welt zerstreut und nur zur Wintersaison, zur stagione carnavalesca findet sie sich wieder in der lombardischen Hauptstadt ein. Die Sommerscala wird von einer Truppe unterhalten, deren mittelmäßige Leistungen nur für die Fremden berechnet sind. Der Mailänder verschmäht diese falschen Austern. Die Logen sind leer, das Parterre füllt sich nur, wenn es irgend eine neue Oper, irgend ein neues Ballet, das der Sommerimpressario aufzuführen wagt, auszupochen giebt. Für diese Fremdenoper fehlt alle Verehrung, alle Rücksicht, und selbst gute Talente, die sie aufzuweisen hat, können gegen das einmal ungünstige Vorurtheil nicht aufkommen. Auch fehlt deshalb aller Fleiß. Drei einstudirte Opern, drei Ballette müssen für den ganzen Sommer aushalten. Alle Tage werden sie vorgesetzt und rechnen nur darauf, von den Fremden bezahlt zu werden.

Mag nun auch der Inhalt verschieden sein, die Schale der Auster ist im Sommer und Winter dieselbe. An dem Aeußern der Scala wird sich im Winter wenig ändern. Nur wird diese Unzahl kleiner Logen in der gewaltigen Runde besuchter sein. Es wird mehr schwärmen und summen in diesen Zellen, die mit einem Bienenstocke große Aehnlichkeit haben. Das Rund des Hauses ist gewaltig. Das ist kein Theater, das ist ein Platz! sagte Frau Lutzer-Dingelstedt, als sie hier singen sollte. Die Bühne selbst ist außergewöhnlich breit. Das Orchester, von einem Violine spielenden Dirigenten geleitet, kann sich frei und behaglich ausdehnen. Die Logen haben Corridore und Vorzimmer, in denen man sich von der Hitze des Saals erholen kann. Ob diese

kleinen Vorzimmer Hülfsmittel verbotener Romantik sind, ob man, wie behauptet wird, hier Rendezvous giebt und die tragischen Scenen, die draußen auf der Bühne gespielt werden, drinnen nachahmt, weiß ich nicht. Nur so viel ist gewiß, daß sich in den Logen nur ein einziger Sitz befindet, von dem aus man bequem auf die Bühne sehen kann.

Vor dem Eingang der Scala befindet sich eine Art musikalischer Börse. Hier kann man zu jeder Stunde des Tages in Musikhandlungen und Kaffeehäusern Gruppen von Menschen zusammenstehen sehen, bei denen die Musik entweder Leidenschaft oder Erwerb ist. Hier werden die Contracte zu neuen Opern abgeschlossen; hier zwischen Dichter und Componisten die Vorzüge eines Sujets vor dem andern abgehandelt. Jene ängstlichen, etwas gereizt um sich blickenden Gestalten, mit meistentheils übertrieben eleganter Toilette, sind Sänger, die ein Engagement suchen und durch ihr Aeußeres dem Impressario verrathen wollen, daß sie noch lange nicht gezwungen seien, einen Contract mit schlechten Bedingungen einzugehen. Jener stolze Herr, der zur Unterstützung seines Embonpoints den Stock mit beiden Händen hinten nachlässig über den Rücken hängen läßt, ist ein Engagementsmakler, der Inhaber eines Theatergeschäftsbureaus, der in der einen Tasche die Engagements suchenden Mitglieder, in der andern die offenen Stellen hat. Dieser Mann bezieht Briefe aus dem Orient, Spanien, ja aus Südamerika und Berlin, überall her, wo Nachäfferei oder Stümperhaftigkeit der eigenen Gesangstalente die Mode eingeführt hat, eine italienische Oper zu unterhalten. Hier begegnet man auch den Chefs der Claque, den Herausgebern der Journale, die sich mit satanischem Lächeln beim Kapellmeister nach dem Erfolg der von einer neuen Oper angestellten Proben erkundigen. Die zuweilen vorüberhuschenden Damen grüßen höflichst einen am Café der Dilettanti sitzenden hagern, langen und pedantisch seine Chocolade schlürfenden Herrn. Das ist der berühmte Musikmeister, um den sie nach Italien gekommen sind. Es sind deutsche Blondinen. Sie leben hier entweder auf Rechnung irgend einer wohllöblichen Hoftheaterintendanz, die sie hier zu künftigen lebenslänglichen Primadonnen ausbilden

läßt, oder ein alter Papa hat sie hergeführt, um den letzten Rest seines Vermögens an die Ausbildung einer Kehle zu setzen, deren Klang sich in seinen alten Tagen versilbern soll. Ueberall in den Winkeln Mailands hört man irgend eine solche Zukunftsstimme gurgeln und die Scala flöten, eine Stimme, die sich in einigen Jahren vor die Schranken eurer unbestechlichen transalpinischen Bühnenkritik stellen wird. Auf dieser musikalischen Börse wird aber auch das Schicksal der Novitäten, die gegenüber aufgeführt werden, schon vorher entschieden und es muß von dem dabei in Scene gesetzten bedeutenden Aufwand von Neid und Intrigue kommen, daß mir hier, am Ausgang der Straße Santa Margaritta, jedesmal unheimlich zu Muthe wurde.

Italienische Theatervorstellungen sind oft beschrieben. Es ist Alles wahr, was man von ihnen erzählt hat. Man betrachtet das Theater als eine gesellschaftliche Erholung, die uns neben der musikalischen Unterhaltung auch noch alle Annehmlichkeiten ungestörter Conversation bietet. Und wenn ich eine Stimme von funfzehnkaratigem Silber hätte, so möchte ich für alle Schätze in der Welt kein italienischer Sänger sein. Singen müssen unter diesem Geschwätz, in diesem wogenden Meer von Gleichgültigkeit, bei diesen unartigen Unterbrechungen, es gehört die Gefühllosigkeit des Italieners dazu, um dafür, daß man Geld verdient, eine solche Mißhandlung zu ertragen. Es ist ganz richtig, was man erzählt hat, daß niemand auf den innern Zusammenhang und den organischen Verlauf der Oper Acht giebt. Der gesungene Dialog geht verloren; eine Arie erzwingt sich vielleicht Aufmerksamkeit, aber dann trällern zehn alberne Narren in unserer nächsten Umgebung die Melodie des Sängers mit. Und gelingt es endlich einer Stelle, daß sie mit allgemeinem Stillschweigen angehört wird, so bricht das furore, das man jetzt fanatismo nennt, in so betäubender, Nerven erschütternder Raserei los, daß man sich physisch und moralisch verwundet fühlt. Moralisch, weil man den Uebergang von Apathie in dies Extrem durch nichts vermittelt findet.

Ich sah einige Opern und unter andern den Don Pasquale von dem angebeteten Donizetti. Man begreift diesen

Enthusiasmus für Donizetti, wenn man in Anschlag bringt, wie sehr das wirkliche Talent dieses Componisten gegen eine Menge Mittelmäßigkeiten absticht, deren Musik sich die Italiener vorspielen lassen. Hört man dies Geklingel der übrigen Maestri, so muß man wenigstens von Donizetti rühmen, daß bei ihm Alles Hand und Fuß hat. Ob sein Don Pasquale in Deutschland gefallen wird? Dem Sujet läßt sich kein großes Glück prophezeien. Eine verschmitzte Witwe, die einen alten Hagestolz heirathen zu wollen vorgiebt und, um ihn von seiner Leidenschaft für sie zu heilen, plötzlich an ihren kleinen Sammtpfötchen die Krallen zeigt, den armen Alten wie ein weiblicher Petruchio behandelt und ihn endlich nach allen ihren Grobheiten und unschönen Malicen auslacht, das ist eine Intrigue, mit der sich deutscher Zartsinn nicht befreunden wird. Auch Ballette sah ich und wohnte der ersten Aufführung eines neuen bei. Die Beurtheilung desselben war streng, aber im Allgemeinen treffend. Ich mußte mir sagen, daß das, was ausgelacht wurde, auch wirklich immer verfehlt war. Jedes geschmacklose Arrangement wurde streng verworfen. Jeder Tanz, der sich dem Walzer oder Hopser näherte, wurde als unwürdig zurückgewiesen. Das in unsern Balletten übliche Herumrasen des Chors, das Walzen bei Festscenen, das Hopsen und Springen von Kindern wurde als gemein und alltäglich ausgezischt. Auch so manchem Andern, was bei uns für schön gehalten wird, wollte man keinen Beifall schenken, dazu gehörte besonders das übliche Manöver, mit welchem die Tänzer bei uns ihre pas de deux zu beschließen pflegen: das Aufgehobenwerden der Tänzerin durch den Tänzer, die Schlußattitüde. In Deutschland, wo man gern in die Art zurückfällt, wie Hans und Grete auf der Kirchweih tanzen, wird geklatscht, wenn der Gott zuletzt die Bajadere über den Hüften ergreift, sie eine halbe Mannslänge über sich emporschleudert und sie zu irgend einer gezwungenen Attitüde wieder zu sich herunterfallen läßt. Dieser Coup, von einem Tänzerpaar, das soeben aus England kam und Gastrollen gab, mehrfach wiederholt, wollte im Lande der Citronen nicht die Wirkung hervorbringen, wie in dem der Beefsteaks. Man fand ihn unanständig und schrie so oft:

d. d durcheinander, bis die Engländerin Giovannina King die Besinnung und für all' ihre folgenden Tänze das Gleichgewicht verlor. Mit einem Wort, das Ballet fiel durch, was jedoch nicht hinderte, daß es seitdem zwanzigmal wiederholt worden ist.

Man soll Alles nach seinem Elemente beurtheilen. Ist das Element des Italieners die Musik, so muß ich gestehen, daß mir dieses merkwürdige Volk gerade in der Scala abstoßend erschienen ist. Hier haben die Unterdrückten endlich Gelegenheit zum Herrschen und wie üben sie diese Herrschaft! Phlegmatisch liegen sie auf den Bänken, gähnen laut, toben und persifliren die Handlung oder die oft verfehlte Bemühung des Sängers mit den liebloſesten Interjectionen. Soll eine Sängerin, die nicht beliebt ist, zärtlich sein, so miauen sie ihr nach, wie die Katzen. Soll ein Sänger poltern, so belfern sie ihm nach wie die Hunde. Mißlingt etwas, so hilft man nicht, wie in Deutschland und Frankreich, der Lücke mit Klatschen nach, sondern Alles bricht in Schadenfreude aus. Möglich, daß ich hier auch nicht den Italiener im Allgemeinen, sondern nur das vornehme, junge Mailand kennen gelernt habe. *) Was hier geübt wird, ist vielleicht nur der Witz der modernen fashionablen Jünglingswelt, welcher der Verstand und das Herz in ihrem üppig gekräuselten Barte, ihrer einzigen Zierde, sitzen geblieben scheinen. Einen Haupttonangeber dieses Parterres sah ich am andern Morgen im Café della Scala, dem Theater gegenüber. Er stürzte herein, bestellte sich sein misto frutto, griff weder nach einem französischen noch italienischen Journal, sondern stellte sich von einer Spiegelwand zur andern. Er bekam sein Eis und stand noch immer vor dem Spiegel. Ich hatte Lamartine's neueste Rede durchgelesen und der Mailänder Elegant war verschwunden. Er stand an einer andern Ecke des Saales vor einem andern Spiegel. Er zählte seine Sous, indem er verstohlen zu einem dritten Spiegel hinblickte, der hinter dem Buffet angebracht war. Zuletzt zog er seine Uhr, sah nach der Zeit und spiegelte sich

*) Spätere Anmerkung. Jener Snobbismus, der jetzt, nach dem Buche eines Engländers über die französische Familie, auch die französische Jugend ergriffen haben soll.

wieder in dem polirten Gehäuse seiner Uhr. Alles verwandelte sich diesem jungen Narciß in Spiegel. Da frage man noch, was ihn während der Vorstellung am Abend so foltern mußte, daß er nicht aufhören konnte zu gähnen, zu grunzen, zu niesen, zu husten? Er hatte keinen Spiegel. Wahrlich, wenn ich bedenke, daß die moderne italienische Musik berechnet ist, den Fanatismus solcher Oberflächlichkeiten zu erregen, diese spiegellüsternen Dandies zu bis, bis und bravis hinzureißen, so nimmt meine Vorliebe für sie bedeutend ab und ich muß gestehen, daß auch die italienische Oper eines jener Dinge ist, die man nicht, um nicht die Achtung vor ihnen zu verlieren, an der Quelle studiren muß.

8. Zwischen Mailand und Genua.

Endlich wurde es Zeit zum Scheiden. Bei Reichmann hatte ich die hartnäckigsten Zauderer überdauert, immer drückender fiel die Sonne in mein kleines Arbeitszimmer Nr. 18, wo ich mir ein stilles, rechts und links nur von wohlklingender Musik unterbrochenes Einsiedlerleben geschaffen hatte.*) Um Abschied von Mailand zu nehmen, bestieg ich den Dom. Staub und die der Hitze eigenen Sonnennebel verhüllten freilich den Blick in die Alpen, aber es war doch erhaben, doch großartig, so herabzuschauen in das Gewühl der Stadt, hinüber bis nach Monza, dort bis nach Pavia. Und den Blick in die Ferne giebt man auch auf, wenn man die Wunder betrachtet, die in der Nähe sind. Da ist dieses herrliche, architektonische Kunstwerk mit seinen zahllosen Bögen, Pyramiden und Statüen. Ein Garten von Marmor, hier oben, durch den wir wandeln. Ein Flor der schönsten Frühlingsblumen, die hier versteinert blühen. Es ist hier oben, in dieser luftigen Höhe, Alles kühn, Alles muthig. Diese Pyramiden, wie weit sie vorgeschoben sind, wie zart, wie dünn gespitzt, wie schwindelnd die Statüen, die auf ihnen wie Wetterfahnen hin- und herzuschwanken scheinen! Und diese

*) Und mein Lustspiel „Zopf und Schwert“ schrieb.

Bildwerke sind nicht etwa Dutzendarbeit. Meister haben ihre besten Arbeitsblüthen hieher gesendet; jener Napoleon, an dessen Rücken sich der Blitzableiter des Domes lehnt, ist von Canova; jene schwindelnden, einsam in der Luft schwebenden Statüen, die verächtlich in den Corso hinunterschauen, sind von Marchese und dem nicht minder geschätzten Monti. Noch ist hier das Ende nicht gefunden. Noch sollen sich zwei Marmortreppen mit ihrer kunstvollen durchbrochenen Filigranarbeit in die Höhe schlängeln und dieses Soll ist kein papiernes, keine Cölner Domidee, kein Anfall fliegender Nationalhitze, sondern eine versiegelte, verbriefte Wahrheit, die auf massivem Grund und Boden ruht, Gold- und Silberbürgschaft und was mehr ist, auf einem Enthusiasmus, der nie erkalten kann, der sich stets neu und neu ersetzt, auf der Religion oder, wenn man will, dem Aberglauben. Testamente, Legate, Gelübde bauen diesen Dom aus. Wer ihm zwanzigtausend Lire schenkt, will damit Gott und nicht den Menschen gefallen. Es ist ein Ablaßgeschenk, das man zahlt und schwerlich wol vor Gott so rein, wie vielleicht der kleine Centesimo, der unten an der Pforte in den Almosenkasten geworfen wird, aber Dome sind Dome, Kirchen Kirchen, nur Religion kann vollbringen, was Religion begonnen hat.

Hier noch eine Berichtigung in Betreff Pompeo Marchese's. Sein großes Standbild, die christliche Religion vorstellend, liegt ihm mit Recht am Herzen. Es ist vielleicht das größte Marmorwerk der Christenheit und wird die Mailänder Kirche, für die es bestimmt ist, unvergänglich zieren. Um so mehr liegt dem gefeierten Meister daran, richtig beurtheilt zu werden. Die Strahlen um das Haupt jener weiblichen Figur, welche die Religion vorstellt, sind keine Neuerung, deren ästhetische Geltung er zu vertreten hätte. Canova, Thorwaldsen, einige Andere vor ihm haben sich auch der Strahlen bedient. Indessen fühlt der Künstler selbst, wie wenig diese Nachahmung der gemalten Glorien dem Meißel entspricht. Er findet, wie wir, den Marmor, um einen Sonnenstrahl auszudrücken, zu kalt. Er liebt die Kunst mehr als die Tradition. Und doch ist es schwer, von dieser Tradition abzuweichen. Welches Symbol erfinden, um dieser weiblichen Figur den Ausdruck einer überirdischen Bestim-

mung zu geben? Wo hört die allgemeine Allegorie dieser Gestalt auf, wo fängt die Verwechselung mit der Mutter Gottes an? Der Künstler will diese Verwechselung entschieden vermeiden, er will die Religion wiedergeben, die den Erlöser in ihrem Schooße trägt, er will aber auch, daß diese Religion das Kennzeichen ihrer hohen Abkunft trägt, ja er will endlich auch, daß die steinernen Lichtstrahlen seinem Werke nicht den Stempel einer unästhetischen, seiner Kunst widersprechenden Anomalie aufdrücken. Mit jugendlichem Muthe, zugänglich dem Rathe der Kritik, hat sich Marchese auf einen ihm von mir in aller Bescheidenheit gemachten Vorschlag entschlossen, die Sonnenstrahlen am Haupt der Religion aufzugeben und an ihre Stelle einen kleinen fünfkantigen Stern zu setzen. Diese Idee ist gewiß nicht unglücklich. Sie ist neu und, was das Beste ist, plastisch. Die Bildhauerei soll Körper geben, nicht die Ausströmungen von Körpern, den Mond auf dem Haupt der Diana, nicht Mondenschein, Sterne, nicht Sternenlicht. Auch bringt der Stern mehr Sinn in das Kunstwerk. Es ist die Nacht, die Christus erhellt, die suchende Sehnsucht, die endlich gefunden, was auf ihren Knieen ruht, es ist Ahnung und Gewißheit, idealisch verschmolzen. Mag das gläubige Volk den Stern als den des Morgenlandes deuten, immerhin. Mag der Kritiker in dem Stern etwas Aegyptisches wittern oder gar eine Anspielung auf den Stern der Isis, immerhin, diese Deutung wäre philosophisch. Denn Aegypten ist das Land der Mysterien, die Heimath der Religion, und Isis, die Natur, ist die erste Offenbarung Gottes, während Christus, die zweite, in ihrem Schooße ruht. Ich bin begierig, ob der Künstler dieser wesentlichen Verbesserung seines in allem Uebrigen meisterhaften Werkes treu bleiben wird. Eine kurze, aber inhaltreiche persönliche Begegnung mit dem trefflichen Meister bleibt für mich eine wohlthuende Erinnerung.

Die Gegend zwischen Mailand und Pavia sieht traurig aus. Lüneburger Haide nannten sie die Reisegefährten. Und doch wächst hier Reis, der freilich einen sumpfigen Boden bedarf. Dem Ticino sind eine Menge kleiner Kanäle abgewonnen worden, die den ohnehin schon feuchten Boden noch mehr

bewässern müssen. Die Ausdünstung dieses todten Wassers ist ungesund. Man begreift nicht, wie man mitten in einer so traurigen Atmosphäre die Universität Pavia lassen konnte.

Die berühmte Certosa nimmt hier die ganze Aufmerksamkeit des Reisenden in Anspruch. Welch ein Gebäude! Wieder eine ganze Welt von Pracht und Größe, die sich hier mitten aus der Wüste erhebt. Durch nichts vorbereitet, unangekündigt, unerwartet ragt hier ein Münster gen Himmel, der sich mit den schönsten Kirchen Italiens messen kann. Jahrhunderte haben an diesem Kloster und seiner Kirche gearbeitet, alle Zeitalter der Kunst, seit dem Anfange des geläuterten Geschmacks, haben in Bildern, Statüen, Ausschmükkungen jeder Art hier ihr Andenken zurückgelassen. Es ist wieder ein Werk, das über die Kunst hinausliegt und groß ist wie eine geschichtliche That.

Der Begründer des Mailänder Doms, Johann Galeazzo Visconti, hat auch dies Kloster gegründet. Fast möchte man dem Bericht Glauben schenken, daß alle diese excentrisch erhabenen Gebäude eine große Sünde gut machen sollten. Johann Galeazzo, der erste Herzog von Mailand, hatte sich diese Würde durch ein Verbrechen erkauft. Herrscher von Pavia, gefürchteter Krieger, schlauer Staatsmann, zeigte er eines Tages seinem Oheim, Barnabo von Mailand, an, er hätte in Varese, zwischen dem Comer- und Langensee, ein Gelübde zu erfüllen. Scheinbar friedlich an Mailand vorüberziehend, wird er von seinem Oheim und dessen Söhnen feierlich bewillkommt. Sein Plan war aber eine Gewaltthat. Er bemächtigte sich der Person Barnabo's, warf ihn gefangen in das feste Schloß Trezzo und nahm von Mailand Besitz. Daß er den Oheim, seinen eigenen Schwiegervater (Barnabo's Tochter war seine zweite Gemahlin) durch Gift um's Leben brachte, wird zwar von den Chronisten behauptet, ebenso wie man den Ursprung der Certosa von seiner Reue über diese That herleitet. Doch zu räthselhaft muß uns eine solche That erscheinen, wenn man weiß, daß Johann Galeazzo unter der Zahl der italienischen Tyrannen einer der weisesten, gerechtesten, kraftvollsten war. Vielleicht mildert die Verworfenheit Barnabo's, seines Oheims, die schaudervolle That, wenn

sie stattfand, vielleicht löst die Psychologie das Räthsel, wie sich in kraftvollen Charakteren Tugenden und Laster das Gleichgewicht halten können. Unter den Statüen auf dem Dache des Mailänder Doms steht Johann Galeazzo mit aufgerichtetem Speer im eisernen Harnisch und blickt trüb und ernst auf das Gewühl des Erdenlebens hinab. In seiner Certosa haben ihm die Karthäuser ein glänzendes Grabmal errichtet, auf dem er in seiner ganzen, mehr kleinen als großen Figur abgebildet ist. Die hundert Embleme dieses Mausoleums mögen Schmeicheleien sein, die Züge Johann Galeazzo's, des reuigen Mörders, sind wol echt. Man erstaunt über das Gemisch seines physiognomischen Ausdrucks. Kraft und List, Trotz und Furcht, Bigotterie und wirklich fromme Züge malen sich merkwürdig ineinander. Die Reue scheint bei ihm echt gewesen zu sein, selbst wenn sie nicht in so wunderbaren Ergüssen spräche, wie der Dom von Mailand und diese Certosa bei Pavia.

Merkwürdig genug, die Certosa wie der Dom von Mailand sind von Deutschen erbaut. Welcher deutsche Name hinter Camodia oder Zamodia, wie mit Veritalienirung der Erbauer der Certosa genannt wird, eigentlich stecken mag, ist schwer zu sagen; wenn aber die Italiener den Erbauer eines Tempels, auf den sie stolz sind, selbst einen Deutschen nennen, so darf man ihnen schon glauben. 1396 wurde der Grundstein gelegt und dann von Jahr zu Jahr an dem Werke fortgeschritten. Die letzten Ausschmückungen der innern Räume reichen bis in das siebzehnte Jahrhundert hinab, wo es mit dem Geschmack bald ein Ende nahm. Bis 1780 diente die Certosa ihrer ursprünglichen Bestimmung. Vierundzwanzig Karthäuser lebten in jenen vierundzwanzig kleinen Häusern, die durch einen majestätischen Kreuzgang verbunden werden, streng abgesondert. Jeder eintretende Mönch bekam seine eigene Wohnung, die er nur am Donnerstag verlassen durfte, wo man gemeinschaftlich in der Gegend lustwandelte und sich in einem großen Eßsaale, freilich wieder an abgesonderten Tischen, für die Entbehrungen einer Woche schadlos hielt. Diese kleinen Gebäude haben alle eine Thurmspitze, bilden zwei Stockwerke und werden nach hinten von einem Gärtchen

begrenzt, dessen Pflege eine Hauptbeschäftigung der Karthäuser ausmachte. Müde Seelen können sich hier nicht unglücklich gefühlt haben. Wer viel gerungen und viel gelitten, wer sich einen Schatz von Täuschungen im Leben erworben hat, wer mürbe geworden von den Schlägen des „Kampfs um's Dasein", der kann sich sammeln in dieser Einsamkeit, in diesen kühlen Zellen, unter diesem stillen Weinlaubdache, das sich an den Fenstern der Klause entlang zieht. Warum nicht sich selbst sein Grab graben? Warum nicht schlafen in seinem Sarge? Warum nicht endlich schweigen, wenn man so viel geredet hat und doch nicht verstanden wurde! Würden nur diejenigen Karthäuser, für welche der heilige Bruno den Orden gestiftet hat, diese Gestalt des Mönchthums wäre noch die einzig wahre, die sich vertheidigen läßt. Joseph II. überzeugte sich wohl, daß die Karthäuser von 1780 nicht mehr die des heiligen Bruno waren. Der Welt entsagen in einem Kloster, das über eine jährliche Rente von einer Million zu gebieten hat, ist ein Widerspruch, wo eine Parthei nachgeben muß. Die Million verschwand und mit ihr die Karthäuser. Die Revolutionen gingen schonend an der Certosa vorüber. Das Kloster lieferte nur das Blei seiner Dächer zu den Kugeln. Die Revolutionen sind beseitigt, der Friede wirft von der Porta del Sempione seine Metternich'schen Eichenkränze und die Karthäuser werden, wie es heißt, noch in diesem Jahre — in die Certosa zurückkehren! Wahrscheinlich ohne die Million.

Als Franz I. bei Pavia geschlagen und gefangen war, zogen die Ritter, die ihn führten, an der Certosa vorüber. Die Mönche sangen in der majestätischen Kirche eben die Messe. Als Franz eintrat, vernahm man die Worte des Psalms: „Wie Milch ist mein Herz geronnen und ich gedenke deines Gesetzes." Der König, den die verlorne Schlacht und Freiheit tief darniederbeugte, stimmte schmerzlich in den folgenden Vers mit ein: „Gut, daß du mich erniedrigt hast, damit ich deine Gebote erkenne."

Pavia, die Universität mit ihren kanonischen Rechtsspaltungen und anatomischen Secirtischen, macht einen düstern Eindruck. Wohl denen, die in Halle und Jena studirt haben!

Hier giebt es keine bunten Mützen, keine Pfeifenquaste, keine Commerse. Gelangweilt stehen die italienischen Musensöhne vor den Cafés und rauchen eine österreichische Regiecigarre. Das ungarische Militair scheint mehr die Stadt zu beherrschen, als der Student. Die kleinen Einspänner, die den Corso hinunterfliegen, lenkt der schnurrbärtige Magyar. Man sieht es dieser Universität an, daß eine drückende Censur auf ihr lastet. In den Buchläden findet man von Literatur nur die scientifischen Handbücher und von belletristischer Lectüre nur die Kirchenväter. Demnach scheinen die Studenten fleißig zu sein. Ich vermuthe wenigstens, daß es eine Anspielung auf die Studenten von Pavia ist, als man jenem abscheulichen Affen, der sich durch sein braun und blaues Sitzfleisch auszeichnet, den Namen Pavian gab.

Gleich hinter dem Ticino betritt man die Staaten des Königs von Sardinien. Statt des Doppeladlers glänzt nun an den Mauthhäusern das weiße Kreuz. Eine Schiffbrücke führt über den Po. Man ist in Uebergangsgegenden. Alles scheint charakterlos, Haide, Fläche, kahles Gestein bieten nüchterne Aussichten. Man ahnt, daß hier eine Länderschicht zu Ende ist. Die Natur hat sich erschöpft. Jenseits jener Hügel wird es schöner sein. Die Hügel erheben sich, werden Berge, die Berge werden schroffe Felsen, der Mond spinnt einen zaubervollen Schleier über dies Gemisch von Bleibendem und Kommendem, Altem und Neuem. Man sieht nicht, was geht, man ahnt nicht, was kommt. Endlich bricht der Morgen an und eine wunderliche Erscheinung überrascht das Auge. Eben noch hatte die Sonne ihre Ankunft ahnen lassen, als ein dichter Nebel das ganze kahle Felsgebirg umhüllt. Das ist das Meer, der Nebel ist sein Bote. Hinunter rollt es die steilen Berge, immer freundlicher wird die Vegetation, immer dichter das Gedränge der Oliven- und Feigenbäume, wir haben Italien wieder und ein um wie viel schöneres, reicheres, als früher! Die stolzeste Sonntagsmorgensonne verjagt die Nebel, wir sehen einen blauen Streifen: das Meer! Wir sehen einen Golf, belebt von Masten und Palästen: Genua.

9. Genua.

Nur wenig Phantasie bedarf es, um sich durch Shakespeare's Othello und Shylok in Venedig, durch Goethe's Egmont in Brüssel heimisch zu fühlen. Man braucht Venedig und Brüssel nie gesehen zu haben und weiß beinahe doch, wo wol die Gondeln schwanken oder die Bürger von Brabant sich im Armbrustschießen übten. Man weiß es oder bildet sich ein, es zu wissen. Es ist ein phantastisches, erträumtes Venedig und Brüssel, in dem wir leben, ein Venedig, ein Brüssel, wie es ist und nicht ist. Auch in Genua glaubte ich längst heimisch zu sein, fand es aber doch von meiner ideellen Geographie ziemlich abweichend. Ich glaubte mit Mulei Hassan, dem Mohren des Fiesko, durch alle Windungen und Krümmungen der Hafenstadt schon geirrt zu sein. Ich glaubte, man könnte wie Katzen über Genuas Dächer kriechen. Ich sah den Wetterhahn der Lorenzokirche, auf dem man „neunzigmal um sich selber gewirbelt" werden konnte. Ich hatte Genua mit seinen Dogen, seinen Gräfinnen Imperialis, Genua mit seinem Hafen, seinem Arsenal und dem Revolutions-Glockengeläute, das der selige Theaterdirector Schmidt in Hamburg immer so düster und schauerlich zu organisiren pflegte, vollkommen inne und habe mich doch getäuscht!

Die Reisebeschreiber sind dann an dieser Täuschung noch mehr schuld, als Schiller. Jene verwirren uns noch mehr den Kopf, als die Dichter. Schiller, der Genua nur aus seiner Phantasie kannte, hat die stolze Meereskönigin besser beschrieben, als die entzückten Touristen, die größtentheils an dem unausstehlichen Fehler der Uebertreibung leiden. Es ist nicht Alles Orangenbaum, was in Italien grün ist. Es giebt auch Disteln und Nesseln, Haidekraut und mooriges Schilf, worin die Frösche gurgeln. Die Beschreibungen Genuas, die ich gelesen, hatten mich verführt, eine Stadt zu erwarten, die sich vom Meere zum hohen Gebirg hinaufdacht in gleichmäßigen Terrassen, erst eine Lage Häuser, dann eine Lage Gärten, dann wieder eine Lage Häuser, wieder eine Lage

Gärten, in der Art, wie Wiener Torten gebacken sind. Das macht sich aber in Wirklichkeit anders. Die Gärten sind da, aber meistens außerhalb der Stadt, die Häuser blicken eines auf's andere, aber nur von den Dächern aus, wo eben die Katzen wohnen. Einige großartige Paläste mit ihren meerwärts gehenden Galerieen kann man nicht rechnen. Das Hufeisen, auf das Genua gebaut ist, ist lange nicht so eng, als man es beschrieben hat. Nach der Riviera di Ponente zu ist Platz zu noch zwei so großen Städten, wie Genua. Höher hinauf, dem kahlen, kreidigen und wahrhaft unschönen Felsgestein zu, sind gewaltige Lücken offen, wo die Gartenkunst, die hier die Stelle der Natur vertritt, noch großen Spielraum gewänne. Diese Schilderung soll nicht den unleugbaren Effect der Lage Genuas beeinträchtigen, sondern nur die Vorstellungen berichtigen, die uns der übertriebene Enthusiasmus einseitiger Touristen beigebracht hat.

Die stolze Lage Genuas läßt sich nur am besten vogelperspectivisch würdigen. Man muß von der Terrasse irgend eines kleinen Gasthofes abstrahiren und nur das Ganze, die imposante Hoheit der Gesammtheit betrachten. Von der Carignanobrücke aus, vom Garten des Marquis Durazzo am Kloster Fieschine, vom Doriapalaste aus, vom Leuchtthurm oder einem tüchtigen Vorsprunge, den wir im Kahn auf das Meer hinaus wagen, von diesen Gesichtspunkten steht die Wirklichkeit weit über der Einbildung. Dann ist Genua erhaben. Dann strahlt es wie ein Diadem, dann flammt es im Abendroth wie eine Riesenfackel, die bis in die fernsten Oceane leuchtet. Es ist ein heiliger Schauer, der uns überkommt, wenn wir dabei an diese wogende Welt von Schiffen, Palästen, Thürmen die Erinnerungen einer großartigen Geschichte knüpfen. Dort zur Rechten hin Rom, hier zur Linken das kleine Dorf, wo Columbus geboren wurde, hinter uns Corsika, wo zwischen schneebedeckten Felsen Napoleon geboren wurde, Afrika und Asien durch die Welle des Meeres so nahe gerückt, Flotten, die einst hier landeten, Erinnerungen von gestern an bis zur Welt der Römer und Carthager zurück, man fühlt, daß hier der Focus jener Geschichte ist, die nicht, wie bei uns oben, die Jahrzehnte, sondern die Jahrhunderte

erschüttert hat. Alles, was von hier gekommen ist, trat mit breiten Dimensionen auf. Columbus suchte eine neue Welt, Napoleon wollte das Mittelmeer zum französischen See machen und Aegypten in die Departemente Frankreichs aufnehmen, hier keimt und gedeiht nichts Enges, Begrenztes, Stubenmäßiges. Die Fremden in den Gasthäusern kommen nicht mehr von ihren Gütern in Holstein, Schlesien oder Mecklenburg, sondern es heißt: Herr Meyer aus Malta, Madame Müller aus Korfu, Herr Krüger aus Barcelona. Man vergißt hier seinen Kant und Hegel und ordnet sich dem großen Weltgeiste unter.

Die Handelsblüthe Genuas ist nicht so verwelkt, wie die Venedigs. Hat es doch an der Küste keinen so mächtigen Rivalen gefunden, wie Venedig an Triest, einem der blühendsten Häfen des Mittelmeeres. Dennoch ist auch Genua nur noch der Schatten seiner frühern Größe. Um den berühmten Ort zu heben, hat man ihn zu einem Freihafen gemacht, diese Freiheit aber nicht auf die Stadt selbst ausgedehnt. Ein enges Bassin gestattet den Zugang von Schiffen und Waaren jeder Art; aber jenseit dieses Bassins beginnt schon die strengste Douane. Viel Bewegung im Handel und Verkehr ist dabei nicht möglich.

Die Genueser waren ein Handelsvolk, voll Unternehmungseifer, tapfer, ja in Fällen, wo ihr Interesse bedroht schien, grausam und gewaltthätig. Die Erinnerungen an die rohe, räuberische Art, wie diese Stadt ihren Handel trieb, sind störend genug. Ueberall findet man hier Spuren einer Brutalität, die uns glauben macht, daß diese Stadt eher von gewinnsüchtigen Fischern und rauflustigen Matrosen als von ehrlichen, gediegenen, friedlichen Kaufleuten regiert wurde. An mehren der älteren Kirchen findet man Bruchstücke jener Kette aufgehängt, mit welcher die Genueser den Pisanern ihren gefahrdrohenden Hafen verschlossen. Auf diese plumpste Art zwang man die Handelswelt, nur in Genua einzukehren. Wo ein Hafen in der Nähe zu vielen Besuch erhielt, machte sich sogleich der Neid der Genueser auf und verdarb ihn durch versenkte Schiffe oder Felssteine. Das Handelsprincip entwickelte sich

eben in Genua in seiner abschreckendsten Gestalt, in der absoluten Form des Egoismus, der allerdings, vom communistischen Standpunkt, das Gewerbe des Kaufmanns nur als eine raffinirte Räuberei erscheinen läßt. Aus diesem unsaubern Grundelement entwickelten sich die Reichthümer der Republik und durch die Reichthümer eine Geldaristokratie, deren ehemalige Existenz in wundervollen Palästen, umgeben von Pracht und dem wetteifernden Aufgebot der Künste, uns allerdings Staunen abnöthigt. Mit überwältigter Bewunderung durchwandern wir diese Marmorhüllen einer noch immer nicht ganz entschwundenen Herrlichkeit. Noch empfangen uns in den Palästen Diener, noch sind in jenen die mit Gold, Lapis lazuli und schwerseidenen Tapeten verzierten Säle bewohnt, noch hängen in ihren Galerieen die aus alter Zeit vererbten, noch nicht unter den Hammer gebrachten Gemälde der ausgezeichnetsten Maler vergangener Kunstperioden. Hie und da weht uns allerdings schon etwas vom Don Ranudo de Colibrados entgegen. Die alten geschnörkelten Rococostühle, die alten abbröckelnden Goldleisten, die durchgesessenen Sammt- und Seidenstoffe machen schon hie und da einen lächerlichen, Don-Quixotischen Eindruck. Kann man den Palast des Marquis Serra ohne Ironie betrachten? Hier zeigt man einen Saal, den der Bediente des Hauses für den kostbarsten in der Welt ausgiebt. In der That soll er eine Million, man weiß nicht, ob Franken oder Ducaten gekostet haben. Es ist ein kleiner dunkler Saal mit sechzehn Marmorsäulen, die man zum Ueberfluß mit Gold überzogen hat. Vor diesem Saal saß sonst der frühere Besitzer im Zustande trauriger Geistesabwesenheit und unterhielt sich mit seinem Bedienten über den Preis der Küchengemüse. Jetzt ist der arme Besitzer des reichen Saales gestorben, dafür zeigt sich mit großer Prätension eine andere Narrheit. Aengstlich beflissen öffnet der Bediente von der Wand ein bewegliches Portrait in Lebensgröße und läßt uns in günstigster Beleuchtung als eine große Merkwürdigkeit, nicht etwa eine berühmte Fürstin oder Heldin, oder eine Figur van Dyk's sehen, sondern die gegenwärtige Besitzerin des Palastes, eine ältliche Dame in der geschmacklosen Mode von 1824, wo die kurzen

Taillen und die Gigotärmel galten. Der Bediente ist dafür angestellt, diese Merkwürdigkeit mit großer Feierlichkeit jedem Fremden vorzuführen. Es fehlte nur noch das Portrait des Schooßhundes der alten Dame.

Am westlichen Eingangsthore der Stadt liegt einsam der Palast des Andreas Doria. Man hat hier mehr Luft als Grün, mehr Zug als sichtbares Gebäude. Der Palast scheint nur eine Durchgangspforte zu dem einfachen Garten zu sein, den die Welle des Meeres bespült. Wenn die Züge jenes Neptuns, der eine Wassergruppe des Gartens beherrscht, wirklich, wie man versichert, das Bild des Andreas Doria wiedergeben, so sah der alte Seeheld kräftiger aus, als ihn unsere invaliden Andreas Doria-Spieler im Fiesco wiedergeben. In den Steinen, die den am Ende des Gartens liegenden Hafen verschüttet haben, begegnet man zum ersten Mal den Erinnerungen an jenen ehrgeizigen Grafen Lavagna, der es für einen schönen Traum hielt, sich dieser Meereskönigin als Gatte anzuvermählen, an der Verwirklichung dieses Traumes aber mit Leib und Leben scheiterte. Um es dem Dogen unmöglich zu machen, von seinem kleinen Hafen aus mit der Stadt in Verbindung zu bleiben, ließ ihn Fiesco durch Felsstücke, die noch jetzt sichtbar sind, versenken. Bewohnt wird dieser Palast von einem Grafen Doria, der bald in Rom, bald hier verweilt.

An den Kasernen vorüber, wo die Soldaten der Hitze wegen in unterirdischen Sälen exercirten, über einen Platz, den einst eine Napoleonsstatüe von Canova zierte, die aber der Pöbel im Jahre 1815, als Genua wieder Republik zu werden hoffte, zertrümmerte, zur Linken eines Arsenals, das die Genueser dem Christoph Columbus gewidmet haben, nachdem sie vor dreihundert Jahren versäumten, durch ihn die Besitzer der neuen Welt zu werden, gelangt man in den Palast des Marchese Marcellino Durazzo, der jetzt ein Eigenthum des Königs von Sardinien und seine Herberge ist, wenn derselbe, wie man sich beklagt, leider nur einen Monat des Jahres in Genua zubringt. Man kann eben nicht sagen, daß uns dieser Palast mit königlicher Majestät begrüßt. Sein Aufgang kommt den Portalen anderer genuesischer Paläste

nicht gleich. Ueber Marmorstufen führen hölzerne Treppengeländer. Man restaurirt soeben die Zimmer, macht aus einer alten Ahnengalerie einen Speise- und Tanzsaal und verspricht auch für die innere Einrichtung der königlichen Gemächer Fortschritte, die in der detaillirten Genauigkeit, wie man sie uns mittheilte, niemand interessiren werden. Die größte architektonische Schönheit dieses Palastes ist seine Terrasse. Sie gewährt einen weiten Blick in's Meer, in das Gewühl des Hafens und führt durch einige neu angelegte Verbindungen in's Arsenal. Ob diese Verbindung mehr eine Bequemlichkeit oder ein möglicher Rückzug auf's Meer zu nennen ist, bleibt unentschieden. Leider hat die im Sommer übliche Reinigung der Paläste mich hier, wie in den meisten andern, um den vollen Genuß der sonst aufgestellten Bilder gebracht. Manches bedeutende Werk mußte hinter einem alten Lehnstuhl, den man eben aufpolsterte, hervorgeholt werden. Andere Zimmer waren vor den Arbeiten der Fußbodenpolirer nicht zugänglich. Mit voller Freiheit ließ sich von den bedeutenderen Werken nur die Fußwaschung des Paul Veronese betrachten. Es ist die Fußwaschung einer jener biblischen Gegenstände, in deren Auffassung, wenn sie uns ansprechen soll, viel Weltlichkeit gelegt werden muß. Vom geistlichen Standpunkt wird uns dieser Actus nie interessiren. Die Sitte, daß Einer dem Andern aus Höflichkeit die Füße wäscht, ist uns zu fremd, als daß wir mit dem, der da wäscht, oder dem, der sich waschen läßt, besonders sympathisiren können. Mag die Wäscherin noch so viel geistliche Huldigung in ihre Handlung legen, der, der sie annimmt, wird uns immer als ein bequemer weltlicher Satrap erscheinen. Sieht man nun die Jünger gar noch diesen Act verhindern, so lassen alle Verbindungsgefühle, die uns an diesen Gegenstand fesseln können, nach, denn nun wissen wir nicht mehr, wo aus, wo ein, was hier das Einzelne und was das Ganze sagen soll, und nehmen eine noch so schön gemalte Darstellung dieser Geschichte mit einer Kälte auf, die eine Ungerechtigkeit gegen den warmen Pinsel des Künstlers ist. Außer einer schönen Vertheilung der Farben gefiel mir an diesem berühmten Bilde besonders die Einheit der Handlung, wenn sie auch etwas tumultuarisch

und beinahe, möchte ich sagen, theatralisch ist. Die gewöhnlichen Fußwaschungen nach dem Moment des Zürnens der Apostel, diese Fußwaschungen, wo das Nachtmahl seinen ruhigen Fortgang hat und in einer dunkeln Ecke die Schwester des Lazarus sitzt und dem Heiland still für sich die Füße wäscht, haben etwas völlig Befremdliches und Abspannendes. Ein gekreuzigter Christus von van Dyk erinnerte an dasselbe Bild von Guido Reni in der Mailänder Brera. Doch möchte ich van Dyk den Vorzug geben. Der Moment, wo es heißt: Und die Erde ward finster, diese Schauer der Natur, dies Zittern der Erde, schienen mir in diesem Bilde großartig wiedergegeben. Ich wiederhole mein Bedauern, durch die Unordnung, die hier einer größern Ordnung vorangehen sollte, im Genuß aller dieser Bilder gestört worden zu sein.

Bequemer traf es sich im Palast des Philipp Durazzo, dessen freischwebende, weiße Marmortreppe sogleich einen imposanteren Anblick bot. Hier sind die Gemälde, wenn auch von sehr verschiedenem Werth, ansprechend geordnet. Wäre ich nicht, außer der büßenden Magdalena von Correggio, allen Magdalenenbildern abhold, so hätte hier die Magdalena von Tizian wol ein längeres Verweilen verdient. Wie denn Tizian die Frauen immer malte, wie sie sind oder wenigstens wie sie um Venedig und Bologna sind, so ist auch diese seine büßende Magdalena eine wirkliche Sünderin in der Liebe. Ihre Augen sind eingefallen, die Züge des Gesichts sind nicht mehr mit jenem bekannten Tizianischen Fleische überzogen, sondern zeigen eine Magerkeit, die mit dem noch hochquellenden Busen auffallend contrastirt. Was sollen aber diese gemalten Versinnlichungen der Reue? Man kann den Glauben malen, die Frömmigkeit, die Entzückung, vielleicht die Seligkeit selbst. Aber man kann die Reue nicht malen, diese tiefste Versenkung des Menschen in sich selbst, diese gänzliche Abstraction von der Welt, diese höchste Wahrheit, bei der man, wenn sie echt sein soll, aufhören muß, sich so oder so, schön oder häßlich, interessant oder abstoßend auszunehmen. Correggio ist der Einzige gewesen, der uns eine Magdalena gemalt hat, an deren Reue man allenfalls glaubt. Hingestreckt liegt ein schönes Weib, ein anmuthig geformter Körper, der gewiß die höchste

Fähigkeit zu „sündigen" hatte. Und dieser schöne Körper liegt nackt auf hartem Boden, ein Strick, als Symbol der Geißelung, zur Seite; für die heißen Lippen, die sonst die ihrigen küßten, ein grinsender Todtenkopf. Und diese Magdalena von Correggio blickt uns nicht an. Sie kann nicht den „letzten Versuch" machen, uns selbst in ihrer Entsagung noch interessant zu erscheinen; sie kann auch, weil sie bereut, nicht kleinlich, verzagt und unbedeutend erscheinen, sondern sie entzieht uns all' diese Möglichkeiten durch ihr gesenktes Haupt, ihr verborgenes Auge. Sie liest in einem Buche, ihre Blicke sind beschäftigt, ihre Gedanken abgewandt von sich selbst. Einer solchen Magdalena glaubt man ihre Reue; nicht aber jenen armen Sünderinnen, die uns mit verweinten Augen anblicken und selbst in ihrem zerknirschten und gedemüthigten Zustande noch immer die beaux restes ihrer Vergangenheit zeigen. Die Reue spielt mit Recht eine große Rolle in der Theologie. In der Kunst aber muß sie mit Vorsicht behandelt werden, wenn sie uns rühren und nicht eher einen kläglichen Eindruck machen soll.

An den Bildern des Marchese Philippo weiter wandelnd, trifft man eine Ceres von Tizian, für welche, als die Göttin der Fruchtbarkeit, des Meisters saftiger, fleischiger Ton recht an der Stelle war. Einige sehr sauber ausgeführte Familiengemälde stammen von van Dyk, der den Stolz der englischen Aristokratie, ihre Kinder und ihre Jagdhunde, so vortrefflich zu malen verstand. Sehr komisch ist es, daß in einem vom Bedienten überreichten gedruckten Kataloge zwei an sich alberne Bilder, Heraklit, der da weint, und Demokrit, der da lacht, so verdruckt waren, daß hier Heraklit der Lachende und Demokrit der Weinende war. Ein großer Achilles-Saal, der rings an den Wänden Scenen aus dem Leben des großen Peleiden darstellte, ist mehr freundlich als bedeutend. Die Art, wie der kleine Achilles hier in den Styx getaucht wird, um unverwundbar zu werden, erinnerte fast an die Art, wie man Krebse und Hummer kocht. „Römische Liebe", von Guido Reni, vergegenwärtigt uns jene bekannte Anekdote, nach welcher sich ein Römer im Gefängniß an den Brüsten seiner Tochter vor dem Hungertode rettete. Schade, daß das

Unnatürliche des Gegenstandes etwas Abstoßendes hat. Der Ausdruck der Tochter, ihr Glück, daß sie mit einer kleinen Ueberwindung ihrer Scham ein so theures Leben erhalten kann, ist sehr lieblich. Sinnig ist ferner der Zug, daß der Künstler den Vater die Hände falten läßt. Will dieses Gebet nicht sagen, daß Gott die Abweichung von der Natur vergeben möge?

An dem prächtigen Palast Tursi Doria vorüber, der mit seiner lieblichen Terrasse und dem in die Strada Nuova herunterragenden Feigenbaum von seltener Größe jetzt den Jesuiten gehört, kommt man zu dem äußerlich unbedeutenden, aber innerlich desto reicheren Palaste Brignole. Leider aber auch hier zwei ungünstige Umstände. Die besten Sachen hat Marquis Brignole nach Paris genommen, wo derselbe seit Jahren sardinischer Gesandter ist. Und die zurückgebliebenen waren durch die Restauration der Zimmer fast ungenießbar. Zu diesen gehörten viele van Dyks und Rubens. Eine Kleopatra von Guercino schien mir ausgezeichnet behandelt. Auge und Gefühl bekamen eine gleiche Befriedigung. Die sinnliche Schönheit des Körpers war auf das großartigste verschmolzen mit dem physischen Schmerz in den Zügen der Selbstmörderin. Und was mehr war, ein Rahmen von wahrhafter Erhabenheit zog sich um einen Gegenstand, der nur zu oft durch kleinliche Behandlung in's Kokette herabgezogen zu werden pflegt. Hier steht auch jener originelle Christuskopf des Guido Reni, der so auffallend von der überlieferten byzantinischen Form des Christuskopfes abweicht. Es spricht sich aber in den erhöhten Mundwinkeln dieses Kopfes eine Entschlossenheit aus, die der leidenden Tendenz des Heilandes nicht anzugehören scheint. Und doch muß man sich wieder gestehen, daß diese Abweichung von der Ueberlieferung etwas Anziehendes hat. Gar lieblich ist der Eindruck eines kleinen von Guercino herrührenden Bildes: Gott, der sich die Welt besieht. Vor einem würdigen alten Herrn im Brustbilde liegt die Erdkugel, umfangen von einem kleinen bausbackigen Engel, der nicht dem christlichen Himmel anzugehören scheint, sondern geradezu der der Venus entlaufene Gott Amor ist. Der Blick Gottes auf die Erdkugel ist von großer Milde. Fast scheint

es, als wäre der gute Weltenvater eher neugierig über das, was hienieden vorgeht, als erzürnt. Der kleine Liebesgott scheint bittende Fürsprache zu thun für dies wunderliche Menschengewimmel, an dem es durch das einmal eingepflanzte, liebebedürftige Herz der gute Weltenschöpfer doch von vornherein schon versehen hat. Noch war bei Marquis Brignole eine Ueberraschung vorbehalten, die um so größer war, da kein Neigebaur oder Lewald auf sie vorbereitet. Der Führer hatte von einem modernen Bilde gesprochen, das in diesen Sälen zum Kauf ausgestellt sei. Wir standen plötzlich vor einer Staffelei, auf der ich diese neue Arbeit vermuthete, und schon war die Kritik in Bereitschaft, wie ein Stachelthier schwirrend ihre Borsten auszustrecken, da las ich über dem Bild auf der Staffelei mit goldenen Buchstaben die Worte: Opus Raphaelis Sanzii Urbinatis. Eine heilige Familie von Raphael! Unverkennbar echt, durch und durch den Stempel jener lieblichen Würde und sinnigen Einfachheit tragend, durch welche sich die Werke des großen Meisters auszeichnen. Der Glaube an dieses, erst kürzlich aufgefundene Bild würde bei aller in die Augen springenden Classicität mir dennoch nicht so langsam gekommen sein, wenn die Reinigung, deren dies Bild aus einem gänzlich vernachlässigten Zustande bedurfte, ihm nicht einen zu grellen und ganz wie neuen Farbenaufputz gegeben hätte. Hat sich dieser frische Firniß abgetrocknet, so wird das Ganze milder, gedämpfter und darum wahrer erscheinen. Die einzigen Halbprofile der Knaben, Jesus und Johannes, verrathen allein schon, daß hier nur die Hand Raphael's gewaltet haben kann.

Die Kirchen Genuas stehen hinter den Palästen zurück. Die Frömmigkeit war hier, wie überall, älter als der Reichthum. Einige der genuesischen Kirchen reichen bis zu den frühesten Zeiten des Christenthums. Die musivische Bauart der Lorenzkirche, die den Ehrentitel der Kathedrale führt, erinnert in ihrer Steinfügung und ihren Bogen noch an die Zeit, wo sich die heilige Baukunst aus der der römischen Castelle entwickelte. Diese Kathedrale bietet in ihrem lichthellen freundlichen Innern wenig Schätze, die der Kunst angehören. Eine ihre Seitenkapellen ist dem Täufer Johannes

geweiht. Und da dieser bekanntlich durch ein Frauenzimmer, das vor dem König Herodes üppig zu tanzen verstand, um's Leben kam, so darf sich nach einem ausdrücklichen Maueranschlage, bei Strafe der Excommunication, kein Frauenzimmer dem Altar des vorchristlichen Märtyrers nahen. Zwei französische Jesuiten, ein offner und ein heimlicher, gefielen sich darin, einigen anwesenden Damen mit vielem Aufwand von süßlich zudringlicher Galanterie diese Mysterien der Johanniskapelle zu erläutern. So frivol diese beiden Herren erschienen, so bigott wurden sie plötzlich in einem Kämmerchen, wo uns das Palladium Genuas, der berühmte heilige Graal, gezeigt wurde. Mit dieser Reliquie hat es seine Bewandtniß, wie mit allen übrigen. Sie ist nicht so echt, wie die Alterthümer von Herculanum und Pompeji, aber auch nicht so ganz unecht, wie das Blut des heiligen Januarius. Jenes Gefäß, das die Königin von Saba ihrem dichterischen Anbeter, dem Könige Salomo, als Geschenk zu seinen Tempelbauten verehrte, das sodann, man weiß nicht durch welche Veranlassung, in die Hände jenes vornehmen Protectors des Christenthums, des Joseph von Arimathia, kam, jene Schale, die Joseph von Arimathia für die Kreuzigung herlieh, damit darin das Blut des Heilandes aufgefangen würde, wo mag sie anders her sein, als aus der Märchenwelt? Aber die Schale, die in Genua dafür ausgegeben wird, ist darum noch kein Glasscherben von gestern, sondern wirklich ein Gefäß, das man mit Theilnahme betrachten kann, weil man Jahrhunderte lang daran glaubt. Die beiden Jesuiten, die Anfangs von der Existenz und Bedeutung der Sacra Catena nichts gewußt hatten, dann aber die grüne Schale für ein Waschlavoir des Heilandes hielten und endlich von einem Magistratsdiener mit bedeutender Entstellung der Sage hörten, die Königin von Saba hätte aus Handelspolitik diese Schale der Republik Genua geschenkt und Genua hätte sie zur Kreuzigung hergeliehen, dann aber wiederbekommen, beeiferten sich jetzt, die günstige Gelegenheit einer so heiligen Reliquie zu benutzen. Sie drückten flugs allerhand Ringe und Kreuze, die sie an und bei sich trugen, an die Schale, um vielleicht damit in der Heimath an irgend einem vornehmen, gläubigen

Beichtkinde Wunder zu thun. Mir stiegen beim Anblick dieses Gefäßes eigene Jugenderinnerungen auf. Dreht sich nicht die ganze Poesie des Mittelalters um den heiligen Graal? Ist es nicht jener zauberhafte Edelstein, aus dessen Anblick sich Wolfram von Eschenbach seine mystischen Entzückungen holte? Den heiligen Graal (Sanguis Realis oder Sangrealis) trugen Engel aus Palästina nach Spanien. Von Spanien kam er nach Indien, wo jenseit des Magnetberges und des Lebermeeres der uralt greise Priester Johannes in einem tiefen, unzugänglichen, von seinem eigenen ausströmenden Licht erhellten Heiligthum über ihn Wache hält. Dorthin lassen die mystischen Dichter der angelsächsischen, normännischen und deutschen Poesie ihre Helden wandern. Dorthin nach Indien, zum heiligen Graal, sehnen sich Arthus und die Tafelrunde, sehnen sich Percival und Titurell. Ob ihn die Genueser durch ihre Handelsverbindungen, wie die Griechen einst das goldne Vließ aus Kolchis, nach Europa entführt haben, ob ihn der Priester Johannes bei einem reichen Genueser Banquier versetzte und einzulösen vergaß, oder ob der Genueser Graal gar nicht jene hochheilige, poetische Monstranz des Wolfram von Eschenbach ist, das weiß ich nicht. Durch eine Reise nach Paris hat das mit Gold verzierte Gefäß ein Loch bekommen, wie Wolfram von Eschenbach's Poesie durch den menschlich reinen und fröhlichen Walter von der Vogelweide, wie die Orthodoxie durch Lessing, Schelling durch Hegel. Napoleon und seine Juweliere, die sich darauf verstanden, echte und unechte Reliquien, Reliquien für die Frömmigkeit und Reliquien für die Staatskasse, zu unterscheiden, ließen ein Stück aus dem angeblichen Smaragd herausklopfen und siehe da — die Sage vom Edelstein war — eitel Glas. Unheilige Kritik!

In der St. Stephanskirche, in welcher eine feierliche, wahrhaft heilige Stille herrschte, wo ich Beter sah, die mit solcher Inbrunst vor einem leeren Beichtstuhl knieten, daß man glauben mochte, ein furchtbares Verbrechen laste auf ihrem Gewissen, zeigte man ein Doppelbild, an dem Julio Romano und Raphael gearbeitet haben. Leider hat das großartige Werk so nachgedunkelt und die Beleuchtung war so ungünstig,

daß ich mich in seinem Genuß nicht zurecht finden konnte. Ueber die Parthie, welche Raphael gemalt hat, findet man die abweichendsten Angaben. Wenn man bedenkt, daß man die Bilder von oben zu malen anfängt und Raphael wol von Julio Romano, aber dieser nicht umgekehrt von jenem abgelöst wurde, so möchte von Raphael's Pinsel die obere Parthie herrühren, die uns den Heiland darstellt, wie er dem unten gesteinigten Stephanus tröstend und ermuthigend erscheint.

Die Kirche Annunziata wird jetzt glänzend restaurirt. An und für sich schon in einem luxuriösen Styl gebaut, wird diese Kirche nach Vollendung ihrer Wiederherstellung einer der prächtigsten Gottestempel Italiens werden. Die schon fertige Kuppel und zwei Seitenkapellen machen durch die verschwendeten Goldmassen und Ultramarinfarben einen überraschenden Eindruck. Seitdem ich weiß, daß den Franziskanern diese prächtige Wiederherstellung einer ihnen gehörenden Kirche von den reichen Familien Genuas gesichert ist, begreife ich die fröhlichen Mienen, mit welchen die Bekenner dieses Ordens in Genua herumwandeln. Neu waren mir hier Mönche, die grüne Brillen trugen. In Italien wird man so natürlich, daß man hier auch über Offiziere mit Regenschirmen nicht lachen würde.

Ein festlicher Sonntag bereitet uns in diesem Lande, wo die Religion in Aeußerlichkeiten gänzlich untergeht, die wunderlichsten Eindrücke. Man feierte auch in Genua das Fest der Maria del Carmine. Schon von Ponte decimo aus waren am Wege die Kirchen und Häuser mit kleinen Papiertöpfen geziert, die sich am Abend zur Illumination erhellen sollten. In Genua selbst war Alles in Bewegung. Die Frauen liefen in ihren weißen Schleiern, die das Schöne heben, das Häßliche aber nur um so häßlicher hervortreten lassen, von Kirche zu Kirche, griffen in die Weihwasserschalen, verbeugten sich einigemal vor dem Hochaltar und machten die Runde wieder weiter nach einer andern Kirche. Auf dem kleinen Platz der Annunziata, in dessen Nähe wenigstens noch fünf andere Kirchen liegen, war das ein Schwirren, wie im Foyer eines Theaters. In einer vornehmlich der Heiligen des Tages gewidmeten Kirche fand eine Feierlichkeit statt, die

sich nur mit einem Feste der Oper vergleichen ließ. Die Decke, die Chöre, die Säulen dieser Kirche waren so mit rothseidenen, goldbetreßten Decken verhängt und umwunden, Blumenkränze und Blumenkronen hingen in so verschwenderischer Fülle umher, Hunderte von Kerzen standen mit dem hellen lichten Tage in einem so sonderbaren Widerspruch, daß man einer im Schauspielhause gegebenen musikalischen Matinée beizuwohnen glaubte. Die rauschendste Militairmusik spielte dazu Stücke aus den neuesten Donizettischen Opern und ein Kapellmeister zappelte mit Händen und Füßen, um eine, wahrscheinlich von ihm selbst für diesen Festtag componirte Cantate von einem unsicher eingeübten Chor so weit zu Ende bringen zu lassen, daß wenigstens sein guter Eifer anerkannt werden mußte. Dieser Spectakel dauerte bis gegen Abend, wo ihm durch eine Procession noch die Krone aufgesetzt wurde. Wer nur irgend geneigt ist, im Katholicismus Alles poetisch zu finden, der lasse sich in Italien von dieser Neigung heilen.

Durch ihre Lage ist die Kirche Carignano unstreitig die anziehendste von ganz Genua. Sie liegt auf der Höhe jenes Hügels, den die kühngedachte Brücke gleiches Namens mit der Altstadt verbindet. Man bekommt einen Begriff von der Macht und dem Stolz der alten genuesischen Patrizier, wenn man erfährt, daß diese Brücke und Kirche ihren Ursprung einem Zwiespalt zwischen zwei vornehmen genuesischen Familien verdanken. Auf diesem Hügel wohnte Fiesco. Von einer solchen Höhe herab könnte man fast den Wunsch, das unter uns liegende Genua beherrschen zu wollen, verzeihlich finden. Schiller muß sich über die Wohnung des Grafen Lavagna orientirt haben; denn die Aussicht, die man von diesem Berge aus über Genua nach dem Meere hin genießt, scheint in der That das Bild zu sein, an welches Fiesco seinen berühmten Fenstermonolog richtet. Der Palast, auf dessen Balcon er gestanden haben kann, ist nicht mehr da. Ein Haufen Steine bezeichnet die Stätte, wo einst die Wohnung des ehrgeizigen Revolutionairs stand. Senatsrache und Volkswuth haben sie nach dem Sturze Fiesco's zerstört. Die Kapelle aber, die einst zu diesem öden, kahlen Platze gehörte, steht noch, doch hat man auch sie die Strafe des Staatsverräthers

fühlen lassen; sie ist in ein Magazin, in das Depot einer angrenzenden Kaserne verwandelt worden. Diese Kapelle ist es, der Genua seine schönste Kirche und seine Brücke von Carignano verdankt. Die vornehmen Bürger und Patrizier Genuas pflegten in der fashionablen Kapelle des Grafen Lavagna Sonntags ihre Messe zu hören. Der Weg zum Hügel hinauf, den Fiesco bewohnte, war lang und in der Sonnenhitze beschwerlich. Oft geschah es, daß sich die vornehmen Damen mit ihren Sänften, die sie in die Messe tragen sollten, verspäteten. Sie kamen an, wenn das heilige Amt schon begonnen hatte. Fiesco, mehrfach angegangen, mit seiner Messe zu warten, bis die alten und jungen Damen Genuas mit ihrer Toilette fertig wären, war nicht galant genug, den Wünschen der schönen Welt zu willfahren. Ja der vornehmen und stolzen Marquise Sauli ließ er durch seine Lakaien sagen, die Marquise möchte, wenn sie bei ihm die Messe hören wollte, sich einen kürzern Weg wählen. Und würdig, eine Engländerin zu sein, nahm die Marquise ihren um den Spott wüthenden Gatten in's Gebet und ruhte nicht eher, als bis ihr dieser von ihrem Hause aus bis zum Gipfel des Berges, auf welchem Fiesco wohnte, über die Straßen der Stadt hinweg, mitten in die Luft hatte eine Brücke aufschlagen lassen. Um die Rache vollständig zu machen, bauten die Saulis noch die schöne Kirche Santa Maria di Carignano. Soll man hier die Leidenschaften anstaunen oder jene gewaltigen Kräfte bewundern, über welche diese Republik einst gebieten konnte?

Beim Anblick dieser Kirche selbst muß man sich daran gewöhnen, daß sie im Interesse der Plastik aufgeführt wurde. Man findet kein Gold und keine Farben, zwei Zierrathen, an welchen sich das Auge in Italien schon so verwöhnt hat, daß uns der erste Eindruck dieses nach einem Plan von Michel Angelo erbauten Tempels kahl, fast möchte ich sagen, protestantisch erscheint. Bald aber gewöhnt sich das Auge an die einfache, edle Symmetrie und das ausgezeichnete Standbild des heiligen Sebastian von Püget scheint uns recht eigentlich der Harmonie dieses Tempels zu entsprechen. Der an einen Baumstamm gebundene und die Pfeile seiner

Mörder erwartende Märtyrer ist eine Arbeit, an welcher Michel Angelo seine Freude gehabt haben würde. Die Lage des Körpers erlaubte die gründlichste Entfaltung anatomischer Studien und doch ging der Meißel des Künstlers über das einzuhaltende Maß der Schönheit nicht hinaus. Rundung und Ecke sind so sanft verschmolzen, daß man sagen könnte, an dieser Statüe ist das Geheimniß gelöst, die krumme Linie eben so graziös darzustellen, wie die Wellenlinie. Ein Bild von Piola, einem jungen Genueser, welchen Künstlereifersucht ermordet haben soll, verspricht allerdings eine Zukunft, die manchem Rivalen, und nicht dem mittelmäßigen allein, hätte gefährlich werden können. Der sich aufrichtende Gichtbrüchige, der zum ersten Mal die wiedergewonnene Kraft seiner Glieder erprobt, ist in Zeichnung und Colorit vortrefflich. Einfach schön ist wieder ein Bild von Guercino, das uns den entzückten Augenblick schildert, wo der heilige Franziskus die Idee seiner Ordensstiftung faßt. Das Schöne an dem Bilde liegt besonders darin, daß es gerade nicht mehr und nur das giebt, was es geben will. In allen Künsten ist dies das Zeichen der Classicität. Nur die Manieristen umgehen das, was sie sagen wollen, und bieten uns immerwährend Symbole, Beiwerke, grillenhafte Zufälligkeiten für eine Hauptsache, der ihr nüchterner Sinn nicht gewachsen ist.

Auf einer andern Höhe, näher den unschönen, kahlen Felsen zu, liegt das Kloster der Fieschine, ein Nonnenkloster, in welchem jene berühmten künstlichen Blumen verfertigt werden, in denen Genua mit Paris wetteifert. Die künstliche Blume ist recht eigentlich eine Nonnenerfindung und ihre Bereitung hat sich mit mancherlei, die Farbenmischung betreffenden Geheimnissen von Kloster zu Kloster vererbt. Wie manche Thräne, die auf diese Battistblumen fiel, mag die armen Nonnen gelehrt haben, wie sich der Email des Thautropfen, den sie so artig anzubringen wissen, nachahmen läßt! In Genua giebt man seine Kinder in das Kloster, um dort erzogen und durch Blumenmachen beschäftigt zu werden. Die Bedingungen dieser Uebergabe sind so streng, daß für mich jene Blumen, die eine Nonne aus dem Sprachgitter zur Auswahl herausreichte, etwas bekamen, das mich fröstelnd be-

rührte. Kunstvoll sind sie, diese Nachahmungen der bunten Kinder einer Flora, die in Italien noch eine ganz andere Göttin ist, als bei uns in unsern geheizten Treibhäusern. Wie zierlich zeigen sich hier die Geranien mit ihren federartigen Staubfäden neben den schneeigen oder panachirten Camelien; wie scheinen die kleinen Dijonröschen so frisch, die Veilchen so duftend! Und doch behauptet man, daß die künstliche Blumistik in Paris noch Zarteres vollbringt. Sollte sich auch hierin offenbaren, wie unendlich weit die freie Kunst der todten, mechanischen überlegen und eine Pariser Fleuristin doch noch poetischer, als eine italienische Nonne ist?

Nach den künstlichen Blumen mußten die natürlichen im offenen Garten des Marquis Durazzo, in den ich eintrat, um so würziger duften. An die hier im Freien wachsenden Koryphäen unserer nordischen Treibhäuser sind wir in Italien schon so gewöhnt, daß uns Alleen von Oleandern, Camelien, die unter künstlich gezogenen Tannen blühen, halb freiwachsende Bananen kaum noch überraschen. Ein berauschender Duft strömte von einer Pflanze aus, die der Gärtner Gardenia nannte und von der einige mitgenommene Blüthen tagelang noch das Gedächtniß an Genua wach erhalten können.

Im Uebrigen fand ich Alles todt. In Carlo Felice war unsere Sophie Löwe, hier Signora Loëwe Sofia genannt, verstummt. Die wandernde königlich preußische Kammersängerin, die zu stolz ist, einen eingestandenen faux pas öffentlich zu bereuen und nach Deutschland zurückzukehren, war mit ihrer Truppe und den sechs Rollen, die sie in Italien nur zu singen braucht (Beatrice di Tenda steht oben an), schon in irgend eine andere Stadt gezogen. Ein Kaffeehausleben, wie in Venedig, ein Corsofahren, wie in Mailand, konnte ich nicht entdecken. So ließ ich mich des Abends hinausrudern in den Hafen, in den Golf, wo ich träumen konnte, im Reiche des Triton zu sein. Aus den kleinen Barken springen von allen Seiten nackte Gestalten in die kühlende Woge, kugeln sich jubelnd über eine Schiffstonne, die sie im Wasser hin und her hänseln, spritzen sich mit vollen Backen den salzigen Schaum entgegen oder prahlen mit der Stärke ihrer Brust,

wenn sie im Schwimmen sich so laut zurufen, daß es an den alten Mauern des Molo widerhallt. Schon glüht das Abendroth an dem westlichen Ufer. An der Riviera di Levante zieht sich der Abendnebel in langen violetten Streifen dahin. Fern von der Stadt herüber läuten die Glocken und träumerisch schweift das Auge über die sanft bewegte Fläche. Da zuckt ein Lichtstrahl in jenem hohen Thurm zur Linken auf, im Leuchtthurm zündet man die Lichter an, die, aufgefangen in einer ungeheuern Reverbère, dem nächtlichen Schiffer als sicherer Wegweiser dienen. Ein zweiter Blitz zur Rechten. Man löst eine Kanone zur baldigen Abfahrt des Dampfers, der nach Livorno fährt!*)

*) Die Rückreise erfolgte über die Riviera di Levante, Nizza, den Col de Tende, Turin, den Mont Cenis, Genf und die Schweiz. Manche der festgehaltenen Eindrücke finden sich in des Verfassers „Zauberer von Rom".

IV.

Wiener Eindrücke.

1845.

— — Von Frankfurt nach Nürnberg traf ich noch überall die Spuren des stürmischen Abschieds, den diesmal der eisige Winter von der Erde genommen hatte: ausgetretene Flüsse, durchbrochene Dämme, durchfeuchtete Häuser. Erst in Nürnbergs sandiger Umgebung hatte schon die Fluth Zeit gehabt, im durstigen Boden zu versiegen.

Aber der deutsche Frühlingsbote, König Gambrinus, hatte schon den Spund seiner kühlen Fässer aufgeschlagen. Salvator und Bock flossen in den tannenbekränzten Wirthshäusern und Herbergen und der Mond stand des Nachts so voll, so brennend am Himmel, daß ich am eigenen Auge, wenn es zum Wagen in die blauhelle Nacht hinausblickte, fühlte, wie in dem Gestirn etwas Elementares ziehen und locken und alles Feuchte aus dem Erdenschooße aufsaugen müsse. Daß der Mond somnambül macht, bewiesen auch die schönen Judenmädchen in Fürth, die am Samstag Abend schon frühlingsweise vor den Häusern plauderten, armverschränkt in den freundlichen Straßen lustwandelten und träumerisch die heißen Blicke der orientalischen Jünglinge erwiderten, die unter sich von Calico und Jaconnet, mit den Mädchen vom schönen Monat Mai und Blüthen- oder Ballhoffnungen sprachen.

In Regensburg regnete es wieder mit aller Kraft des Aprils. Um den Dom schwammen die Gewässer, wie um die Arche Noäh. Mein Ararat wurden die „drei Helme“ und statt der Taube hatt' ich im Nebenzimmer eine Nachtigall, die Hasselt-Barth. In Regensburg, was beginnen, wenn es regnet? Den Schirm aufspannen und irgendwo das hier begrabene römisch-deutsche heilige Reich aufsuchen? Einen Fiaker nehmen und beim Anfahren am Dom um die verschwundenen Jahrhunderte weinen? Ein freundlicher Bürger der Stadt führte mich zuvörderst an einen Ort des besten Biers und sonntäglichen Nachmittagskaffees. Die bayrischen Chevauxlegers-Offiziere und die Regensburger Gymnastaljugend ließen mich das alte römische Vaterland vergessen. Auf der feuchten Promenade, in einer tropfbaren Allee, deren Ende das perspectivische Bild der Walhalla auffing, begegnete uns ein silberlockiges Männlein, mit einem Mützchen auf dem Scheitel. Es war der Bürgermeister von Würzburg, Professor Behr. Dort die Walhalla, hier der greise Behr, König Ludwig's Lehrer, der Gefangene von Passau — nicht die Gegensätze unserer Zeit sind so merkwürdig, sondern das ist merkwürdig, wie nahe sie beieinander stehen.

In den Laden von Manz, dem Verleger der Convertiten und Ultramontanen, konnte ich nicht eintreten, weil es Sonntag war. Das Theater bot eine Raimund'sche Posse, die niemand gelernt hatte. Die Walhalla . . . . ? Sie hatte so zauberisch geglänzt in der grünen Allee, über dem Scheitel des Bürgermeisters Behr hinweg. Eine Aprilwolke hatte ein paar Sonnenstrahlen durchgelassen und diese waren so blendend auf den weißen Marmor gefallen. Ich dachte: Gerechtigkeit gegen Jeden! Ich will die Walhalla sehen.

Und ich sah sie mit Staunen und Bewunderung und mit Mitleid für König Ludwig. Warum muß ein so hoher schöpferischer, edler Geist, wie ein solcher diesen Fürsten beseelt, so im Widerspruch mit seiner Zeit liegen? Warum müssen die künstlerischen Thaten dieses poetischen Menschen ohne allhingebende Theilnahme bleiben? Diese Walhalla, bei Donaustauf den breiten Strom beherrschend und hinaus in die Lande leuchtend, ist wahrlich ein majestätischer Tempel, erhaben in seiner

Anlage, großartig in seiner Ausführung, wol das schönste Werk dieser Art, das in unsern Tagen ersonnen und begründet wurde. Berlins Bauten sind Bettlergaben dagegen. Auch Paris besitzt nichts von dieser Schönheit. Die Walhalla reiht sich nur den Tempeln an, die einst auf Sunium, Pästum und der Akropolis standen.

Der Aufgang ist großartig. Ein öder Fels springt an die Donau hinaus. Dort oben im blauen Sonnenlicht, die granitnen Stufen hinan, liegt einsam und hehr der edle Marmortempel. Einsam und hehr wie der Ruhm, dem er gewidmet wurde. Tretet hinein und euer Auge wird geblendet sein! Was hilft es zu lächeln und dem Schöpfer dieses Baues gram sein wegen dieser und wegen jener Dinge — der Gedanke, zur Zeit unserer politischen Erniedrigung, zur Zeit der französischen „Gloire" einen deutschen Ruhmestempel gründen zu wollen, bleibt groß und edel. Die deutschen Gelehrten, wie Johannes von Müller, werden von dem jungen Prinzen um ihre Meinung ersucht, sie nennen ihm die Ruhmeswürdigen, er beginnt mit den Büsten, bestellt deren eine nach der andern, sammelt, zeichnet, erweitert seine erste Anlage, beginnt endlich die Ausführung und nun steht das Ganze da, nach Außen erhaben, nach Innen voll Reiz, wohlthuend für die Sinne, reich, geschmackvoll, fehlerhaft vielleicht nach diesen oder jenen Principien, aber voll Grazie in diesen Fehlern, eine Schöpfung mit einem Wort, die unendlich größer als ihr Ruf ist.

Ein Buch liegt an den kolossalen Metallthüren, in welches mancher Engländer sein Entzücken eingeschrieben hat, auch mancher Dentsche. Münchner Praktikanten, die Beförderung wünschten, schrieben hier: „Heil dem König Ludwig!" oder: „Nur Ludwig konnte dieses Werk vollenden!" oder: „Heil! Heil dem König und Dichter!" oder: „Dem edlen König und Dichter!" oder: „Dem edlen König traut, der solche Werke baut!" Ein Wiener trennte sich von der Walhalla und schrieb: „Ich scheide, durchdrungen von deutschem Gefühle!" Die Gräfin Yrsch aus München dichtete:

Nur Ludwig konnt' den Gedanken denken,
Nur Er Walhallas Schöpfer sein,
Und auch diesen Ruhm der Nachwelt schenken,
Walhallas einst Genoß zu sein.

Charakteristisch ist der Ausruf eines Hamburger Kaufmanns: „Samuel Lachmann von Hamburg. Sah ein Palais Royal und Eine Walhalla" — eine Zusammenstellung, die dem franzosenfeindlichen Könige wenig schmeichelhaft gewesen sein wird.

Aber was beweisen diese Ausrufungen! Die Walhalla ist unpopulär. Sie kommt uns von einem Fürsten, dessen poetischer Sinn seinem politisch gestimmten Zeitalter keinen Geschmack abgewinnen konnte, der die revolutionairen Bewegungen seit 1830 mit einem fast persönlichen Hasse verfolgte, der der kirchlichen Aufklärung das Hemmniß neubegründeter Klöster in den Weg stellte und aus der Walhalla selbst der Deutschen Größten Einen, Martin Luther, entweder aus Religionshaß oder, wie ich eher glaube, weil Luther Deutschland trennte, aus mißverstandener Vaterlandsliebe entfernt hielt. Da steht dieser schöne Tempel, würdig, ein Wallfahrtsort unseres Volkes zu sein, eine Zierde Deutschlands. Luftig schwebt die Walhalla mit ihren marmorweißen Ruhmesgenossen über dem irdischen Walten und Treiben und doch gehört sie im Grunde niemanden, als ihrem Stifter, ihrem Erbauer, ihrem Dichter. Es ist kein Pantheon der Nation, sondern die Privatkapelle eines Einzelnen. Wo Luther fehlt im Reigen großer deutscher Männer, da kann kein wahrhaft deutsches Herz sich heimisch fühlen, selbst das der aufgeklärten Katholiken nicht. Was sollen hier Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten, wenn die Männer fehlen, in deren Geiste jene Ritter handelten und litten? Der Ruhm ist eine Sache der Allgemeinheit. Das Verdienst ist oft fraglich. Dem Verdienste huldigt oft nur ein kleiner Kreis, der es erkannt hat. Luther's, Melanchthon's, Zwingli's Verdienste mögen dem Katholiken zweifelhaft erscheinen, aber ihr Ruhm ist weltumfassend, historisch, allgemein, katholisch.

König Ludwig hätte in dem Augenblick, als der Tempel fertig war, den goldnen Schlüssel, mit dem er ihn öffnete, in die Hand eines Walhalla-Gerichtes legen sollen, eines vielleicht aus den Akademieen von Berlin, München und Göttingen (daß Wien keine hat, ist Metternich's Schuld) zusammengesetzten Amphiktionengerichtes. Hier hätte über die

Vergangenheit und Gegenwart des deutschen Ruhmes entschieden und in Form einer Institution auch die Zukunft, die Ehre der Walhalla-Beisetzung künftiger Geschlechter, der Nation selbst überwiesen werden müssen. Das war so groß bei den Alten! Ihre Tempel, ihre Pantheen entstanden aus dem Volke und gehörten dem Volke. Kein Perikles entschied bei den olympischen Spielen, wer der Unsterblichkeit angehören sollte. Das Preisgericht war ein Institut des Volkes. Hätte König Ludwig, statt sich selbst die „Walhallagenossen" zu wählen, die Wahl einem volksthümlich zusammengesetzten Körper überlassen, wir würden dankend dasselbe Pantheon begrüßt haben, das uns jetzt fremd, entlegen und zweideutig erscheint.

Die Façade der Walhalla blickt nach Süden, in's Straubinger Land, in's Salzburg und Tirol, wo deutsche Sprache, aber nirgends deutscher Geist vertreten ist. Der Rücken lehnt sich an eine Felswand, die den schönen Tempel vom deutschen Norden trennt, vom Herde der Intelligenz. Und die Donau! Ist sie so deutsch wie der Rhein und die Elbe? Wo fließt sie hin? In's Ungarn- und Türkenland und da, wo sie von hier ab noch deutsch ist, lehnt sich Charakteristisches und deutscher Ruhm nur wenig an sie an.

Das Dampfschiff, das mich nach Wien bringen sollte, betrat ich in Straubing. Malerische Schönheiten bietet die Donau erst hinter Passau, vom Standpunkte der Naturbetrachtung vielleicht erhabener, als der Rhein. Der Rhein bietet keinen so wilden Anblick, wie die Donau in ihrer Verengung kurz hinter der österreichischen Grenze, wo sie sich durch hohle nackte Felsen hindurchzwängt; der Rhein bietet keinen Blick wie die Donau in die schneebedeckte ferne Alpenwelt. Aber was den Rhein zum Sieger über die Donau macht, ist der allgewaltige Hauch des Culturlebens, der sich mit dem Hauche über den Gewässern vermählt. Da sind fröhliche Städte, lustige Weiler, sagenreiche Burgen und Kapellen. Hinter Linz hat die Donau noch mehr als Kapellen, sie bietet uns malerisch gelegene Stifte und Abteien. Aber erwecken diese wol holde und freundliche Vorstellungen? Auf mein Gemüth nicht; ich kenne nichts Schöneres, als das freie

Athmen des Geistes, nichts Häßlicheres als des Geistes glänzend vertretene Sklaverei.

Trauriger aber noch wird unsere Stimmung, wenn uns hier an den Ufern der Donau die Schauer historischer Erinnerungen erfassen. Alle diese Gauen, die sich dort im Bayerlande und Oesterreich vor uns mit grünen Hügeln ausbreiten, haben einst nach andern politischen und religiösen Gestaltungen gerungen, als in denen wir sie jetzt erblicken. Echtdeutsch sind sie, Schauplätze der vaterländischen Sage, der deutschen Geschichte. Der Sänger der Nibelungen, der Ordner des Gedichtes, muß hier gelebt haben. Die Orte, wo Rüdiger gehaust haben soll und Hagen über den Strom fuhr, finden wir noch an der Donau wieder. Die Bauernkriege ließen auch hier links und rechts Spuren ihrer Verwüstungen zurück, aber auch Erinnerungen an hochherzige Züge. Endlich hatte schon die Reformation die tiefsten Wurzeln geschlagen und besonders den ernstern, tiefern Geist des Oberösterreichers über den Verfall der Kirche emporgehoben, aber priesterliche und weltliche Macht verstanden alle diese Keime wieder auszurotten und die Bekenner des neuen Glaubens in die Gebirge zu verdrängen, wo sie sich noch jetzt hie und da zerstreut erhalten haben. Es könnte ein anderer Geist über diesen gesegneten Fluren wehen. Diese biedern, treufleißigen Stämme könnten dem Walten des deutschen Genius näher stehen, als es Metternich und seinem Systeme beliebte sie zu stellen.

Ich muß hier eine Anmerkung machen. Zu den großen Lobpreisern und Enthusiasten der protestantischen Kirche gehöre ich nicht. Wenn ich Deutschlands gebrochene Einheit damit hergestellt sehen könnte, gäbe ich gern etwas Leipziger Rationalismus preis, gern einige Packete protestantischer Synodalbeschlüsse und die sämmtlichen Jahrgänge der evangelischen Kirchenzeitung obenein. Aber in den meisten katholischen Landen erfaßt uns denn doch der Stolz, einem protestirenden Geschlechte anzugehören. Die Poesie des Katholicismus hört auf, wo die Beschränkung des Geistes und seine gedankenlose Sklaverei anfängt. In ganz Oesterreich hat eine frivole Politik die Religion zum Vorwande genommen, die Völker

um ihre ewigen Rechte zu bringen, die Menschen um ihre nächste und ursprüngliche Freiheit zu verkürzen. Wo die Religion zu solchen Beschönigungen dienen kann, verliert sie ihre Würde und ich gestehe, daß man, in Oesterreich auf dem Lande reisend, diese ewigen Kapellchen, diese hölzernen Crucifixe und die geklexten Votivtäfelchen bis zum Ekel satt bekommen kann.

In Linz, hoch auf einem Festungsthurme, mit wundervoller Aussicht auf Berge und Thäler, hat sich eine Colonie Jesuiten angesiedelt, an dem Schrecken der Gebildeten sah man's', die ersten in der reizenden, gewerbfleißigen Gegend. Was sie beginnen würden, das lag noch im Dunkeln. Sie kamen mit hohen Schutzbriefen, mit Empfehlungen von einflußreichsten Händen. Was wollen sie? Die Gemeinden haben doch schon ihre Seelsorger, die Schulen ihre Vorsteher, die einzelnen Gläubigen ihre Beichtiger. Wer bedarf ihrer? Was werden sie beginnen? Sie werden, um festen Fuß zu fassen, zur Intrigue ihre Zuflucht nehmen. Sie werden zuerst Wohlthaten spenden, die Armen, die Bettler an sich locken, sie werden unter den Kindern, den Frauen, den Greisen von sich reden machen. Dann werden sie predigen. Haben sie Talente, so verdunkeln diese einen Pfarrer dort, einen Kaplan hier. Nun eröffnen sie Frühmetten, Abendmetten, Nachmittagserbauungen, sie locken, womit sie können. Dann verdächtigen sie die andern Ordensbrüder, endlich treten Vacanzen ein, eine Pfründe ist offen, ein Lehramt ist zu besetzen, der Augenblick ist reif, sie huschen hinein, sie haben in den fremden Häusern nur einen Fuß und bald sind sie darin die neuen Herren und setzen die alten vor die Thür. Nein, es gilt zwar in den Augen Metternich's und seiner doctrinairen Umgebungen, der Herren Jarke und Pilat, durchaus nicht für geistreich und eines denkenden Schriftstellers würdig, den Kaiser Joseph zu rühmen, allein Ruhm und Preis dem edeln Fürsten, der in seinen Staaten solchen Ränken ein für allemal ein Ende gemacht sehen wollte! Weil er vielleicht zu weit ging, als er dem Fanatismus alle und jede Nahrung entzog, durftet ihr Reaktionäre euch so an Gott und seinen Geschöpfen versündigen, daß ihr den

Wahnsinn nun auch nirgends mehr bekämpft? Oesterreich ist, wie ich noch später zeigen werde, ein Land, in welchem der Mensch oft an seinem Urrechte, auf Erden zu existiren, irre werden kann.

Linz gewährt, besonders auf seinem großen Platze, fast einen italienischen Anblick. Die Gewohnheit aller dieser Gegenden, die Häuser glänzend weiß zu tünchen, giebt den Städten und Weilern, wenn sie so im Sonnenschein und frischen Grün daliegen, etwas ungemein Liebliches. Linz hat nun noch vollends den Schmuck flacher Dächer, schöner Kirchen, schattiger Promenaden und den schönsten in dem lieblichen Ausdruck seiner weiblichen Bewohner. Die großen goldnen Helme der Frauen gefallen mir nicht, aber die schwarzen enganliegenden Tücher, die sie für gewöhnlich tragen, geben der Stirn, der Nase und dem zarten Profil überhaupt einen anmuthig hervorhebenden Ausdruck. Auch das Theater, das unter einer fleißigen Direction steht, nimmt vortheilhaft für sich ein. Mit Vergnügen begrüßte ich in ihm wieder die Döbler'schen Nebelbilder, diese zarten Farbenhauche, womit uns ein als Mensch eben so liebenswürdiger wie als Künstler und Gelehrter bedeutender Mann zuerst in Deutschland bekannt gemacht hat. Döbler hatte die Zahl seiner Bilder vermehrt und es in dem kräftigen Ausdruck der Effecte zu einer Virtuosität gebracht, die ihn vor seinen Nachahmern sicherstellt.

Die Untersuchung durch die Douane geschah in Linz mit Milde und Zuvorkommenheit. „Was haben Sie dort? Bücher!" Das schien die Scene zu verändern. Vor Büchern hat dieser Riesenstaat mit seinen kolossalen ungrischen Grenadieren eine wahre Gespensterfurcht. Als ich aber hinzufügte: Lauter Komödien! klärte sich die Miene des Douaniers freundlich auf. Vor Theaterstücken haben sie dort keine Furcht. Metternich und Sedlnitzky lassen zwar kein einziges Shakespeare'sches Stück aufführen, in welchem ein zweideutiger König oder schlechter Minister vorkommt, aber was man so gewöhnlich in Oesterreich Komödien nennt, ein bischen Bauernfeld, etwas Grillparzer, ein wenig Raimund und viel Nestroy, das läßt man zu und der Koffer wanderte durch

eine Barrière von zwanzig Mauthsoldaten, welche die Straße versperrten, ungefährdet, um in Wien noch einmal, aber strenger, untersucht zu werden. Das ist Alles in der Ordnung und in Frankreich noch viel schlimmer. Der Staatszweck muß ja seine Quellen haben, wovon er besteht.

Von Linz bis Wien wallt die Donau durch einen der gesegnetsten Theile der Monarchie. Die Strudel und Wirbel wiegen das Bingerloch bei Weitem auf und solche malerische Burgen wie der Dürrenstein, kecke Raubnester wie Aggstein, die Burg des Ritters Schreckenwald, findet man am Rhein nicht, nur daß dieser von Bingen bis Bonn den Vorzug engerer Zusammendrängung hat. An Wallfahrtskapellen und Abteien herrscht Ueberfluß. Von den letzteren ist die Benedictinerabtei Mölk die berühmteste und verdienstlichste. Hier war es, wo sich kürzlich Enk, der geistreiche Kunstrichter, ein Benedictiner, den Tod in den Wellen der Donau gab. Eine Erklärung dieses unglücklichen Endes, die mir genügend schien, habe ich von niemand bekommen können. Es scheint, daß krankhafte Körper- und Geistesstimmung, Ueberdruß am gewählten Lebensberufe, Nichtbefriedigung durch die eigenen Erfolge und Leistungen den Ausschlag zu dieser unglücklichen That gegeben haben. Natürlich duldet die österreichische Censur nicht, daß solche Vorfälle auf eine beruhigende und gründliche Art besprochen werden und so entstehen denn Folgen, die für das „System" viel schlimmer sind. Viele haben mich für bestimmt versichern wollen, Enk hätte in der Abtei seinen Tod durch Andere gefunden. Das ist gewiß verkehrt, aber über Sümpfen hüpfen Irrlichter.

Eine Stunde vor Wien, in Nußdorf, landet das Dampfboot. Der Horizont hatte sich nach einem heißen Tage mit Wolken überzogen. Vom Kahlenberg her drohte ein Gewitter. Die Wiener wissen vielleicht nicht, daß auch von diesem Kahlenberge die Blitze der Calembourgs stammen. Der „Pfaff vom Kahlenberge" hieß im Mittelalter eine Sammlung von Schwänken oder richtiger von Lebensmaximen und Weisheitsregeln, die an Anekdoten geknüpft waren, und die uns noch zum Theil erhalten ist. Der Kahlenberger Pfaff war mit der erste jener geistlichen Hofnarren, zu denen später

Abraham a Santa Clara gehörte und die Zacharias Werner und mancher moderne Wiener Fastenprediger wieder in Aufnahme bringen wollte. Ein Kahlenberger Spaß ist ein Calembourg, ein Wiener „Bär", wie deren Castelli eine Menge selbst angebunden und gedruckt losgelassen hat. Bald aber werden wir sehen, daß auch die Zeit der „Wiener Bären" vorüber ist.

Also ein Gewitter und noch mehr, ein Wolkenbruch und zuletzt sogar eine Feuersbrunst. Das war eine merkwürdige Einfahrt in Wien. Eine Vorstadt unter Wasser und eine andere vom Blitz entzündet. Ich wurde als Dramatiker begrüßt mit Sturm, Regen und Gewitter. Aber auch die Censur repräsentirte sich in den Löschanstalten, die rasselnd an dem bescheidenen Fiaker vorüberfuhren. So hatte ich Alles gleich bei der Hand. Und wenn ich noch hinzufüge, daß mir die schönen neuen Häuser des Josephstädter Glacis und die seit Frankfurt ganz aus dem Auge verlornen grünen Bäume, die hier schon wieder in Frühlingsschmuck prangten, nach der stürmischen Fahrt entgegen lachten, so hatte ich auch die freundliche Seite Wiens und fuhr erwartungsvoll und heiter angeregt durch das dunkle Kärnthnerthor.

Im ersten Augenblick verlor ich in der „Stadt Frankfurt", die ich bezog, die Sinne. Ein Wolkenbruch, eine Ueberschwemmung, eine Feuersbrunst, die engen Straßen, der Fiakerlärm, Fiakerprellerei, das Theater an der Wien vor einer Stunde an Pokorny verkauft, Graf Czernin eben gestorben, der Boden wankte unter meinen Füßen und da ich keinen Menschen und keine Idee hatte, an die ich mich halten konnte, so hielt ich mich an einen Theaterzettel und sammelte mich erst im Burgtheater, wo sie „Bürgerlich und Romantisch" gaben. Hier war mein Asyl, hier konnte ich mich sammeln, hier war eine Art Heimath. Die Elsler tanzte im Kärnthnerthortheater, Nestroy führte vor baldigem Thoresschluß an der W i e d e n eine neue Posse auf, es war mir Gewissenssache, zuerst das Burgtheater zu besuchen. Wir weltlichen Leute haben unsere aparte Religion.

Eine Tageschronik meines vierwöchentlichen Aufenthaltes in Wien will ich nicht geben. Ich schreibe diese Erinnerungen

nur im Allgemeinen aus dem Gedächtnisse nieder. Ich war nicht etwa deswegen in Wien, um darüber zu schreiben. Warum alles Leben gleich in Buchstaben verwandeln, warum einen Genuß sich definiren oder einen Verdruß noch einmal durchkosten? Ich wollte nur lernen, lernen von der großen Stadt, lernen von den Dichtern, den Künstlern Wiens, ich wollte mir die größte deutsche Stadt in eine unmittelbarere Nähe führen, als die Censur und die Geographie erlaubt. Als ich aber schied, ging es mir seltsam. Träume ängstigten mich und versetzten mich immer wieder nach Wien zurück. Ein verhüllter Genius trug ein großes Füllhorn von Theaterzetteln, Censurstrichen, Fünf-Gulden-Noten, Visitenkarten, Albumblättern, und schüttete den Wust über den Träumenden aus, daß es ihm war, als drückte ihn der Alp. In einer Nacht erschien ihm eine ernste Gestalt und sagte: Stumpf sei der Kiel deiner Feder auf immer und nie zünde mehr ein Wort, das du zur Menge sprichst, wenn du feige verschweigst, was du in Wien hassen, was du befehden mußt! Es war mir, als malte die Gestalt an die Wand die Buchstaben: Metternich! Und ich fuhr aus dem Traume auf und hätte doch schwören mögen, die Buchstaben noch brennen zu sehen. Ist es nicht eigen, mußte ich mir gestehen, daß sich unsere politische Literatur vorzugsweise mit den Fehlern beschäftigt, die uns Preußen, Bayern, Hannover zu machen scheinen, und diese österreichischen Zustände, diese tief eingreifende Durchwühlung Deutschlands durch Metternich und seine veraltete Politik, das alles wird mit geheimnißvollen Schleiern verdeckt, umgangen, ja von einigen Schriftstellern mit der Wiener Farbe der Freude und Lustigkeit überzogen! Ist für die ursprünglichsten Rechte der Menschen nicht Preußen bei Allem, was ihm vorzuwerfen wäre, doch ein Paradies und Oesterreich ein Kerker, ein Kerker, der die, die einmal in ihm wohnen müssen, gezwungen hat, um es zu können, Kinder zu werden? Warum alles das verschweigen? Warum, wie es z. B. Heine zu thun pflegt, auf Kosten Preußens förmlich buhlen mit Oesterreich und über Theater und Backhändl das Ewige vergessen, das der still duldenden Menschheit in Oesterreich förmlich von der Geistestafel, die

Gott all' seinen Geschöpfen gedeckt hat, weggestohlen wird? Ist es nicht eine Pflicht des Schriftstellers, solche Versündigungen am Menschengeiste zu rügen? So bei mir denkend, ergriff mich die Heiligkeit des Berufes und ich entschloß mich, in diesen Blättern die allgemeinen Ergebnisse meiner Wiener Eindrücke niederzulegen.

Die Stadt ist schön, reizend, malerisch umschlungen von einem Arme der Donau. Das Glacis, vielleicht etwas zu breit, bietet den Luftströmungen den freiesten Durchzug. Die Vorstädte haben alle etwas Charakteristisches, die eine mehr städtisch, die andere mehr ländlich. Kann man freundlicher wohnen als in der Leopoldstadt mit dem Blick über die belebte Brücke? Oder welche Stadt bietet eine solche Fernsicht, wie man sie von der Schotten- und Mölkerbastei über die Vorstädte, die Gärten und in's Gebirge genießt? An verschönernden Neubauten findet man größtentheils nur Wohnhäuser, wenig öffentliche; doch tragen die alten Denkmäler den Stempel der Ehrwürdigkeit. Das Innere der alten Häuser der Stadt ist massiv, meist dunkel und winklig, und doch fehlt es nicht an freundlichen Aussichten. Die Einrichtung der Häuser trägt einen eigenen Charakter. Wenn man an der Grenze Bayerns von Eleganz und Comfort der Wohnungen Abschied nehmen zu müssen glaubt, so wird man überrascht, im Oesterreichischen bald einen eigenen Styl der Zimmerverzierung zu finden. Wiens Comfort erinnert an Italien. Man möchte annehmen, daß der Wiener Luxus von Paris über Mailand gekommen ist.

Zur Verbindung der ungeheuern Distanzen, an welchen der Fremde in Wien keucht und verschmachtet und die auch dem Einheimischen für seinen Beruf störend sein müssen, ist noch wenig geschehen. Das Auge des ermüdeten Wanderers, der überdies noch an der Localunkenntniß leidet, sieht sich vergebens nach Omnibus um, die man für eine zu demokratische Institution der Franzosen zu halten scheint. Das Fiakerwesen ist aber Wiens partie honteuse. Die Wagen und Pferde sind vortrefflich, aber die Kutscher sind die unausstehlichsten Geschöpfe der Erde. Sonderbar! In Oesterreich, wo Alles der Taxe und Controle unterworfen ist,

läßt man die Wiener Fiaker im Zustand der Anarchie. Jede Fahrt, die der Fremde mit ihnen machen muß, wird ihm vor dem Einsteigen durch ein unverschämtes Ueberfordern und die ekelhafte Nothwendigkeit, mit diesen Gaunern erst handeln zu müssen, verbittert. Wie geregelt sind diese Dinge in dem „anarchischen" Paris, in dem „gemüthlosen" Berlin! Wenn es wahr ist, daß man die Wiener Fiaker einer Taxe zu unterwerfen nicht wagt, so gäbe das eine merkwürdige Vorstellung von der moralischen Kraft der österreichischen Regierung.

Ueber den Volkscharakter der Wiener ist viel geschrieben worden. Es ist nicht gut als Fremder darüber ein Urtheil abgeben. Der Fremde kommt so sehr nur mit dem Theile einer Bevölkerung in Verbindung, der von ihm Vortheile zu ziehen hofft, daß es ihm leicht geschehen kann, wie den italiänischen Reisenden, die Italiens Bewohner nur nach den Gastwirthen und Postillonen beurtheilen. Eine traditionelle Phrase ist die Gutmüthigkeit der Wiener. Ich glaube, die Wiener von heute belächeln selbst diese Tradition. Sie wissen sehr gut, daß sie nicht mehr die alten Wiener sind, die wir in Vaudevilles und Wiener Possen auf der Bühne gesehen haben, die guten alten Schildbürger, die uns Bäuerle in seinen jungen Tagen geschildert hat. Steht ein Humorist wie Castelli nicht jetzt einsam in Wien? Die Zeiten haben sich verändert und mit ihnen die Menschen.

Ich glaube, dem im Herzensgrunde guten und braven Wiener hat das Bewußtsein der Großstädtigkeit geschadet. Der Stolz, daß es nur ein Wien gäbe, ist ihm etwas zu Kopf gestiegen. Der Berliner ist nicht heimisch in seiner Vaterstadt, er fühlt sich unsicher in dem Glauben an seine heimischen Vortrefflichkeiten, das Fremde imponirt ihm. Der Wiener dagegen glaubt Alles in höchster Vollkommenheit zu besitzen und dadurch wird er z. B. auf Reisen nergelnd, mäkelnd, er vergleicht Alles mit seiner heimischen Art und bekommt davon auch für zu Hause einen Schein von Prüderie und Selbstgefühl, der nicht eben wohlthuend ist. Vollends hat sich die jüngere Generation unter andern Bedingungen entwickelt, als die alte. Die Ansprüche an die Existenz haben

sich gesteigert, die Vergnügungen sind raffinirter geworden, die Verlegenheit, allen Ausschweifungen des Luxus und der Mode nachzukommen, verbittert den Humor und macht die Stimmung nach einer ausgelassenen Lustigkeit am Morgen darauf verdrießlich. Die Wiener empfinden selbst, daß eine Veränderung mit ihnen vorgegangen ist und die ältere Generation ist darüber betrübt. Wie viel schöne, wohlthuende Beispiele der alten Art habe ich noch angetroffen! Herzige, liebe Menschen voll Theilnahme und Güte. Aber sie sind goldene Ausnahmen von der allgemeinen Regel.

Forscht man den Gründen dieser Aenderung nach, so liegen sie offen zu Tage. Die Kunst des Daseins ist schwieriger geworden. Das Geld hat einen geringern Werth als sonst. Man braucht mehr zum Ausgeben und die Einnahmen sind die alten geblieben. Die Vergnügungen waren früher harmloser, wohlfeiler. Jetzt, wo Alles auf Salons, auf Bälle, Maskeraden berechnet ist, wo die Anschlagzettel an den Straßenecken zu den kunterbuntesten Freuden einladen, jetzt hat der Prater aufgehört, das Asyl der Wiener Erholung zu sein. Ich sah am ersten Mai die Bevölkerung zum Prater hinausziehen. Das ganze Vergnügen, schien mir, ging in der Toilette auf. Wer kann in solchen Ballkleidern, die selbst die untersten Klassen trugen, auf dem grünen Rasen springen und tanzen! Die alte Zaubermacht des Praters mit seiner neckischen Ausgelassenheit ist vorüber.

Wie kann das aber auch anders sein, wenn man sieht, wo es jetzt den Menschen nur wohl ist? In Berlin erlebt man die nämliche Erscheinung. Wo sind dort die idyllischen Vergnügungen auf den Dörfern hin, seitdem Colosseum, Tivoli, Elysium, Kroll entstanden? Im ungeheuern Wiener Odeonsaale den Dampf von tausend „Millykerzen" einathmen, den Staub der Tänzer hinunterschlucken und in der Nacht mit dem stolzen Gefühle scheiden: „Ich war auch da!" das ist die Quintessenz aller dieser auf massenhaften und daher langweiligen Besuch berechneten Zerstreuungen. Welche Stimmung im Gemüth nach solchen „chinesischen Zaubernächten", „venetianischen Maskenfesten" u. s. w. zurückbleibt, ist eine

moralisch und physisch bewiesene Thatsache. Kein Wunder, wenn darüber ein ganzes Volk blasirt wird.

In Verbindung mit dieser Wuth nach excentrischen Vergnügungen kann sich auch die Bühne einen großen Theil der Schuld beimessen, zur Verwilderung des Volkscharakters beigetragen zu haben. Die Zweideutigkeit und die Selbstironisirung haben besonders in den Nestroy'schen Stücken einen Einfluß auf die untern Klassen ausgeübt, die ihnen zwei der kostbarsten Kleinode des Volkscharakters raubte: sittliche Grundanschauung der Dinge und gläubiges Vertrauen gegen Menschen. Das ist entsetzlich, wie Nestroy, dieser an sich ja höchst talentvolle Darsteller, in seinem Spiel fast noch mehr als in seinen Productionen dem sittlichen Grundgefühl und der gläubigen Naivetät des Volkes Hohn spricht. Man denke sich die bis zum Giebel gefüllten Theater, besetzt von Handwerkern und ihren Frauen und Töchtern und sehe diese Gestikulationen, diese Mienen, höre diese Späße, dieses Anwitzeln jeder überlieferten edlen Empfindung, diese zweideutigen Randglossen zu den Motiven von Tugend und Edelmuth — es überlief mich kalt, ein ganzes Volk so wiehern, Weiber lachen, Kinder klatschen zu sehen, wenn die Equivoque gezündet hat oder Nestroy, die Achsel zuckend, die Liebesversicherungen einer Frau, die Zärtlichkeiten eines Gatten mit einem satanischen „O Je!" oder dergleichen begleitet. Da steht nichts mehr fest, keine Liebe, keine Freundschaft, keine großmüthige Hingebung. Die schamlosen gesungenen Couplets (die rechten Cancans, die bei den Franzosen aus der erröthenden Sprache in den stummen Tanz verbannt wurden) sagen es ja deutlich, daß „Alles einen Haken hat", daß Eigennutz die Triebfeder jeder Handlung ist. Es ist das fürchterlich, eine Bevölkerung solchen blasirten Anschauungen überliefert zu sehen. Aus jedem etwas dunkeln Satze dieser Komiker grübelt sich der Zuschauer Zweideutiges heraus und will er's nicht sogleich finden, so blinzeln diese unwürdigen Musenpriester mit den Augen und das Gewieher bricht los, man hat den Witz verstanden. Ein Theil der Presse beschützt diese Verwilderung, ein anderer bekämpft sie. Aber merkwürdig, wenn z. B. Saphir, der viel Wahres und Schönes

gegen diese Entartung geschrieben hat, sich wiederholt dagegen ergehen will, so streicht ihm die Censur seine Angriffe spaltenlang. Man sagt ihm, er vertheidige die Sitte nur aus persönlicher Rancüne gegen dies oder jenes Theater. Geht nun die Censur irgend etwas von den Motiven eines Schriftstellers an? Im Gegentheil! Alles Lob solchen „persönlichen Rancünen", deren Ergebnisse der Sitte und der moralischen Gesundheit eines Volkes zu Gute kommen.

Schon die römische Imperatorenzeit lehrte uns, daß unfreie Zustände die Moralität der Völker vergiften. Der erlaubte politische und religiöse Freimuth eines Volkes adelt dessen Moral. Die unterdrückte freie Bewegung der Vernunft erzeugt die Zügellosigkeit in den Sitten. Die Wiener Theatercensur ist gegen die Vorstädte milder als gegen die Theater der Hauptstadt. Im Burgtheater darf kein Stück gegeben werden, das die königliche Würde von einer menschlichen Seite darstellt, Heinrich IV. von Shakespeare ist verboten, kurz eine Willkür, die man gottlos nennen müßte, wenn sie nicht vielleicht die Frucht einer traurigen aristokratischen und altspanischen Etikette ist, legt dort auf die schönsten Blüthen der Poesie vermessen die Hand; aber Ehre, Liebe, Freundschaft, Sitte und Zucht, Kindererziehung, die ewigen Güter des Daseins dürfen in den Vorstadttheatern verspottet werden. Es stimmt dies vortrefflich zu einer Politik, die aus sybaritischer Genußsucht (Friedrich von Gentzens Lebensprincip!) das außerordentlich bequeme Princip der Stabilität gemacht hat.

Die Tageschronik Wiens ist immer belebt. Nie fehlt es an einem Stoff, der Alle beschäftigt. Freilich sind es keine Deputirtenwahlen, keine Ständesitzungen. Es sind größtentheils Vergnügungen. Theater und Concerte stehen im Vordergrunde. Auch von neuen Büchern, selbst unerlaubten, wird gesprochen. Die Aristokratie schafft „Evenements" genug. In Kaffeehäusern und Restaurationen ergeht man sich frei und behaglich. Ueberhaupt ist für ein heiteres Vegetiren gesorgt. Ist man einmal in die laufende Ordnung der Zustände gebannt, so unterhalten auch die im Grunde so stoffarmen Wiener Zeitungen. Von auswärts kommen der

Nürnberger Correspondent und die Oberpostamtszeitung, am verbreitetsten aber und mit imposanter Wirkung ist die Allgemeine Zeitung. Im kaufmännischen und juridischen Verein hält man weniger Zeitschriften, als vielleicht erlaubt wären. Ersterer bietet alle Annehmlichkeiten eines Casinos im englischen Styl, dieser wird von der studirenden Jugend und ihren Lehrern, von Kunst- und Wissenschaftsbeflissenen vorzugsweise besucht und sammelt sich eine hübsche Bibliothek. Ueberall wird der Fremde mit Zuvorkommenheit eingeführt. Wem sich das Innere der Familien erschließt, den begrüßt Ordnung, Geschmack, gediegener, selbst häuslicher Sinn, welchen man kaum erwartete. Die geselligen Tugenden sind ein Schmuck des Wieners. Er bewirthet reich und ohne eigennützigen Hinblick auf Erwiderung. Manche, die dich vielleicht mit einem Schwall von Zärtlichkeiten begrüßten, verschwinden allerdings plötzlich und machen nicht eine von ihren Versprechungen wahr; Andere, die dich schweigend und still empfingen, bewähren sich in einer Reihe von Gefälligkeiten, die dich dauernd verpflichten.

Der allgemeine Refrain, den man hier täglich hört, ist der: „Wenn man sich entschließen kann, die politischen Zustände zu übersehen, lebt es sich herrlich.“ Und das ist im vollsten Sinne wahr. Wer aber nur diese Zustände vergessen könnte! Wer nur so viel Leichtsinn besäße, sich im materiellen Leben zu verlieren und für das Uebrige den Fürsten Metternich sorgen zu lassen! Es heißt dort, man dürfte sich über alle Dinge frei äußern. Es ist möglich, daß man eine gewisse Freiheit gestattet, die man nach der Anarchie der Fiaker Fiakerfreiheit nennen könnte. Aber wer wahrhaft geistig zu leben gewohnt ist, ein West-, ein Norddeutscher wird augenblicklich fühlen, daß ihm hier seine Gefühlsfäden aller Orten abgeschnitten werden. Eine Zeitlang spinnen sie sich ungehindert fort, plötzlich brechen sie ab und wir merken, daß wir daheim mit der Geschichte anders verquickt sind, als hier. Nebenbei hat man stets das unangenehme Gefühl, daß man doch wol die gestattete Redefreiheit füglich nicht brauchen könne, weil die geheime Polizei schwerlich eine

Mythe ist. Das ist der Fluch der Zwitterzustände, daß man dem Freunde nicht traut. Wer kann wissen, wer hinter diesen liberalen Versicherungen mancher sich uns vorstellenden neuen Bekannten steckt? Wovon lebt jener liberale Schwätzer, wovon dieser junge Lyriker, der den Mißvergnügten spielt? Man lese manche Stellen im Tacitus, es ist, als hättte der antike Geschichtsschreiber Wien gekannt.

Die Lichtpunkte meines Wiener Aufenthaltes sind meine Theatererinnerungen. Hier habe ich so viel Schönes erlebt, so viel Ueberraschendes kennen gelernt, daß ich mit Dank dafür von der schönen Kaiserstadt geschieden bin. Diese Wiener Theater, wenn sie alle geregelt und der Production freigegeben wären! Sie könnten noch jetzt wie im vorigen Jahrhundert für die deutsche Bühne den Ton angeben. Wie das Volk ihnen zuströmt! Wie feurig der Beifall! Wie linde das Urtheil! Wie schonend die Zeichen des Tadels! Es wäre eine Freude, dort Hand mit anlegen zu dürfen zu einem schönen Ganzen, zum Aufbau einer Burg des Geschmacks, eines Walles gegen fremdländische Nachahmung und heimische Entartung! Ein neues Stück bewegt die ganze Bevölkerung. Die Erfolge sind belohnend; scheiternde Versuche sind schnell vergessen und werden dem Autor nicht nachgetragen, wenn er später Besseres liefert.

So leid es mir that, daß der gewohnte Gang der Vorstellungen am Wiedener Theater durch den Verkauf desselben unterbrochen wurde, so erlebte ich doch noch daselbst einige der merkwürdigsten Theaterabende. Director Carl, der zwanzig Jahre diese Bühne zum Vortheil seiner Kasse verwaltete, hatte sich die Localität durch ein Uebergebot von Pokorny und Baron Dietrich entgehen lassen. Ich traf den merkwürdigen Mann von diesem Schicksalsschlag erschüttert. Seine Kraft, die für den eigenthümlichen Bereich seiner Wirksamkeit riesenstark war, schien gebrochen. Er erholte sich langsam. Für den Tag, wo er von den alten Räumen scheiden mußte, war eine Abschiedsvorstellung angesagt. Das in schönen Verhältnissen gebaute, geräumige und von früherer Eleganz zeugende Haus war überfüllt. Hunderte von Lichtern glänzten an den Logenreihen. Wo man hinblickte in den untern

Rängen sah man malerische Toiletten schöner Frauen, eine Menge künstlerischer Notabilitäten, Kritiker, Theaterdichter, und das Parterre und die obern Regionen boten eine Mosaik von Köpfen. Der Director Carl trat am Schluß vor die Lampen und sprach Dinge, deren Begründetsein die Kritik später bezweifelt hat, die aber im Moment mit einer solchen Sicherheit, mit einer so geistesgewandten Klarheit und mit einer Fülle so epigrammatisch zugespitzter Apropos vorgetragen wurden, daß ich den Redner bewundern mußte. Der Enthusiasmus des Publikums kannte keine Grenzen und wenn auch das immer wieder von vorn anfangende Hervorrufen der scheidenden Künstler nicht mit völlig natürlichen Dingen zuzugehen schien, so wurde doch hier so viel Enthusiasmus, wurden so viel Bravis verbraucht, wie sie Cäsar nicht erntete, so oft er von seinen Feldzügen nach Rom zurückkehrte und ihm von Vernunft wegen ein Tadler verordnet wurde, der ihm in dem donnernden Tumult dicht am Ohr ein komisches Spottlied singen mußte.

Carl ist nun in die engen Räume des Leopoldstädter Theaters gebannt und nach der Richtung, welche die Truppe des gescheidten Impressario genommen hat, mit Fug und Recht. Nestroy muß nicht zum Volk sprechen. Er mag eine kleine Versammlung täglich anlocken, aber in dem alten großen Hause ganz Wien mit seinen Zweideutigkeiten zu haranguiren, das wurde nachgerade ein sittliches Verbrechen. Als Schauspieler machte Nestroy einen großen Eindruck auf mich. Möglich, daß öfteres Sehen den Eindruck würde verwischt haben. Die Gestalt des Sans-Quartier in den Sieben, Vierzehn, oder wie viel? Mädchen in Uniform ist des größten Mimen würdig. Wie schade, daß in diesem geistreichen Darsteller kein gefühlvolles Herz schlägt! Caricatur ist seine Kunst. Gott und der Menschheit einen Esel bohren, das ist seine Lust. Er persiflirt Alles und, wenn Nichts mehr zünden will, sich selbst. Seine Stücke, die fast alle nach dem Französischen gearbeitet sind, wimmeln von einem witzig sein sollenden Kauderwelsch, das sich nun auch schon die Friseure, die Barbiere, die Schneider Wiens als Umgangssprache angewöhnt haben. Er giebt zwei Acte hindurch eine Art Er-

findung, eine Art Handlung, im dritten, wenn die Lösung schwierig wird oder die Censur, wie in „Unverhofft", einen baren Unsinn vorgeschrieben hat, dreht er sich um und fängt an, indem er sich, sein Stück und das Publikum verspottet, zu singen: Kladeradatsch u. s. w. und parodirt in sogenannten Quodlibets Himmel und Erde nach der Maxime: „Es ist Alles Wind! Juchhe!" Neben diesem blasphemischen Nestroy wirkt Scholz. Es wird den Wienern auffallen, wenn ich gestehe, diesen Darsteller langweilig zu finden. Diese geistlose Fleischmasse mit dem stereotypen, unveränderlichen Gesicht, diese kurzen Beine und korkstöpselartigen Bewegungen haben mir keinen Eindruck gemacht. Imposanter wirkt Carl, den ich leider nur als Roderich in der bekannten Travestie der Rettungsstücke sah. Er spielte den abenteuerbeflissenen Helden mit einer Kraft, die für sein Alter überraschte. Feuer und Geist sprühte aus dem rollenden Auge, hochtragirenden, unverrückten Ernst legte er in den kolossalen Unsinn der zu lösenden Aufgabe. Die pathetische Consequenz, mit der er sie durchführte, erschütterte das Zwerchfell. Gemüth, das leider bei allen Dreien, weder bei Nestroy, noch bei Scholz oder Carl, vorherrschend ist, liegt in dem Spiele eines untergeordneteren Darstellers, Namens Grois, der den dem Oncle Baptiste nachgebildeten sentimentalen Viehhändler aus Oberösterreich mit vieler Wahrheit zur Anschauung brachte. Von den Frauen möchte eine kecke Darstellerin von Localcharakteren Frau Rohrbeck und Frau Brüning, eine geistreiche, nur etwas in's Verzerrte ausartende Soubrette, zu nennen sein. Das übrige Personal bewegt sich mit geringen Kräften und noch geringeren Gagen um diesen Stamm, bleibt und geht, wie es eben kommt und muß ohnehin für das Leopoldstädter Theater, von dem die Spectakel- und Arrangementsstücke ausgeschlossen sind, vereinfacht werden.

Wenn sich das Theater an der Wien unter Pokorny's Direction mit der Oper beschäftigen sollte, so scheinen die Auspizien für seinen Bestand mißlich zu werden. Der Impressario wird sich gute Sänger halten müssen, wird auch vom Publikum mit reichem Zuspruch belohnt werden, aber die guten Sänger werden, wie einst vom königsstädtischen

Theater in Berlin, allmälig für die deutschen Hoftheater gewonnen werden. Neben der Oper wird Pokorny ein Schauspiel halten, das freilich höher stehen müßte, als die Truppe des Josephstädter Theaters. Wenn dies Schauspiel den Muth und die Mittel hätte, dem Burgtheater die Spitze zu bieten und die Stücke zu geben, welche dort die Censuretikette nicht zulassen will, so wäre hier ein würdiger Zweck erreicht. Allein es steht zu fürchten, daß Pokorny seine Oper nur durch Possen und Ausstattungsstücke ergänzen wird. Für jene ist schon Beckmann's unverwüstlicher Humor gewonnen, für dieses sprechen die glänzenden Erfolge der Josephstadt und die baulichen Vorkehrungen des neuen Terrains. Pokorny besitzt das Vertrauen und die Hingebung der Wiener. Er giebt alle acht Tage eine „Wohlthätigkeitsvorstellung". Der weibliche Theil des Hofes beschützt ihn.

Die deutsche Hofoper hatte Ferien. Es sangen im Kärnthnerthortheater Italiener und die Elsler tanzte. Die Einrichtung dieser deutschen und italienischen Oper ist eine verkehrte. Man hat das kaiserliche Theater an einen Italiener verpachtet, dem der Hof einen glänzenden Zuschuß giebt. Dieser Italiener versteht kein Wort Deutsch, hängt von fremder Bevormundung ab und ist contractlich zu keiner einzigen Verbindlichkeit gegen die deutsche Kunst verpflichtet. Gute deutsche Sänger und Sängerinnen, die der Mann allerdings theuer bezahlt, gurgeln dem Publikum Bellini, Donizetti und den censurfähig gemachten Meyerbeer vor und um zu zeigen, daß die Deutschen nicht componiren können, läßt er von Wiener Dilettanten und Musikern zuweilen Opern aufführen, die regelmäßig durchfallen. Marschner, Spohr, Lortzing sind auf dieser Bühne fremde Namen. Es charakterisirt den von Oben ausgehenden Geist, daß man diesem Italiener nicht andere Bedingungen stellt. In Paris würde man sagen: Du hast jährlich für zwei, von dir selbst bestellte und nicht dem Zufall preisgegebene Texte zu sorgen. Diese Texte übergiebst du demjenigen deutschen Componisten, der dir am meisten Geschmack, Talent und dramatischen Beruf zu haben scheint. Von zwei solchen Opern würde jährlich vielleicht eine gefallen, während sich jetzt noch manchmal der Impressario

von den Wiener Componisten die Ehre, auf dem Kärnthnerthor durchzufallen, baar bezahlen läßt. Es fehlt hier, wie überall in Wien, von Oben herab deutscher Stolz und Sinn für deutsche Größe.

Wahrhaft befriedigt fühlte ich mich durch das Burgtheater. Hier ist denn doch eine Ueberlieferung der Zeit, die sich in vornehm bedeutungsvoller Würde erhalten hat. Man klagt über den Verfall dieser Bühne, die Deutschlands Musterbühne sein sollte, aber das, was von dem frühern Werthe übrig blieb, ist noch immer so groß, daß es die übrigen deutschen Theaterzustände bei Weitem überragt. Die Aufgabe dieses Theaters fand ich mit einem gewissen feierlichen Ernst gelöst. Ich fühlte mich ergriffen von diesem geregelten Gang der Geschäfte, von dieser voraussichtigen Beherrschung aller an einer solchen Anstalt vorkommenden Eventualitäten. Die Schauspieler fühlen sich geehrt durch ihre Stellung: sie sind stolz, da zu stehen, wo sie ihr Talent oder die Gunst des Zufalls hinstellte. Das Gefühl, vor einem oft zahlreichen, immer aber gewählten und feinen Publikum, vor einer Kritik zu spielen, die gewohnt ist, ihnen unausgesetzte Aufmerksamkeit zu schenken, läßt sie ihre Kunst mit einer gewissen heiligen Verehrung üben. Nirgends habe ich im Wesen des Künstlers auf den Tag, wo er auftritt, so viel Freude, so viel Vorbereitung bemerkt. Nie habe ich ein nachlässiges Auftreten gesehen, nie dies Arbeiten um's liebe Brot bemerkt. Die obern Behörden sind selbst von Achtung vor den Darstellern, vor den Dichtern durchdrungen. Bei einer Bühne, die täglich Schauspiele giebt, kann es nicht fehlen, daß sie sich von den Talenten abhängig weiß. Sie kann nicht, wenn Kassenebbe eintritt, zu Oper, nicht zu Ballet, zu Virtuosenconcerten, nicht einmal zu lebenden Bildern, zu Possen greifen, sie muß sich stets in den Grenzen des gesetzten Dramas, selbst im Lustspiel in den Grenzen conventionellen Anstandes bewegen und das macht diese Bühne zu einer wahren Arena des Talentes, zu einer Appellation an die schaffenden Kräfte, einer einschmeichelnd überredenden Vertrauten der Dichter und der Künstler.

Und diese herrliche Bühne darf nicht dem deutschen Genius

gehören! Eine kindisch bornirte Censur beherrscht sie. Statt den Geschmack des Publikums zu bilden, hängt sie von dem verdorbenen Geschmack dieses Publikums, von den aristokratischen Prätensionen der Logenbesitzer ab. Es hat sich für diese Bühne durch Zusammenwirkung der Censur und die Adelsansprüche der Abonnenten eine Atmosphäre des Urtheils, ein Dunstkreis des Geschmacks gebildet, in dem die gesunde Vernunft manchmal zu ersticken droht. Das spielend Frivole, das neckisch Zweideutige wird geduldet; jeder ernste Anlauf aber zur Lösung irgend einer socialen Frage wird mit Mißtrauen betrachtet. Die Geschichte, die Politik, die Religion sind völlig ausgeschlossene Gebiete. Das ginge noch. Aber auch die Moral ist hier eine eigenthümliche und von den Standesvorurtheilen abhängige. Es darf hier keine illegitimen Kinder auf der Bühne geben, keine Väter dürfen mit ihren Söhnen, keine Söhne mit ihren Vätern zerfallen, Könige müssen immer vortrefflich sein, schlechte Präsidenten und Minister werden Vicedome getauft und wie die Liste jenes baren Unsinns weiter lautet, den sich das gute Wiener Publikum gefallen läßt. Der Präsident in Kabale und Liebe ist hier des Major Walter's Onkel und nicht der Vater! „Ich habe einen Fleck in meinem Herzen," sagt hier Ferdinand, „wo der Name Onkel noch nie hingedrungen ist!" Ich würde mich schämen, Beherrscher eines Staates, Minister einer Regierung zu sein, die solche Albernheiten beschönigt. Warum diese Anekdoten scherzend erzählen? Sie beleidigen den Geschmack, die gesunde Vernunft, sie schänden Die, denen der Zufall die Gewalt in die Hände gab, und deshalb muß man sie mit Entrüstung wiedergeben.

Jedes neu eingereichte Stück hat eine mehrfache Censurinstanz zu durchlaufen. Erst liest es ein Unterbeamter, der herauswittern muß, ob darin Verhältnisse vorkommen, die in die erlaubten Schubfächer des Systems passen oder nicht. Ist das Ganze harmlos genug, daß kein König, kein Minister, keine Verschwörung u. s. w. darin vorkommt, so geht man an's Einzelne. Endlich nach Wochen schleppt sich das Stück zu den weitern Instanzen. Zuletzt muß es der Polizeiminister selbst lesen, ein Mann, der von einer an sich rühmenswerthen

Neigung, Alles selbst zu sehen, selbst zu lesen, selbst zu bestimmen, beherrscht wird, aber unmöglich die Zeit finden kann, jeden Journalartikel, jedes Buch, jedes Theaterstück so schnell zu erledigen, als es das Interesse der Betheiligten verlangt. So liegen bei ihm die Stücke oft Monate lang, ehe er Zeit findet, sie zu lesen und oft vielleicht dann milder zu entscheiden, als die furchtsamen Geister, die unter ihm stehen.

Schon im Obigen gab ich einige Beispiele, wie streng die Theatercensur geübt wird. Die österreichische Geschichte, so reich an den großartigsten Thaten und den rührendsten Episoden, ist völlig ausgeschlossen. „Man mag das nicht!" „Man will das nicht!" „Man braucht das nicht!" So lauten die engherzigen Bescheide, wenn sich irgend ein patriotisch flammendes Jünglingsherz in die vaterländische Geschichte verirrt. Ist es nicht eben so komisch, wie rührend, daß der treffliche Grillparzer nicht einmal seine loyalen Herzensergießungen, seine conservativ wohlgemeinten Gedichte kann in Scene gehen lassen! Man fürchtet sich vor dem Widerspruch. Man traut sich nicht einmal die Kraft zu, sich gelobt und verherrlicht zu sehen. Die großen classischen Dichterwerke des Auslandes und unsere eigenen Nationalkleinodien werden schmählich von der Censur verstümmelt oder durchaus nicht zugelassen. Jedes Stück, das nach drei Jahren wieder neu gegeben wird, muß auch wieder neu censirt werden. Natürlich, die Verhältnisse können sich verändert, Anspielungen können sich inzwischen herausgestellt haben, die man früher nicht bemerkt hatte. Shakespeare's Dramen, wo sie Könige auf die Bühne bringen, sind verboten. Heinrich den Vierten kann man nicht wieder „herausbringen"! Der steckt drin im Tintenfasse der Hofkanzlei. Welche Menschen! Welche Grundsätze! Was werden die Geschichtschreiber in hundert Jahren über euch urtheilen!

Die Dichter und die Künstler seufzen unter diesem System. Den letztern bleiben die großartigsten Aufgaben verschlossen. Und wäre ich ein Jahr in Wien geblieben, Anschütz würde mir seinen bewunderten Falstaff nicht haben vorspielen können. Genug davon. Ich komme auf die Schauspieler. Wie zuvörderst Anschütz in Bauernfeld's „deutschem Krieger" als Kurfürst heraustrat und seine ersten Reden sprach, er-

schrak ich über die unvortheilhafte, falstaffartige Erscheinung; aber wie die Worte quollen, sich das Gemüth erschloß, wie die hohe Verständigkeit der Auffassung hervorsprang, da fühlte ich mich hingerissen, bewältigt. Klarheit des Vortrages, lichtvolle Auseinandersetzung der Motive, einschmeichelnde Uebergänge des neckenden Humors zum seelenvollsten Ernst bezeichnen dieses Künstlers hauptsächlichste Vorzüge, erschöpfen sie aber nicht. Ein milder Geist der Liebe durchweht seine Gebilde, die gewiß vollendet sein müssen, wenn man von ihnen im Stande sein kann, die äußere Hülle so abzustreifen, daß sie nicht mehr stört. Unmittelbar ihm an schließt sich Ludwig Löwe. Noch immer liegt Poesie und liebenswürdige Romantik im Wesen dieses gefeierten Namens. Wie das sprudelt aus dem Quell des Gemüths! Wie die Worte sich fast überstürzen aus der leidenschaftlich bewegten Brust! Ich möchte behaupten, Löwe's Spiel hätte mit den reiferen Jahren an männlicher Kraft zugenommen und etwas von jener Süße verloren, mit der ich mich sonst nicht ganz befreunden mochte. Der Wein ist herber, aber klarer geworden. Es steht ihm schön, daß Löwe, in Jahren jetzt vorgerückt, Männer spielen will, nicht mehr Jünglinge. Und ginge doch von ihm auf die Jünglinge, die ihm folgen, sein liebenswürdiges Gemisch von Kraft und Schalkheit, von Würde und Humor über! Das Feuer der Rede ist noch nicht erloschen. Eine Vorstellung mit Löwe geht eine halbe Stunde schneller aus, als anderwärts. Den „Sohn der Wildniß", der fast überall mit so langweiliger Melancholie gegeben wird, habe ich von Löwe dreimal sehen können; denn er faßt seine Rollen kurz beim Kragen und spielt sie, wie sie der Dichter nicht etwa geschrieben, sondern wie er sie gedacht, empfunden hat. Dabei immer Würde und Anstand, unberechnete und natürliche Grazie, nicht eine einzige gesuchte Stellung und doch jede schön! Das jeweilige Blinzeln mit den Augen giebt ihm eine auf die Frauen wirkende Schalkhaftigkeit, die alle Toilettenkünste moderner Liebhaber nicht erzielen können. Auch den Tempelherrn im „Nathan" sah ich meisterhaft von Löwe dargestellt und mit Nüancen verschönt, die man von seiner freien unmittelbaren Darstellungsweise kaum erwarten mochte.

Fichtner, Wilhelmi und La Roche sind Künstler von großem Verdienst. Wilhelmi giebt mit Aufwand geringer Mittel fast immer dieselbe Persönlichkeit, aber immer bleibt sie sich an Natur, körniger Kraft und gesundem Humor gleich. Fichtner gehört zu jenen eigentlichen Burgtheaterheroen, deren Bedeutung und Werth man besonders im heimischen Rahmen schätzen lernt. Er ist vorzugsweise ein Liebling des Publikums und verdient es zu sein, denn selbst wenn der zuviel beschäftigte Künstler sich etwas gehen zu lassen scheint, bleibt ihm doch immer sein gutes Naturell treu. Jugendliche Charaktere mit dem Schein einer gewissen Etourderie kann man nicht liebenswürdiger dargestellt sehen. Das Hochtragische, das Schwermüthige, Melancholische ist ihm verschlossen, aber jene Menschen, die uns durch ihre fast möchte ich sagen Gewöhnlichkeit so nahe stehen, diese täglichen Freunde unseres Hauses, diese täglichen Bekannten unseres Umgangs weiß er mit einer so zutraulichen Herzlichkeit uns nahe zu führen, daß wir uns freuen, auf dem Zettel seinen Namen zu finden und müßten wir ihn auch täglich finden. Endlich steht Karl La Roche in den Rollen, die seiner Natur zusagen, großartig da. Er ist einer der feinsten Charakteristiker, die, besonders im Komischen, je die Bühne betreten haben. Für hochtragische und Gemüthsaufgaben steht der reflectirende Verstand des Künstlers und sein Organ im Wege: aber in possenhaften, schleichenden, heuchlerischen, geckigen Charakteren bietet er Unübertreffliches. Man kann nichts Vollendeteres sehen als seinen Edlen von Götze in „Zurücksetzung". Dabei ist über alle seine Gebilde, selbst die etwas aufgetragenen, eine gewisse vornehme Grazie gehaucht: Banquiers und Juden haben bei ihm nie etwas Verletzendes. Endlich ist La Roche außerordentlich groß in plötzlichen Lichtblitzen der Darstellung. Eine Ohnmacht, einen Schreck, eine Ueberraschung giebt er mit einer Wahrheit wieder, die der Natur abgelauscht ist.

Die verdienstlichen Darstellungen des Herrn Herzfeld schienen mir zuweilen an Monotonie zu leiden. Herrn Korn, dem einst gefeierten Liebhaberspieler, habe ich keinen Geschmack abgewinnen können. Als Sultan Saladin spielte er geistlos und sogar ohne äußere Haltung. Wenn doch die Schauspieler

lernen wollten zur rechten Zeit Abschied nehmen! Herr Korn ist eine öde Ruine seiner frühern Popularität. Herr Koberwein sollte ebenfalls nicht mehr auftreten, eben so wenig die Herren Moreau und Wothe. Ich will damit nicht sagen, daß diese Herren nicht Spuren guter Schule und einstiger Verdienste noch jetzt zeigten, aber sie sind zu alt, nicht etwa für's Leben (Ehre dem Alter!), aber zu alt für die Kunst. Sie stören. Herr Lucas spielt Vielerlei durcheinander, mit Fleiß und nicht ohne Talent. Allein für das bürgerliche Drama ist seine Figur zu derb, seine Augen sind ungezügelt sinnlich und sein vieles Lachen verräth dem Kenner die mangelnde Sicherheit. Herr Lucas und Herr Rettich, den ich nicht sah, bekommen zu viel von den guten alten Rollen; hoffentlich behalten sie diese nur interimistisch, bis neue Acquisitionen da sind. Herr Jerrmann, ein verständiger und verwendbarer Darsteller, gehört der Anstalt erst seit Kurzem an und scheint sich in der für Novizen schwer zu erringenden Gunst des in diesen Räumen richtenden Publikums befestigen zu wollen.

Das jugendliche und komische Fach sind am schwächsten vertreten. Herr von Holbein hat Versuche gemacht, die Lücken zu füllen, ist aber darin nicht glücklich gewesen. Nur der einzige Th. Wagner scheint mir als Naturbursche die Bemühungen des Directors belohnt zu haben. Die Uebrigen, denen Talent keineswegs abgesprochen werden soll, scheinen sich in dem Rahmen nicht einzufugen, haben auch vielleicht mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Die Zahl der Schauspielerinnen ist groß und der Werth ihrer Leistungen verschiedenartig. Die jugendliche Liebhaberin Mad. Anschütz und Mad. Rettich hab' ich nicht gesehen, auch manche von Denen nicht, die überflüssig zu sein scheinen. Dem. Enghaus hat Mühe, ihre heroische Gestalt und ihr reiches Organ in dies kleine Echo einzuzwängen. Sie spielt zu oft mit unterdrücktem Erguß ihres etwas amazonenhaften Wesens. Sie besitzt mehr Feuer, als sie zeigt, mehr kolossale Wirkung, als den Rollen, für die sie verwandt wird, innewohnt. Sie würde sich auf dem Theater an der Wien prächtiger entwickelt haben. Ihre Hauptfehler, Monotonie

des Vortrags und Antheillosigkeit in stummen Momenten, wo sie sogar durch ihre Arme in Verlegenheit gesetzt wird, hindern nicht, daß sie in der Hauptsache eine brave und vom Publikum geschätzte Darstellerin ist. Mad. Fichtner habe ich zu wenig gesehen, als daß ich von einem großen Eindruck sprechen könnte. Sie ist sehr beliebt und scheint mir den Vollgehalt ihrer Rollen zu angenehmer Geltung zu bringen. Das Verdienst einer nicht verletzenden Koketterie scheint ihr im vollsten Maße zu gebühren. Ihre Koketterie ist mit weiblicher Güte verbunden, sie reizt die Männer, ohne die Frauen zu beleidigen. Auch Dem. Neumann ist gerade in diesem Bewußtsein der edlen Grenze so liebenswürdig. Diese junge Künstlerin erfreut sich mit dem Aufwande geringer Mittel der lebhaftesten Wirkungen. An ihr nicht vortheilhaft klingendes Organ ist das Ohr der Wiener einmal gewöhnt. Dem. Neumann, die Tochter der berühmten Haizinger, zeichnet sich besonders durch die Sauberkeit ihrer Ausführungen, durch die zierliche Naivetät ihrer Darstellungen aus. Ihr Ton dringt zum Herzen. Derber, kräftiger ist das Naturell der Dem. Wildauer, einer reizenden Blondine mit schmachtend schalkhaften Augen. Das Talent dieser nicht minder ausgezeichneten Darstellerin schwankt zwischen dem Sentimentalen und dem ausgelassen Komischen. Im ersten ist sie wahr, treu und echt, wie ein gutes deutsches Bürgermädchen: im andern steigert sich ihre vis comica zuweilen so überraschend, daß sie, in andrer Sphäre wirkend, vielleicht eine der größten Soubretten wäre, die gelebt haben. Man kann in weiblicher Sphäre nicht komischer spielen, als wenn diese Künstlerin die Vaudeville-Laune bekommt und z. B. im Markt von Ellerbrunn die schwäbische Zuhalterin des alten Doctors spielt. Die Wildauer ist recht eigentlich das, was der Wiener „ein lieber Narr" nennt. Endlich wäre noch Mad. Peche zu nennen, die aus ihrer frühern berühmten Periode sich einen Berg von Rollen erhalten hat. Ich will eine gewisse bescheidene Empfindsamkeit dieser Darstellerin nicht bestreiten, glaube aber, daß diese nur im Ton, nicht im Herzen liegt. Wie man bei einem so veralteten Organ, bei der durch alle weiße und rothe Schminke doch grausam

hindurchschimmernden Annäherung an das Matronenalter noch so viel junge Mädchen von achtzehn Jahren spielen kann, das ist eines von jenen Räthseln, welches vielleicht genügend nur durch Oesterreichs conservatives System gelöst wird.

Die Verwaltung des Herrn von Holbein ist vielfach getadelt worden und wie mir scheint, mit Unrecht. Es lassen sich ihm vielleicht Fehler und Mißgriffe nachweisen, aber man sollte dies nur dann thun, wenn man zuvor gegen seine Verdienste gerecht gewesen. Holbein bekam das Burgtheater in einem, was die Finanzen anlangt, lüderlichen und verwilderten Zustande. Man bilde sich doch nicht ein, daß dieser Anstalt eine ökonomische Reform gleichgültig gewesen wäre! Der Zuschuß, den der Hof zahlt, ist unbedeutend, steht wenigstens in keinem Verhältniß zur Würde des Kaiserstaates, in keinem Verhältniß zu jener Ueberzahl von Ansprüchen, die der Hof mit seiner lästigen Censur, seiner Etikette, mit seinen Hunderten von Freibillets an eine Anstalt macht, die allein das Publikum erhält. Wie nun, wenn man dies theuerwerthe, herrliche Institut einem Pächter im Geschmack der HH. Balochino und Merelli übergeben hätte? Holbein hat durch seinen geregelten Geschäftsgang, seine berechnende Oekonomie, vielleicht auch durch die Gunst mancher Zufälle die Anstalt vor diesem Unglück bewahrt und darin kein Verdienst sehen wollen ist undankbar und kurzsichtig.

Die Neulinge, die Herr von Holbein in ein lückenhaftes und alterndes Personal einführte, gefielen nicht. Aber sind sie auf Lebenszeit engagirt? Wer sich nicht einspielt, wird ausgespielt. Es werden andere kommen: vielleicht gefallen sie besser. Seid nicht zu wählerisch, nicht zu streng, eure besten Mitglieder haben sich erst nach und nach eure Gunst erringen können! Im Repertoire finde ich Abwechselung genug. Das Beste, was die Direction geben möchte, verbietet ihr die Censur und furchtsam ist eben Herr von Holbein nicht. Sein Fehler ist der: er vertraut zu sehr auf die Zeit. Er macht sich zu wenig daraus, dieselbe Sache, die heute abgeschlagen wird, in einem halben Jahre wieder in Erinnerung zu bringen, aber es ist doch besser, als wenn er sie ganz fallen läßt. Herr von Holbein hat die Tantième durchgesetzt.

Die Minister bewilligten sie, weil sie glaubten, Geldgewinn würde die Dramatiker reizen, „harmlose" Stücke zu schreiben; aber die Aristokratie, die Abonnenten verwünschen Herrn von Holbein, weil im Princip der Tantième häufige Wiederholungen liegen. Endlich ist es wahr, daß es besser wäre, manche neuere Tendenzdramen blieben auf dem Burgtheater lieber ganz unaufgeführt, statt daß sie verstümmelt gegeben werden. Aber in Herrn von Holbein's Wunsch, daß keine neuere dramatische Erscheinung, besonders wenn sie im übrigen, freien Deutschland Aufsehen macht, am Burgtheater vorübergehen solle, sehe ich doch eher etwas Anerkennenswerthes, als Tadelhaftes.

Der neue Chef des Herrn von Holbein, Graf Dietrichstein, hat die Verwaltung des Hofburgtheaters mit der unverhohlenen Andeutung übernommen, daß er das System des Herrn von Holbein nicht billige. Graf Dietrichstein ist ein unterrichteter, geistreicher Herr, aber er haßt die neuern dramatischen Entwicklungen. Er hofft die Talente der Dichter sowol wie den Geschmack des Publikums wieder auf jene Zeit zurücklenken zu können, wo Zedlitz und Grillparzer unter seinen Auspizien für das Burgtheater schrieben. Allen Dank dem Grafen Dietrichstein, wenn es ihm gelänge, zwei so ausgezeichnete Dichter von ihrer Gleichgültigkeit für die Bühne zu heilen und mit dem Zauberstabe seiner Protection die verborgenen Schätze derselben zu heben. In Wien werden übrigens täglich genug Trauerspiele in diesem Geiste geschrieben. An Trochäen und Jamben ist kein Mangel. Ich zweifle nicht, daß sich sogar im übrigen Deutschland Stücke auffinden lassen, die sich nicht mit Königen, nicht mit Ministern, nicht mit der Geschichte und ihren Tendenzen, sondern mit Donna Clara's Liebe zu Don Alonzo beschäftigen und von ihrem rührenden Geschick unter blühenden Mandelbäumen handeln. Wir wünschen bei dieser Geschmacksrichtung dem Publikum viel Unterhaltung, den Schauspielern gute Rollen und der Kasse die besten Einnahmen.

Soviel von Wiens artistischer Welt. Die literarische fand ich in einer eigenthümlichen Aufregung. Seit Wochen harrte man auf das Ergebniß einer Petition, welche von fast

sämmtlichen literarischen Notabilitäten Wiens um Milderung der Censur den höchsten Behörden vorgelegt war. Dieser Schritt war mit einer so erfreulichen Uebereinstimmung gewagt, in so schönem Gleichtakte ausgeführt worden, daß dadurch die literarischen Kräfte Wiens beinahe den Anschein eines geregelten und organischen Bewußtseins ihrer Gliederung bekamen und sich hier viel mehr Einheit, Zusammenhang und Collegialität zeigte, als man deren in Leipzig oder Berlin findet. Die nach gleichem Ziele Strebenden schließen sich, von gleichen Hindernissen bedrängt, an einander an. Man findet hier mehr Freundschaft, mehr wechselseitige Achtung und Schonung als bei uns. Der große Raum des Wirkens verhindert, daß sich der Eigennutz überall auf die Füße tritt. Man spricht mit Theilnahme von den Lorbern, die etwa auch Andern blühen könnten, und ordnet sich mit Liebe dem größeren Verdienste unter. Die fachwissenschaftliche Gelehrsamkeit nimmt gegen die schöne Literatur keinen hohen Ton an oder spreizt sich gegen sogenannte „Belletristik". Ich will nicht sagen, daß diese edlere Physiognomie der hiesigen Literatur durchgängig aus einem Gefühl der Kraft entsteht. Im Gegentheil. Es fehlen für die tüchtigsten Bestrebungen Anlehnungen und Mittelpunkte. Hier in Wien, wo man nur Werth hat durch seine Geburt, bemerkt man nirgends, daß irgend eine bedeutende intellectuelle Kraft, etwa wie in Berlin Alexander von Humboldt, einen Ausschlag geben, ein Gewicht in die Waagschale der öffentlichen Meinung legen könnte. Die Aristokratie empfängt und die Wissenschaft steht im Vorzimmer. Glücklicherweise hat die Muse ihre Launen und wählt sich ihre Lieblinge selbst. Der Patriarch Pyrker, ein geistreicher Sohn des berühmten Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg, ein Neffe des Bundestagsgesandten von Münch-Bellinghausen, ein Graf Auersperg vertreten in den höheren Kreisen die Literatur und der freundliche, gefällige Hammer-Purgstall bildet für die verschiedenartigsten wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen einen Mittelpunkt. Viel weiter aber in die „Gesellschaft" hinein bringt die Literatur nicht. Die Stelldicheins des Geistes finden nur bei einigen wissenschaftlichen Berühmtheiten und

einigen reichen Kaufleuten statt. Weshalb hat der Fürst Metternich die Akademie nicht in's Leben gerufen? Weil sie die Idee des Herrn von Hammer war? Vielleicht. Jedenfalls aber auch deshalb, weil eine Akademie in Wien der Intelligenz ein Gegengewicht gegen die Aristokratie hätte geben können und dies wäre gegen die Absicht dieser geistreichen Anomalie des neunzehnten Jahrhunderts, die man die Politik des Fürsten Metternich zu nennen pflegt.

Eine andere Lähmung des eigenen Kraftgefühls der hiesigen Literatur ist jene rührende Abhängigkeit derselben vom Urtheil des deutschen „Auslandes". Das ist denn doch die schmählichste Consequenz des hiesigen Bücherzwanges und des Censurdruckes. Die tüchtigsten Kräfte stehen hier nicht fest auf ihren Füßen. Ihre Werke, mit der Firma Wien gedruckt, widern sie selbst an; Alles, was aus Oesterreich kommt, scheint ihnen dem Untergange geweiht. Ist das nicht eine fürchterliche Anklage der Männer, die Oesterreich seit 1815 in einen Winkel der Geschichte gedrückt haben? Es herrscht in Wien mehr edle Hingebung an die Musen als im übrigen Deutschland. Die Talente haben mehr Schöpfungstrieb, selbst mehr Erfindungsgabe, als bei uns, und doch gestaltet, formt, erhält sich nichts. In der Wissenschaft gedeihen nur die von der Noth des Augenblicks gebotenen Naturwissenschaften, in der Philosophie etwas mystische, im Schatten der Stephanskirche wuchernde Dialektik, in der Poesie, mit einigen durchgedrungenen trefflichen Ausnahmen, viel herumfahrende zweck- und herrenlose Dramatik und etwas zu sehr in geile Bilderranken aufgeschossene Lyrik.

Die Petition ist mit Gleichgültigkeit empfangen, mit Kälte zurückgewiesen worden. Man hat den Beschwerdeführern gesagt: „Wie könnt ihr euch zusammenschaaren und um etwas bitten, das wir soeben im Begriff waren, euch selbst zu geben!" Die Bittsteller fielen aus den Wolken. Diese so öffentliche, so zugängliche Regierung beschäftigte sich mit etwas, das das Publikum errathen sollte! Und womit beschäftigte sie sich? Mit dem ungeheuern Fortschritt, daß sie einsah, 1) die Censoren müßten vermehrt und 2) besser besoldet werden. Von einer Milderung der Grundsätze ist

keine Rede, sondern nur von einer Verkürzung des Verfahrens, einer Beschleunigung der bisherigen langsamen Gedanken-Hinrichtungen. Man hat die Petition wie eine Emeute behandelt.

Das bei der Censur angestellte Personal (Hofrath Malß an der Spitze) besteht vielleicht an und für sich aus wohlwollenden, selbst aufgeklärten Männern. Sie streichen nicht nach ihren Ueberzeugungen, sondern nach ihren gegebenen Instructionen. Diese schließen allen und jeden Freimuth aus. Die Zeitschriften stehen unter einer bis in's Kleinste gehenden Beaufsichtigung. In Theaterverhältnisse mischt sich die Censur mit ihren eigenen Ansichten, verwandelt oft Tadel in Lob und unterdrückt harmlose Meinungen, die ihr nicht gefallen wollen. Der Censor wird hier dem Schriftsteller gegenüber Recensent. Wehe dem armen Gelehrten, der in der Provinz einen philosophischen oder historischen Gegenstand besprechen will! Sein Manuscript wandert nach Wien, wird dort einem Gegner oder Rivalen zur Begutachtung übergeben, bleibt ein Jahr lang in dessen Händen liegen und kehrt mit einem Druckverbot zu dem armen gelehrten Leibeigenen wieder zurück. Man kann der Intelligenz nicht größern Hohn sprechen.

Mit der vom Auslande kommenden Büchereinfuhr wird es so gehalten: Die Bücherballen, die von Leipzig kommen, werden nicht den Buchhändlern, sondern der Regierung ausgeliefert. Diese hat ein eigenes Amt niedergesetzt, das Revisionsamt, das jedes Packet öffnet und den Buchhändlern nur die völlig unverfänglichen Schriften ausliefert. Alle Schriften, die nicht auf die materielle Existenz berechnet sind, werden vorerst censirt und dann in drei Rubriken getheilt, solche, die gänzlich verboten sind, solche, die man gegen eine persönlich von der Polizei einzuholende Erlaubniß kaufen kann, solche, die der Buchhändler verkaufen, aber in den Zeitungen nicht ankündigen darf. Diese Einrichtungen gelten in Oesterreich für so naturgemäß, als hätte sie Gott schon im Paradiese dem ersten Menschenpaare mitgegeben. Man kann sich denken, wie lästig es dem gebildeten Manne sein muß, sich die Lectüre selbst solcher Bücher, die er nicht billigt,

die er aber zu seinem Unterricht lesen will, von der Polizei zu erbitten! Viele Privatleute, Gelehrte, selbst Geistliche thun es, weil sie die Schriften nicht anders erhalten, aber die Regierung bekommt dadurch eine Liste aller derjenigen Menschen, die sich in der Welt noch um etwas Anderes als ihres Leibes Nahrung und Nothdurft bekümmern. Ebenso ist es mit den Zeitungen, die man zu halten wünscht. Die Post verabfolgt sie nur gegen den polizeilichen Erlaubnißschein. Für Diejenigen, die in der Provinz leben, denke man sich die Weitläufigkeit! Wer in Salzburg z. B. eine Schrift von Raumer über Italien kaufen will, macht dem Buchhändler die Anzeige. Dieser trägt den Wunsch und den Namen des Käufers seiner Polizeibehörde vor. Die Salzburger Polizeibehörde schreibt an die Regierung in Linz und die Linzer Behörde, selbst noch nicht competent genug, berichtet noch an eine dritte Behörde, die Central-Polizeistelle, von welcher endlich der Bescheid zurückkommt, daß dieser Ankauf gestattet wird oder nicht.

Wir wollen einen Schritt weiter gehen. Wer hat dieses abscheuliche System erfunden? An welche Grundbedingungen lehnt es sich? Ist es Ueberlieferung der Zeiten oder Erfindung der Gegenwart? In welchem Zusammenhange steht es überhaupt mit dem Geist der österreichischen Politik im Großen und Ganzen?

Die Gerechtigkeit zwingt, zu bemerken, daß uns hier eine historische Ueberlieferung vorliegt. Die Geschichte des Hauses Habsburg von seiner Begründung an durch Rudolph bis zu seiner Aufnahme spanischen Blutes und zu seinem Uebergange in lothringisch-französisches ist die Geschichte einer das Völkerleben als solches ignorirenden und nur auf das eigene Wohl und Wehe bedachten Dynastie. Von den Kämpfen gegen die Schweizerfreiheit an, wo die Junker den Bauern erlagen, bis zu den österreichischen Executionsmärschen in die Romagna, nach Neapel und Piemont hat diese Politik immer das Kennzeichen eines der Zeit abgewandten Antlitzes getragen. Volksthümlichkeiten durfte sie niemals anerkennen, weil die den Erblanden einverleibten neuen Besitzthümer mit dem deutschen Haussystem vereinigt werden sollten. Auf-

schwung eines Volks- oder Stammbewußtseins, historische Nationalerinnerungen waren von je die Gespenster, welche diese Politik erschreckten.*) Die Reformation wurde in ihrem Laufe durch Oesterreich gehemmt und selbst da, wo sie schon Wurzeln gefaßt hatte, erzwang dieser Staat Contre-Reformationen, um die Bekenner der neuen Kirche in den Schooß der alten zurückzuführen. Der Geist des Mißtrauens und der egoistischen Isolirung hat sich dieser Dynastie schon seit Jahrhunderten bemächtigt und durch den Einfluß der Frauen, der Günstlinge und Beichtväter wurde diesem an sich vielleicht ungefährlichen Systeme der Charakter der empfindlichsten Reizbarkeit aufgedrückt. Eine Frucht- und Dornenlese aus Oesterreichs Geschichte sammelte zu diesem Zwecke kürzlich der Verfasser der Anemonen. Mögen weder die Principien dieses Autors völlig klare, noch seine Motive unbescholten edle sein, die Wahrheit wählt sich ihre Organe oft wunderlich. In diesem Buche spricht die Geschichte. Man wird vielleicht kaum Mühe haben, die Behauptung Hormayr's zu widerlegen, daß Oesterreichs Geschichte durchaus eine Chronik der glücklichsten Zufälle, der vom Regiment selbstgemachten Verschwörungen und des Undanks sei. Aber die Thatsache des dynastischen Egoismus steht fest und wird, wie es scheint, schon darum die noch lange dauernde Grundlage dortiger Politik bleiben, weil sie alle Ursache hat, die Monarchie als einen in's Märchenhafte gerückten und vom Menschlichen völlig freien Begriff in unantastbarer, mythischer Würde zu erhalten.**)

Wenn Oesterreich die deutsche Kaiserwürde behalten hätte,

---

*) Charakteristisch ist folgende Thatsache: Des armen Andreas Hofer Gebeine moderten in Mantua. In der Hofburg zu Wien vernahm man es sehr ungnädig, als sich einige tirolerische Offiziere beigehen ließen, diese Reliquien dort auszugraben, schimpflicher Vergessenheit zu entziehen und sie nach Innsbruck zu bringen, wo sie jetzt von dem Schaller'schen Denkmal verdeckt werden. Die Offiziere erhielten für ihre angemaßte Hochherzigkeit einen strengen Verweis.

**) Spätere Anmerkung. Das alte System ist nun durch den Dualismus, und was ihm nachfolgen wird, gänzlich umgeworfen. Der Hof glaubte seine aristokratischen und kirchlichen Neigungen besser durch die Auflösung, als den Einheitsstaat befriedigt.

es wäre für die Geschichte vielleicht ein Glück gewesen. Denn so wie so ist der mächtige Einfluß dieses Staates auf Deutschland derselbe geblieben, ohne daß er seit 1804 die geringste Verantwortlichkeit für Deutschlands Ruhm und Größe hat! Dem Kaiser hätten doch die Gesammtzustände des Vaterlandes in einer gewissen Nähe bleiben müssen. Er hätte doch die freien Fortschritte des Bürgerthums und besonders die Segnungen des constitutionellen Systems nicht in dem Grade gleichgültig betrachten dürfen, als er es jetzt darf, wo von Oesterreich so Vieles ausgeht, was diese neuzeitigen Entwicklungen, diese heiligen Postulate unsers Jahrhunderts, verhindern muß. Auch Oesterreich selbst würde sich einer freieren Rückwirkung vom übrigen Deutschland, von dem es jetzt völlig abgesondert ist, erfreut haben. Kaiser Franz bedankte sich für eine Würde, die ihm keine Rechte mehr, wol aber einige nicht zu umgehende Verpflichtungen auferlegte. Seine egoistische Kraft blieb ja dieselbe, so wie so!

Ueber die Bedeutung, welche der Vater des jetzigen Kaisers in der Geschichte der österreichischen Politik hat, befindet man sich fast noch überall im Unklaren. Man unterschätzt die geistigen Fähigkeiten dieses letzten deutschen und ersten österreichischen Kaisers, während man alle Ursache hat, ihm einen außerordentlich klugen Verstand und eine eiserne Willenskraft zuzuerkennen. Die Schöpfungen, die in der Geschichte fast alle den Namen Metternich's tragen, sind eigentlich das Werk des Kaisers Franz. Man muß die authentischen Actenstücke der „Lebensbilder aus den Befreiungskriegen" lesen, um sich zu überzeugen, welches hier die wahre Stellung des Dieners zu seinem Herrn war und unter welchen Bedingungen dieser Herr seine Diener behielt. Die Erfahrung hatte den Kaiser persönlich in die Schule genommen. Das Ziel des Handelns war ihm oft so vorgezeichnet, daß es keiner Wahl des Weges, dahin zu gelangen, bedurfte. Es wäre freilich kein Wunder gewesen, wenn Oesterreich von 1813 hinter dem Oesterreich von 1809 zurückgeblieben wäre und die Theilnahme an dem Völkerkampf — eben weil es ein Völkerkampf war! — verweigert hätte. Sein guter Genius bewahrte es vor diesem Unglück. Es schloß sich dem Freiheitskriege an. Aber nach

dem Sturze Napoleon's vereinfachten sich die Möglichkeiten. Kaiser Franz erfaßte einen einzigen klaren, festen Gedanken und die, welche ihn zu beherrschen schienen, führten nur seine Ideen aus. Er haßte jede Theilung des errungenen Gewinnes der Fürsten mit ihren Völkern, er haßte die sich herausstellenden liberalen Principien, die Principien der wahren Pacifikation Europas. Er entwarf aus Egoismus, Mißtrauen und Ueberschätzung seiner Würde jenes conservative System, das Metternich in die europäische Gleichgewichtspolitik einführte und aus welchem einige eitle, von den Lockungen des Geldes und sybaritischen Wohllebens geblendete Stubengelehrte, wie Gentz u. s. w. ein Princip der Legitimität mit philosophischem Nimbus schufen. Kaiser Franz haßte die Ideologie und würde auch für diese romantisch-katholische Staatsphilosophie wenig Sinn gehabt haben, wenn sie sich nicht, schimpflich genug, zum Kampf gegen jede vom Jahrhundert geforderte Neuerung hergegeben hätte.

Dionysius, Tiberius, Ludwig XI. waren Tartüffes auf Thronen, die sie nach der Sitte ihrer Zeitalter mit Grausamkeiten behaupten konnten. Unsere Zeit bedingt einschmeichelndere Formen, gefälligere Vorwände. Aber die Tartüfferie hat unter dem Purpur so wenig aufgehört, wie unter der Stola. Man klopft einigen Bettlern und Bauern auf die Schulter und ist ein Freund des Volkes; man empfängt Bittschriften und scheint ein Feind der Ministerwillkür. Gemüthliche Monarchen, die ihr euch eine geheime Polizei zum Privatvergnügen anlegen könnt, wie wir uns des Abends eine Casinoerholung, eine Parthie Whist! Freilich, muß euch auch Nachts so schwer der Alp von Conspirationen, selbst in der eignen Familie, drücken! Unglückliche Phantasieen jener Ausgewählten, die Gott so einsam auf die Throne setzte!

Das System des Kaisers Franz hätte vielleicht mit seinem Tode aufgehört, wenn es nicht Staatsmänner gäbe, die den Schein historischer Größe sich wenigstens dadurch erwerben wollen, daß sie Consequenz zeigen. Die Geschichte wird diese Staatsmänner verurtheilen, hat sie schon verurtheilt, aber es findet sich dann vielleicht in irgend einer Note zum Text:

„Man konnte ihm wenigstens nicht absprechen, daß er in seiner Art ein Charakter war." Viel charaktervoller wäre gewesen, zu sagen: „Ich seufzte als Diener meines Herrn und will jetzt, da ich frei bin, auch euch die Freiheit geben." Statt dessen erblicken wir einen Staat, der seit zehn Jahren gleichsam über sich selbst hinausgewachsen ist. Alle Glieder dieses großen Körpers sind stärker, kräftiger geworden, als der Rumpf, dessen Kopf den großen Mann spielen und der Geschichte gegenüber wenigstens Consequenz zeigen will. Ein Volk, was sage ich — fünf Völker Opfer der Consequenz eines Mannes, der nie eine eigene Idee hatte, nie eine große That sein nennen konnte und der sich die Politik durch ein ewiges Neinsagen so leicht gemacht hat, daß er freilich all' die Staatsmänner, welche seit 1815 strauchelten, weil sie sich bewegten, überragte, weil er eben stillstand.

Welches sind nur wahrhaft große Staatsmänner gewesen? Die, welche die Völker über schwierige Krisen mit naturgemäßen Mitteln hinwegführten. Naturgemäße Mittel nenne ich hier den freien, ungehindert sich entwickelnden Volksgeist, das Ausströmen jeder berechtigten Kraft im Staate, die ungestörte Lebensäußerung selbst derjenigen Elemente, welche sich im Staate aus natürlichen oder historischen Gründen befehden. In diesem Sinne erzeugt England große Staatsmänner. Da aber, wo ein Minister die Freiheit hat, mit dem Kehrbesen der Censur und mit den Bajonetten der polizeilich-militairischen Gewalt diese natürlichen und historischen Gegensätze eines Staates, diese sich von selbst verstehenden Hindernisse seines Eigenwillens bei Seite zu fegen und nach dem Machtworte: Tel est notre plaisir ein willkürliches System aufzubauen, da sehe ich nicht mehr den großen Staatsmann.

Oesterreich hat einige große Staatsmänner aufzuweisen; es waren diejenigen, welche meist unglücklich endeten, diejenigen, welche sich der launenhaften und mißtrauischen Dynastie gegenüber nicht halten konnten. Die aber, welche sich derselben sklavisch unterwarfen, diese sind allein mit ihren Portefeuilles alt geworden. Das neueste Beispiel beweist es zur Genüge. Ein eingewanderter Adliger, der sich aufschwingt, durch ge-

fällige Formen befestigt, keine Idee hat, als die, Glück zu machen, beim Systemwechsel, der in den Verhältnissen zu Napoleon lag, immer dahin trat, wo es der Egoismus des Herrn verlangte, wer kann da historische Größe finden? Es kann dem bezeichneten Staatsmanne nur lieb sein, wenn man die herzlose Verfolgung der „Demagogen" in den Jahren 1817—1824, die unchristliche Antwort an die Griechen, sie seien „Empörer gegen Se. Hoheit, den Sultan," die Executionen in Italien und die Zärtlichkeiten für Dom Miguel, den Zögling Wiener Bildung und Staatsweisheit, seiner dienstlichen Stellung und dem Gehorsam gegen den Willen seines Herrn zuschreibt. Seit dem 2. März 1835 zeigte sich ja der eigene Kern. „Es bleibt Alles beim Alten." Das war ein Trost, der zur Verzweiflung bringen konnte.

Wo steht geschrieben, daß Oesterreich der träge Schwerpunkt Europas sein müßte? Es ist wahr, seine Politik hat im Lande selbst eine Masse Gegensätze zu balanciren, den Deutschen gegen den Ungar, den Ungar gegen den Slaven, den Slaven gegen den Italiener. Aber darum auch die Abhängigkeit von Rußland, die ganz Oesterreich demüthigt? Darum die preisgegebenen Donaumündungen? Darum dies ewige kleinliche Einmischen in den Gang der deutschen Entwicklungen von der heiß ersehnten preußischen Verfassung an bis zu den Vorgängen des constitutionellen Lebens im südlichen Deutschland? Darum die trostreiche Aussicht, daß jeder Fortschritt der deutschen Wissenschaft und Bildung plötzlich von „Bundeswegen" gehemmt wird, damit das Niveau sich herstellt? Darum die über alles Maß hinausgehende Note an die Luzerner Schlächter, die ihnen Glück wünscht zum Triumph über die Feinde der jesuitischen Bosheit? Darum in diesem Augenblick die Zurüstungen zu einem Congreß, auf welchem in der Stille die ungeheure Gefahr besprochen werden wird, welche Europa drohe, wenn die römische Kirche aus ihren Fugen gehen und unterstützt vom lutherischen Gewissen deutscher Fürsten der „Geist nicht gedämpft" werden sollte? Eine Anrufung Luther's aus dessen trübster Zeit, der Zeit der deutschen Bauernkriege!

Man rühmt Oesterreichs materiellen Flor und es ist wahr!

dem Dampf und den Elementen der Natur hat man jede Concession gemacht. Eisenbahnen, die ohnehin zur Centralisation dienen, Militairstraßen sind mit Muth und Ausdauer angelegt worden. Handel und Industrie breiten ihre Arme nach allen Richtungen aus. Der Strom des materiellen Lebens ist nirgends in ein beschränktes Bett zurückgedrängt worden. Die Regierung, gewaltiger Finanzmittel bedürftig und seit Kaiser Franzens zweideutigen Geldgeschäften in einer nicht eben wünschenswerthen Intimität mit der Börsenwelt, mußte alle natürlichen Hülfsquellen öffnen, um ihren Credit durch Unterpfänder und thatsächliche Werthbestimmungen zu unterstützen. So hat zwar das Elend und die allgemeine Noth auch in Böhmen ihre Opfer gefordert, aber beruhigend ist im Durchschnitt des Landes Wohlstand und die jüngere Beamtengeneration sucht von Unten auf den Weg der Reformen zu ebnen und anzubahnen.

Aber genügt dies materielle Wohlbefinden? Der Geist ist der Zweck des Daseins und dem Geiste knicken sie die Flügel. Eine bunte, glitzernde Industrieausstellung löst die Räthsel des Daseins nicht. Diese Spiegel, diese Tapeten, diese Shawls und seidenen Tücher bedecken nicht die ganze Fläche unserer Ahnungen, unserer Wünsche, unserer tieferen Anschauungen. Das Leben ist werthlos, wo ihm sein wahrer Gehalt verkümmert wird und noch ist es keinem Afterphilosophen gelungen, der Menschheit auszureden, daß dies Leben mehr sein solle als die Vorschule eines moralischen Jenseits.

Doch Oesterreichs Zukunft winkt wie ein hellerer Lichtstreifen nach langem dunklem Regenhorizonte. Oesterreich wird im Fortschritt der Völker nicht zurückbleiben, denn absolute Widersprüche duldet die Geschichte nicht. Der Gott, der sich mit der Menschheit andere Zwecke stellte, als erdgeborne, wird sich seinen Weltplan von einer frivolen Politik nicht verkümmern lassen, die dem Geist des Jahrhunderts die Spitze zu bieten wagt.

Oesterreichs Politik nach Innen und nach Außen hat leider drei schwierige Bedingungen, an welche ihre Principien geknüpft sind: das Interesse der Dynastie, das Interesse des Adels und das Interesse des Katholicismus.

Die Dynastie ist aber in einer Verjüngung begriffen. Einige Mitglieder der kaiserlichen Familie scheinen jener Isolirung, jener Zurückgezogenheit nicht mehr hold zu sein, mit welcher sich früher die Erzherzöge vom Schauplatz der Welt entfernt hielten. Die Bildung, welche die Gegenwart erfordert, ist keine solche mehr, die nur in der Hand von geistlichen Erziehern liegt. Von Weltreisen bringen die jungen Erzherzöge freiere Anschauungen mit. Sollten denn die Gefahren, welche diesem Fürstenstamm von der verschiedenartigen Zusammensetzung der Bestandtheile seiner Besitzthümer drohen, nicht Märchen sein, erfunden von Denen, die ihre herzlose Politik nur durch ewige Visionen von Verschwörungen entschuldigen konnten? Italien mag des großen Ländercomplexes verwundbare Ferse sein. Aber ohne einen allgemeinen europäischen Krieg bleiben italienische Schilderhebungen immer nur unschädliche Funken in schon erkaltender Asche. Um die Lombardei hat Oesterreich noch nicht nöthig, dem Zeitgeiste ewig ein düstres Gesicht zu zeigen. Tirol, Steiermark, Kärnthen, Oesterreich sind fest in Liebe und Treue. Wohin könnte sich Böhmen wenden? Sind die kleinen panslavistischen Komödien auf Universitäten und Gymnasien mehr als romantische Schülerschwänke? Die Regierung opfere ihre Sucht zum Centralisiren, opfere ihre Abneigung gegen die historischen Ueberlieferungen der Länder, die durch die Gunst der Zeiten ihr zufielen, und sie kann das, was sie jetzt befehdet, passender zu ihrer eigenen Erstarkung benutzen. Der erste österreichische Kaiser, der einen ihm gebrachten Verschwörungsrapport in's Kaminfeuer wirft, wird derjenige sein, der am ruhigsten schlafen kann.

Schwieriger würde einer aufgeklärten Politik der Kampf gegen den Adel werden. Man muß wissen, daß Oesterreich das Eldorado der Standesprivilegien ist. Der gewaltige Zusammenfluß von ungrischem, böhmischem, polnischem, italienischem und deutschem Adel hat Wien zu einem Orte gemacht, wo der Bürgerliche fortwährenden Demüthigungen und Zurücksetzungen ausgesetzt ist. Ich will nicht sagen, daß diese nur aus Adligen bestehende höhere Gesellschaft voll Anmaßung sei. Diese gewaltige Adelskette bedient sich nur des Vorrechtes,

das ihr hier vom Zufall gegeben wurde. Das Publikum fühlt die Last dieser gesellschaftlichen Prärogative und hilft sich dadurch, daß es jedermann baronisirt, jedermann zu adligen Gnaden erhebt. Das ist nicht Höflichkeit, wenn man in Oesterreich alle Welt Herr von anredet, sondern Nothwehr. Es ist zu drückend, zu demüthigend, inmitten dieser allgemeinen Hochgeborenheit als ein Bürgerlicher aufzutreten. Besonders äußert sich in den Frauen das adlige Selbstgefühl auf unschönste Art. Unwissend und oberflächlich, wie sie meistentheils sind, behaupten sie auf ihre Geburt einen solchen Stolz, daß die schönsten Formen darüber unedel erscheinen können. Hätte der bürgerliche Wiener nicht seinen Witz, er bliebe in dem Gefühl, von dieser vornehmen Kaste zur Canaille gerechnet zu werden, ohne alles Gegengewicht.

Man muß zur Entschuldigung der gegenwärtigen österreichischen Politik hervorheben, daß sie sich an die österreichische Aristokratie anlehnt. Diese ist zum größten Theil der Ausdruck jener kläglichen Vorurtheile, die sich in den Köpfen dieser durch Zufall adlig gebornen Menschen gebildet haben. Man haßt in diesen Kreisen in der That die neue Zeit, weil sie nivellirt, weil sie möglich macht, daß in Frankreich und England Bürgerliche Minister werden. Man findet in diesen Kreisen die modernen Constitutionen lächerlich und nennt sie papierne. Man findet die Eingriffe der neuen Zeit in die Vorrechte des Adels revolutionair und macht es der Regierung zum Vorwurf, wenn ihre Bureaukratie diesen Vorrechten in den Weg tritt und sich zuweilen neuern Begriffen anschließt. Diese hochgebornen Herrschaften haben es empörend gefunden, daß Herr von Holbein und die Theatercensur Moritz von Sachsen und den deutschen Krieger aufführten. Als diese Stücke gefallen hatten, schlugen sie ihre Logenthüren zu (selbst die Damen!) und riefen: Es wird immer ärger! Wer diesen österreichischen Adel mit seinen urweltlichen, stolzen Namen und noch stolzeren Ansprüchen recht aus erster Hand beobachten will, der besuche nur die böhmischen Bäder!

Man braucht, um diese Menschenklasse auf das Maß der Natur zurückzuführen, nicht so weit zu gehen, wie Kaiser

Joseph ging, der, um den Adel zu demüthigen, Bediente zu Grafen erhob. Eine weise und erleuchtete Politik würde minder excentrische Mittel finden. Institutionen ändern, die von der Unbill der Vergangenheit lästig genug auf die Gegenwart überliefert sind, und ihnen in unmittelbarer Form zu begegnen wird kaum möglich, kaum räthlich sein. Die wahre Weisheit der Regierungskunst ist nicht von heute. Das Buch der Geschichte weist Beispiele genug auf, wie sich Fürsten des Adelwalles,, der sie von ihren Völkern trennt, entledigen können. Wer den Bürgergeist weckt, wer die Säulen einer Monarchie in Denen findet, die da arbeiten müssen, um zu leben, wer die Bildung seiner Völker auf die Ideale zurückzuführen sucht, die in unserer Brust unvertilgbar ruhen, der wird auch hier ein Gleichgewicht der gesellschaftlichen Klassen herstellen, ohne welches für Bürgerliche von Charakter und Bildung das Wiener Leben oft unerträglich ist.

Die größten Schwierigkeiten für eine vom Licht des Jahrhunderts erleuchtete Politik bietet die Geistlichkeit. Die katholische Kirche befindet sich hier im Vollgenuß ihrer Privilegien. Joseph II. hatte sie die ganze Kraft der modernen Aufklärung in übereilter und hastiger Form empfinden lassen; aber seit seinem Tode sind ihr fast alle alten Würden, fast alle Kirchen und Klöster, alle Pfründen und Beichtstühle wieder zurückgegeben worden. Man machte die Priester zu Bundesgenossen und Werkzeugen der conservativen Politik. Die protestantische Kirche wird nur unter den eingeschränktesten Verhältnissen geduldet. Man gestattet ihr keine Kirchen, sondern nur Bethäuser. Ueber die neue apostolisch-katholische Bewegung fand ich in den Zeitungen entweder nur Schweigen beobachtet oder diejenigen Dinge hervorgehoben, die diese neue Kirchenverbesserung compromittiren sollten. Wer sich etwa in Böhmen oder sonst einfallen ließe, seine Mitbürger zum Bekenntniß der neuen Lehre aufzufordern, der würde augenblicklich durch polizeiliche Mittel zur Ruhe verwiesen werden. Man kann sich die Verzweiflung dieser hierarchischen Staatsmänner denken, im übrigen Deutschland, Preußen voran, dem neuen Glauben der Deutschkatholiken Tausende zuströmen sehen zu müssen. Man kann überzeugt

sein, daß die erste Blöße, die das Menschliche, was ja auch in dieser Offenbarung des göttlichen Geistes oft nicht ausbleiben kann, geben sollte, augenblicklich benutzt werden wird, um durch das Organ des Bundestages diese Bewegung in ein der römisch-katholischen Kirche unschädliches Bett zurückzudämmen. Wie unbequem muß ihnen ein Monarch sein, wie der jetzige König von Preußen, ein Fürst, dessen Lobredner zu sein ich wenig Geschick habe, dem aber eine gewisse Verehrung vor Allem, was auf die „göttliche Ordnung der Dinge" geht, zuerkannt werden muß, ein Fürst, der nie wagen wird, sich in dem Grade nicht als Protestant zu fühlen, daß er nicht Alles, was der Annäherung an seinen eigenen, heiligen Glauben dient, mit Freuden unterstützen sollte!

Die niedere Geistlichkeit beherrscht das Volk, die hohe den Hof, besonders seinen weiblichen Theil. Der Gebildete wird mit Mitleid und Rührung am Stephansplatz jene Wallfahrerzüge an sich vorübergehen sehen von Greisen, Kindern, Weibern, einen Kirchendiener im rothen Kleide an der Spitze, gedankenlos Worte plärrend, ein Licht in der Hand, und in diesem Aufzuge Meilen weit zur Maria Taferl oder einer andern berühmten Kapelle pilgernd. Ich wiederhole, was ich schon oben sagte, daß ich mir auf meine menschliche Vernunft, dem Ewigen gegenüber, wenig einbilde und gern bereit bin, in Demuth mein Haupt zu beugen vor den Räthseln des Daseins; aber dem Aberglauben, dem Unsinn gegenüber hat unser bischen menschliche Vernunft eine zum Zorn entflammende Kraft und Berechtigung. Fürsten und Staatsmänner, die nicht einen heiligen Eifer haben, die Völker aus der Dummheit zu erlösen, werden vor dem Gericht der Jahrhunderte einst eine klägliche Rolle spielen.

Die Wege Gottes sind wunderbar, die Offenbarungen seines Geistes haben noch immer jede Berechnung getäuscht. Arme, niedrige Priester stehen auf und lehren die Völker einen reineren Glauben, als der den stolzen Würdenträgern der Kirche gefällt. Der Gesammtbau der römisch-katholischen Kirche kann sich nicht mehr länger in seiner alten Form erhalten. Gerade die, die diesen Bau stützen wollen, die Jesuiten, gerade diese werden ihn stürzen. Ihr unberufener Eifer geht

über das Ziel des Möglichen hinaus. Die Staaten haben schon ihre Verfassung ändern müssen, in allen Gebieten des Wissens und Glaubens werfen sich die alten Voraussetzungen um und machen neuen Ueberzeugungen Platz. Rom sollte allein dieser Bewegung Widerstand leisten können?

Die zäheste Kraft entwickelt die Hierarchie allerdings in Italien und in Oesterreich. Nicht der katholische Glaube soll gefährdet werden, wol aber die Weltlichkeit dieses Glaubens, seine Anlehnung an Absolutismus und Aristokratie. In Frankreich und Spanien hat der Zeitgeist die Hierarchie überwunden. Der katholische Glaube als solcher hat darum nicht aufgehört. Die Priester mögen, wie dies in Frankreich genug geschieht, den weltlichen Geist befehden, sie mögen eine Philosophie bekämpfen, die sich nicht auf christliche Voraussetzungen gründet, aber nimmer sollte es so sein, wie in Oesterreich, wo dieser Kampf von vornherein unmöglich wird, weil von vornherein der freien Vernunft jedes Organ, jede Aeußerung abgeschnitten ist. Die Religion hat es noch immer auf's tiefste büßen müssen, wenn sie sich zur Beschönigung weltlicher Despotie hergab.

Es ist das so schreckhaft am Wesen der politischen Gewalt, daß sich mit den Schwankungen ihrer Grundsätze auch die Imputationen der politischen Verbrechen ändern. Was ist ein politisches Verbrechen? Heute regiert ein Fürst, dem die Constitutionen ein Gräuel sind. In den Jahren 1820 straften die Untersuchungscommissionen diejenigen Ueberzeugungen als demagogische, die von „der Nothwendigkeit gemischter Verfassungen" sprachen. Zehn, zwanzig Jahre später kommen Fürsten und Staatsmänner mit andern Ueberzeugungen und die Märtyrer von damals werden Staatsweise. Träte, durch merkwürdige Umstände der Natur und des Zufalls, in zehn Jahren ein aufgeklärter Monarch aus dem österreichischen Kaiserhause hervor oder ein Staatsmann bahnte einem liberalen Princip den Weg bis an's Ruder der Geschäfte, so wäre alles das, was an diesen Blättern noch heute als Verwegenheit wird ausgegeben werden, bis dahin das Loyalste und Willkommenste, was eine erleuchtete Regierung nur zur Unterstützung ihrer edeln Absichten gegen Fanatismus

und Prärogative sich wünschen könnte. Und in diesem Hinblick auf eine ausgleichende Zukunft lege ich getrosten Muthes die Feder nieder. Ich bin im Grunde kein Partheischriftsteller und habe meinen Zeitgenossen durch mehr als bloße Erörterung von Principienfragen nützlich und angenehm zu werden gesucht; aber schimpflich wäre es, irgend eine Ueberzeugung, wenn sie sich mit Riesengewalt aufdrängt, verschweigen zu wollen. Hundertmal gefragt, wie hat es Ihnen in Wien gefallen? hab' ich hundertmal die Antwort gegeben: Ein herrlicher Aufenthalt für Den, der die natürlichen Reize des Daseins noch zu genießen Lust und Fähigkeit hat! Aber ein trauriger, wenn man sich überzeugt, wie dort eine veraltete, dem Zeitgeist feindliche Politik ihre knöcherne Hand noch krampfhaft über dem geistigen Leben ausgespannt hält — vor ihrem baldigen Ende!

Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte reiste ich von Wien ab. Ischl, das Salzkammergut, Salzburg, Tirol, die Lombardei sind (fast sollte man in manchem Betracht sagen leider!) schön genug, das, was in Oesterreich so tief die menschliche Freiheit demüthigt, eine Weile vergessen zu lassen.

V.

Schweizererinnerungen.

1852.

1.

Du stolze, herrliche, „freie" Schweiz, zum Gleichgewichte Europas der felsenschwere Mittelpunkt, Land der Heerdenglocken, Alpenmatten, der englischen Pensionen, der souverainen Hauderer, der Drei- und Fünffranken-Diners und des Honigs zum geregelten Frühstück! Wie mag dem Flüchtling zu Muthe sein, dem die politische Weltordnung, wie diese mit ihren Steckbriefen und Gensdarmen nun einmal in Deutschland, Italien, Oesterreich vorhanden ist, auf den Fersen sitzt und sein Fuß betritt die ersten Schollen deines Gebiets, dessen Cantonalwappen auf den Grenzpfählen sich etwas ungastlich mit Bärenköpfen, Ochsenköpfen, Schafen und Widdern ankündigen?

Wonnebelebt, geistgestärkt, aufathmend begrüßt man dich auch, wenn man, ohne Flüchtling zu sein, sich dir naht vom Departement des Doubs, wenn man in Pontarlier die letzten rothen Pantalons der französischen Soldaten sieht, sich durch die Schluchten des Jura windend den Boden betritt, wo die ersten blumengezierten, durchbrochenen Galerieen wieder rund und traulich um die Häuser sich ziehen!

Ach die Provinz in Frankreich! Die zu durchreisen ist traurig. Sie mag dem Forscher Reize bieten — wo sind

nicht Grabsteine der Vergangenheit zu lesen! Und wo Menschen leben, ist es an sich dem Menschen immer Verweilens werth — aber so nur durchfliegen müssen durch diese langen, sonnenbeschienenen Flächen, durch diese wenigen Wälder, diese mäßigen Höhen, über diese ausdruckslosen Flüsse, so nur Steinmassen erblicken, die man Städte nennt und die uns am Ostthor ebenso in Erinnerung bleiben, wie man am Westthor in sie eingefahren ist; Dörfer frei, offen, wie hingeworfen und ausgesetzt nur auf die Landstraße, armen Findlingen gleich; Bauernhäuser von Steinen, ohne rankenden Wein oder mindestens Bohnengrün an den kahlen weißen Wänden, ohne Farbenschmuck und Blumenzier; da und dort zwar ein Herrenhaus mit eiserner Pforte und goldener Wappenkrone und geebneter Parkanlage, aber kalt, vornehm, schnörkelig wie eine Erinnerung aus den Zeiten der Marquise von Créquy; nirgends das Lauschige, Trauliche, Winkelige, Versteckte, Heimliche der deutschen Landexistenz. Wer wäre nicht froh, dieser Monotonie zu entfliehen? Besançon war die letzte größere französische Stadt. Hier an der Einfahrt durch die Festungsglacis begriff man die Vortheile, die man sich im Hotel des Capucines zu Paris vom Minister der auswärtigen Angelegenheiten für baare zehn Franken erkauft hatte! Der Paß wurde in Folge des quittirten halben Napoleon in Ordnung gefunden. Man konnte zum letzten Male die berühmte Artigkeit der französischen Gensdarmen, Postbeamten, Conducteure genießen, diese Artigkeit, die bei letztern die Reisenden schon lange für nicht viel mehr als ein Stück Passagiergut in Wachsleinen betrachtet und sich verwundert, wenn ein solcher lebloser Gegenstand anfängt zu sprechen, zu fragen, Erkundigungen einzuziehen. Wie verdrießlich ist doch in gewöhnlicher Begegnung diese französische Nation, wie zerstreut, wie nur beschäftigt mit — ja womit?

Das mochte ich schon oft untersuchen und ausforschen. Ueberall in Frankreich diese mürrische, grobe Apathie, dieser in sich selbst vergrübelte Egoismus, diese unfreundliche, stöhnende und gelangweilte Pflichterfüllung! Die Erfahrung ist nicht neu. Die Republik ist daran unschuldig. Schon lange

hat man die ernsteste Veranlassung, als Menschen- und Nationenfreund zu fragen, was dem Franzosen, wenn er in Function ist, diese ungehobelte, massive Verdrießlichkeit giebt? Hochmuth ist es allein nicht; denn da die Nation gern regiert, so sollte sie eine Function heiter stimmen. Leidet sie unter einer Vorstellung von größerm Glück, als jedermann außer Rothschild beschieden ist? Verachten die Dienenden aus Stolz ein Publikum, das auf ihre Dienste angewiesen ist? Oder rechnen sie im Stillen ihre Gewinnste aus und legen diese zu ihren häuslichen Capitalien und calculiren beständig, wann sie sich endlich zur Ruhe setzen und von ihren Renten leben werden? Oder ist endlich die Schreckenszeit des endenden vorigen Jahrhunderts noch nicht verwunden und traut nicht der Bruder dem Bruder, der Freund nicht dem Freunde, der Gefährte nicht dem Gefährten?

Von dem freudigen Antheil, den bei uns Mensch am Menschen zu nehmen scheint, findet sich in Frankreich nicht die Spur.

Einen eigenthümlichen Eindruck gewährten noch in den größern und kleinern Provinzialstädten die jungen Militairs. Man kann von den jungen Offizieren Frankreichs sagen, daß sie für ihre Nation jenes Princip vertreten, das in Deutschland den Studenten zugetheilt ist. Die junge Offizierswelt der Franzosen hat nichts vom Geschniegelten der preußischen Lieutenants. Nur etwa in österreichischen Garnisonstädten wird man die ungrischen Cavalerieoffiziere so ungezwungen und mit der erlaubten Poesie der Jugend in den Kaffeehäusern rauchen, Bier trinken, Domino spielen sehen. Doch auch hier mildert die höhere Abkunft und die Vorschrift der Dienstordnung eine Art, sich zu geben, welche bei den jungen französischen Offizieren die natürlichste von der Welt ist. Sie sitzen in den Kaffeehäusern wie Heidelberger und Bonner Studenten, haben im Munde lange quastbehangene Pfeifen, die Interimsmütze sitzt ihnen auf dem Ohr wie ein Cereviskäppel, die langen, nach den Hüften zu sich breit aufbauschenden Beinkleider hängen ihnen nach Bequemlichkeit, sie liegen auf den Bänken ausgestreckt und streichen ihre

Bärte, die sie nach eigenem Geschmack bald à la Henri quatre, bald à la Joinville, bald à la Haynau ziehen. Es sind die Schüler der polytechnischen Anstalten und Militairschulen. Ihr Halle und Jena ist Metz, Colmar, Nancy, Paris gewesen. Sie sind Raufer, Fechter, exerciren des Morgens, lesen den Tag über Alexander Dumas, gehen Nachmittags auf den Fechtboden oder den Kugelfang und bringen die Abende in den Wirthshäusern zu. Wenn man sie in ihren kurzschößigen Jacken über die Straßen der Garnisonstädte schlendern sieht, glaubt man, nur uniformirt, jene weltstürmende Jugend von Heidelberg und Halle vor sich zu haben, die sich vor zehn Jahren an Herwegh's Tyrannenlyrik, jetzt, etwas zahmer geworden, an Otto Roquette's Wein-, Minne-, Lenzes- und Gesangsfröhlichkeit erbaut, die Mitte des Straßenpflasters da und dort noch zuweilen für den Gänseschritt in Anspruch nimmt und doch wol noch immer die „Finken" und Stubenhocker verspotten mag. Die Ideale dieser uniformirten und bewaffneten französischen Studentenschaft sind natürlich die gestickten Uniformen künftiger Marschälle von Frankreich und die den französischen Sturmcolonnen gegenüber nächstens zu beweisende totale Unhaltbarkeit sämmtlicher strategischer Exercitien der europäischen Armeen.

Der Canton Neuenburg war erreicht mit seinem gekerften Gebirgsterrain, seinen riesenhohen bewaldeten Berglehnen, seinen grünen Thalgründen und jener Sauberkeit der Wohnungen und Dörfer, die gegen den Schmutz und die Dürftigkeit Frankreichs so wohlthuend absticht.

Diese Sorgfalt der Obstcultur, der Blumenzucht, der Reinlichkeit der Brunnen, des Schmucks der Häuser, diese gekehrte und gefegte Sonntagsnettigkeit auf der Diele, die Wohlhabenheit bekundende Tracht der Frauen, die puritanisch-calvinistische Haltung der ernsten, etwas pedantischen Männer — man brauchte nicht auf die dunkeln Farben ihrer Röcke, die gestreiften, aufrechtstehenden Hemdkrägen und den unvermeidlichen großen rothen Schweizer Regenschirm allein zu sehen, um sich trotzdem, daß Mancher hier noch Französisch spricht, doch schon heimathlich begrüßt zu fühlen von den Segnungen

dieses Schweizerlandes, einer selbstgewählten Regierungsform, einer emsigen Industrie und eines von früher Jugend gewöhnten eigenen Nachdenkens über die wichtigsten Fragen des Menschenthums.

Es ist wahr, es zog sich wohl Alles enger, begrenzter rundum zusammen, auch der große Horizont der nationalen Ansprüche verschwand mit der geschlossenen Fernsicht, aber bedeutsamer wuchs der Einzelmensch, seine Person wurde Gedanke, sein Dasein Anknüpfung an die unsichtbare Kette der Geister. Ein höherer vergeistigender Egoismus das, der den Menschen zum würdigen Mitglied seines Staats, seiner Gemeinde, seiner Kirche macht. Das Schweizervolk ist nicht poetisch, es träumt nicht in die blaue Luft hinaus, es läßt die Fürsten und deren Räthe nicht sorgen für das Wohl der Welt und schaut etwa nur gedankenlos zu, was ihm von Oben und in Gnaden beschieden wird, es muß selbst dabei sein, wenn über seine Rechte und Pflichten getagsatzt wird; aber man kann um der Poesie und Romantik willen nicht gering von einem Werthe denken, der für einen höhern Maßstab doch auch seine Poesie hat, und eine Poesie, die vielleicht über der gewöhnlichen steht.

In diesem Lande Neuenburg mischen sich noch ganz eigene Farben in das Gemälde des Volkscharakters und des in der Schweiz landesüblichen Menschenwerthes.

Man sieht nicht nur, daß die besonderen Industrieen der kleinen Ortschaften, vorzugsweise die Uhrmacherkunst, die Tausende hier beschäftigt, aus der Eigenthümlichkeit dieser Menschen herauslugen, sondern daß auch die Doppelnatur eines Freistaats und einer jetzt zwar unterbrochenen, aber doch noch keineswegs ganz erstorbenen Beziehung zu einem großen norddeutschen Staate diesem Schweizercanton einen eigenen Charakter giebt.

Man kann sich, durch Neuenburg reisend, nicht erwehren, seine Phantasie in den Contrasten zwischen dem, was hier unter diesen grünen Bergen aufwächst und gedeiht, und den Beziehungen zu dem Lande der Mitte zwischen Niemen und Mosel hin und her spielen zu lassen.

Wie kommen diese entlegenen Neufchateller dazu, dem

Witze der märkischen Sandwüste einst zu unmittelbarster und nächster Zielscheibe gedient zu haben?

Wie ist es möglich, daß dort in dem einsamen Pfarrerhause, hier bei einem Nachkommen des alten burgundischen Landadels noch jetzt die unmittelbarste Anknüpfung herrscht an die doctrinairen Geister, die da unten jetzt um Sanssouci schweben?

Noch halten die aus Preußen bezogenen Pensionen, die Erinnerungen verwandtschaftlicher Bande, die schon seit Jahren zwischen Berlin und diesen Thälern geknüpft wurden, Briefe und der lebendigste Bonnen-, Gouvernanten- und Seelsorger-Verkehr die Beziehung zwischen dem Canton und der preußischen Souverainetät so lebhaft im Gange, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn man, allen schweizerischen Versicherungen von der Abgestorbenheit dieser Einigung zum Trotz, auf einem Volkstage in Locle oder La Chaux de Fonds unter dreißigtausend Stimmen immer noch zehntausend fanatisch preußische zählt.

„Ihr Absynth-Extract-Krämer! Könnt ihr eure Absatzquellen in den Berliner Conditoreien nicht der Freiheit unserer Stimme auf den Tagen zu Bern und Zürich opfern?" So mögen die Advocaten von Neuenburg ausrufen, mögen sie die sentimentale Hingebung an das preußische Schwarz-Weiß und den Schnitt der königlichen Livreen von Berlin bei den Pastoren, Gouvernanten und Bonnen lächerlich finden, es steht die Frage, ob Siegmaringen, wenigstens für die Ergebenheit jenes Schweizer-Cantons, der Krone Preußen ein voller Ersatz werden wird. Denn gerade in der Entfernung Preußens, in der Unmöglichkeit einer unmittelbaren Geltendmachung seiner Regierungsmethoden, in den Sagen, Geschichten, Erzählungen derer, die so glücklich waren, einst die norddeutsche Hauptstadt gesehen zu haben und eine Weile in ihr zu leben, liegt für diese Verbindung ein Reiz, der, gehoben durch die Interessen des kirchlichen Glaubensbekenntnisses, eine Rückkehr zum frühern Verbande nicht unmöglich machen könnte, freilich aber auch in dem stillen, friedlichen und, wie es scheint, musterhaft geordneten Canton traurige

Störungen der Ruhe und der Bürgereintracht hervorbringen würde.

So athmet man denn die reine und volle Schweizerluft erst, wenn man von den Höhen des Jura niederrollt, vom Neuenburger See und seiner mächtigen Ausdehnung bei St.-Blaise Abschied nimmt und an der Zielbrücke auf Berner Boden tritt.

Die Gegend des Aarberger Mooses ist unfreundlich und kahl, aber bald ist Ins, bald Aarberg erreicht, bald steht die volle behäbige Stattlichkeit eines Berner Bauernhauses vor uns. Willkommen nun, ihr Sitze der Kraft, die sich überall ihre eigene gleichbleibende Art erhalten hat! Angelehnt an einen sanft aufschwellenden Hügel, umgeben von einem Baumgarten, wo die spätreifenden Früchte in das schwellende Gras niederfallen oder auf Leitern gewonnen werden, die, zusammengestellt, an einem mächtigen Apfelbaume des Herbstes warten, liegt das Schweizer Bauernhaus! Neugezimmert von frischem Tannenholz das Staket des Blumengartens, dessen zierliche Ordnung mit seinen kleinen abgezirkelten Beeten fast allzusymmetrisch in diesem freien Wachsthum blüht und allzugesuchte Farbeneffecte spielt! Das Bienenhaus mit schützendem Dach ausschauend in die Wiese, mit ihren tausend lockenden bunten Sternchen und Knöpfchen; Hühner und Tauben hüpfend und fliegend hin und wieder vom nesselbewachsenen Winkel am Staket und dem mächtig thronenden Düngerhaufen zum gewaltigen Wohnhaus mit seinem hochüberragenden Schindeldach! Dieses öffnet sich dann am Giebel zur obern Galerie von à jour gefaßtem Holze; durch zwei Säulen stützt diese das oberste Dach, trägt Rosen- und Nelkenstöcke am innern Simse, birgt das Heiligthum der Schlafgemächer, die mit ihren Fenstern auf die oft mit Wappen und durchlöcherten Schießscheiben gezierten Altane hinausgehen. Fenster an Fenster finden sich im untern Hause, doch Raum ist noch für die Scheibe einer Sonnenuhr. Am Eingang steht die Plauderbank, über ihr hängt zum Trocknen Linnen von der Vordergalerie herab. Des Hauses Pforte ist fast verstellt von Waschkübeln und Zubern und Milchgefäßen. Dicht am Hause steht der Brunnen mit immer-

rieselndem Quellwasser, plätschernd, belebt und belebend; die Mägde, Knechte, Kühe, Hunde rings um sich sammelnd und ihr Gemeinleben genießend und dabei Alle, Mensch und Vieh, wie auf eine Sprache gerichtet und sich verstehend. Das ganze Bild nicht wiederzugeben in seinem wahren Eindruck durch die volle Befriedigung der Theile zum Ganzen und des Ganzen zu den Theilen. Dazu das Brummen der Kühe, Schnurren, Summen der Insecten, das Duften vom Heu, vom Grase, vom Obst, von den Blumen des Gartens und der Wiesen und zuletzt von dem eigentlichen Patschouli und Tripleextract der Schweiz, vom Dünger und jener wahren Nektar- und Ambrosiaquelle der Landwirthschaft, des flüssigen Befruchtungs-Humus, der die Ehre verdient, auf diesem Felde der Cultur das fünfte und vorzüglichste aller Elemente genannt zu werden.

Wir kommen aber in Jeremias Gotthelf's Sphäre. Ein norddeutscher Tourist und öder Haide-Romantiker wie Unsereins muß sich von dieser vollen und grünen Sphäre losreißen und sich auf eines jener ihm dafür mehr zueigen gehörenden Felder begeben — die Table d'hôte im Faucon d'Or zu Bern.

Hier, nach einiger flüchtigen Abstäubungstoilette, ist man vielleicht so glücklich, noch einen Platz neben zwei englischen Misses zur Rechten und einer soeben aus dem jetzt aufgewühlten Freiburg geflüchteten Grafenfamilie von neun bis elf Köpfen zur Linken zu finden. Man hat also sogleich den ewigen Statusquo der Schweiz dicht neben sich, die Entzückungen über die Schönheiten des Landes für Durchreisende im Allgemeinen und ihre Schrecken für die, welche dauernd in ihr wohnen müssen, insbesondere. Doch bringe ich noch, um den Schweizern nicht alle Poesie abzusprechen, folgende an der Table d'hôte eroberte Anekdote vom Schweizerheimweh.

Ein ehemaliger Lieutenant der Schweizergarde, die mit dem Jahre 1830 von den Tuilerieen — wer weiß, ob für immer! — geschieden, gab mir von der Art, wie sich bei seinen Landsleuten die Krankheit des Heimwehs äußert, folgende Darstellung: Ein junger Rekrut hatte in bestem Vertrauen, sich in der großen und schönen Stadt Paris zurechtzufinden, sein Handgeld genommen. Er hatte,

wie Alle, sich zu beklagen keine Ursache. Die Leute wurden gut behandelt und nach Bedürfniß verpflegt. Dennoch überkam ihn das Heimweh. Dies schreckliche Gefühl treibt keineswegs etwa zur Desertion oder zu einer Selbsthülfe um jeden Preis. Es lähmt nur alle Entschlüsse, hindert, irgend noch etwas mit Nachdruck zu unternehmen. Es ist ein Weh unerklärlichster Art, eine still und oft unheilbar sich einschleichende Gemüthskrankheit. Jener junge Gardist stand zuweilen bei den gemeinschaftlichen Mittagsmahlzeiten auf, als fiele ihm plötzlich etwas ein, was er vergessen hatte. Dann setzte er sich wieder und aß zerstreut. Die Kameraden kannten diesen Zustand schon und riefen ihn mit Nachdruck an... „Jakob, was hast? Mußt vernünftig sein!" Jakob lächelte und setzte sich wieder. War er auf einem Posten, so träumte er wie somnambül. Sollte er einen Auftrag verrichten, so ging er wie in der Irre. Nie fiel ihm ein, zu klagen oder gerade heraus zu sagen: „Ich muß nach Hause zurück! Um Gottes willen, laßt mich gehen!" Nur bei Tische entfiel ihm zuweilen das einzige hingeworfene Wort, das er wie irr aussprach: „Mutter! Mutter!" Stand er irgendwo in Versailles Schildwacht, so sah er starr auf die Baumgänge hinunter und flüsterte immer vor sich hin: „Mutter! Mutter! Mutter!" Wenn man ihn anrief, wußte er nicht, was er gesprochen hatte. Dieser Zustand verschlimmerte sich; er zehrte ab, wurde in wenig Wochen hinfällig, schattenähnlich. Jetzt schon stieß er das Wort „Muotter" zuweilen mit einer Plötzlichkeit aus, wie wenn er rasch um Hülfe rufen müßte. Man mußte ihn wie einen Geisteskranken in's Lazareth bringen. Diese innere Herzensangst war nicht mehr zu bewältigen und zur Reise war er schon zu schwach. Man konnte ihm gute Worte geben, er ging auf Alles ein, lachte auch und sagte, das Uebel würde sich schon legen; kaum war er aber eine Weile still oder wollte sich mit irgend etwas beschäftigen, so sprang er auf und brüllte wie ein Stier: „Muot-t e r!" Der ganze Nachdruck des Schmerzes war auf die letzte Silbe gelegt. Am zurückgepreßten Krampf des Herzens und dem namenlosesten, durch nichts mehr zu beschwichtigenden Weh gab er den Geist auf. Das lang auseinander gezogene Wort: „Muot-t e r!" schrie

er in seinen letzten Augenblicken wie ein Verzweifelnder, bis ihm die Kräfte versagten und er todt auf seinem Bette zusammensank.

2.

Es ist seltsam in den Schweizerstädten, wie die wildeste und gehässigste Politik daselbst so still und geräuschlos vor sich geht.

Man kann diese vor den Fremden aufrecht gehaltene Discretion nicht genug bewundern.

Im Sommer wenigstens macht sich das aufgeregte Staatsleben der Schweiz nur wie im Incognito. Man will eben eine Revolution beginnen; die große Glocke eines Hotels kündigt eine sechsspännige Equipage an, eine Lordschaft fährt vor und man verschiebt den Ausbruch seiner Ueberzeugungen und Leidenschaften, seines Zornes und seiner Rache bis auf die bezahlte Rechnung des hohen Ankömmlings.

Schreiber Dieses war einst in Luzern kurz vor dem Sonderbundskriege. Die Parthei der Kapuziner stand wie mit brennender Lunte. Man sah wol Schrecken und Furcht auf schweigenden und sich gleichgültig stellenden Mienen. Väter waren schon gefallen, Brüder verbannt, die furchtbarste Tendenzverdächtigung füllte die Gefängnisse. Aber die Reisenden gingen auf und ab und die Veranstaltungen der Wirthe und was zu ihrem Wirken gehört, um reich zu werden, waren alle so gut getroffen, daß die meisten englischen Ladies mitten in einem arkadischen Frieden zu leben glaubten. Nächtliche Ueberrumpelungen der Thore und der Zeughäuser wurden als harmlose Schießübungen dargestellt. Nicht die Angst der in Murray vertieften und nur mit den Eseltreibern verkehrenden Ladies, nur die ahnungsvollere Unruhe ihrer Schooshündchen bestimmte sie zur Abreise.

So war auch im benachbarten Freiburg die jetzt daselbst herrschende Parthei in größte Bedrängniß gerathen durch den Tag von Posieux, wo die Freunde der („Geld in's Land bringenden") Jesuiten wieder ihre Kräfte zählen wollten und sich in erschreckender Ueberzahl einstellten. Die bewaffnete Macht Freiburgs war consignirt, Familien flüchteten in's

Berner Gebiet, man erwartete Nachrichten von Feuer und Flammen, aber die von Freiburg kommenden Durchreisenden hatten, im Angesicht der beginnenden Saison, von Alledem nichts bemerkt.

Und in Bern selbst hatte die Aufhebung des Seminars von Münchenbuchsee die daselbst jetzt unterdrückte liberale Parthei in leidenschaftliche Bewegung versetzt (in Freiburg herrscht die liberale, dicht daneben in Bern die aristokratische Parthei und so geht es abwechselnd, ein Canton dem andern widersprechend, durch die ganze Schweiz), Artikel gegen Artikel schleuderte man sich in den Blättern zu, die öffentliche Scene blieb ruhig und die Fremden konnten gewiß sein, ihre Ausflüge nach Interlaken ungestört machen oder die Berner Bären füttern zu können.

Bei den Streitigkeiten wegen des Seminars in Münchenbuchsee, das die jetzige conservative Regierung seines, wie man behauptet, verwilderten, demokratischen und neologischen Geistes wegen aufhob, wurde auch mannigfach Jeremias Gotthelf oder Pastor Bizius in Lützelflüh genannt, auf den ein deutsches Ohr, wie sich von selbst versteht, sogleich aufmerksam hinhört. Bizius hat, wie die Kenner seiner Schriften sich entsinnen werden, Waffen genug gegen das moderne Schullehrerthum geschmiedet, grobe und feine, lange und kurze, ehrliche Schwerter und unehrliche Dolche. Dieser wunderbar begabte, ohne Zweifel außerordentliche Schriftsteller ist leider vermöge seines Schweizernaturells so sehr Rabulist, daß er sich besser zum Advocaten geeignet haben würde als zum Seelenhirten. Man schildert ihn als einen behäbigen, vollen, runden Lebemenschen, der gut nach Einsiedeln und Muri paßte. Das Wettern und Kanzelrandschlagen, das Seelenaushunzen in seinen Schriften ist ja bekannt. Wie ihn Gott dazu mit Witz, Phantasie und der prächtigen Uebung jener traditionellen Schweizerrhetorik ausgerüstet hat, die von Lavater bis Zschokke meist ziemlich berechnet bald in Treuherzigkeit macht, bald in Pathos, wissen Alle. Für unser deutsches Gefühl liegt in dieser Wildheit, in dieser jähzornigen Leidenschaft, dieser dialektischen Kniftologie eines kirchlichen Streithahns etwas Verlëtzendes und muß die Bedeutung, die

der seltene Genius dieses Mannes für unsere Literatur haben könnte, selbst für seine Gesinnungsgenossen sehr herabstimmen. Eben noch sind wir von Bizius' meisterhafter Auffassung und Wiedergabe des Volkslebens entzückt, sehen diese kalten egoistischen Bauern, die er schildert, in der Kleinwelt ihrer Begriffe und Interessen, sehen, wie sich diese Menschen auf der ihnen zugehörenden Scholle zu stemmen und zu behaupten gewohnt sind, lachen mit diesem sprudelnden Humor der Satyre, die den Dünkel, die Anmaßung, die falsche Cultur, die Sucht nach Geld und Gut, den Geiz, die verschlungensten Irrgänge eines durch die Landessitte fast berechtigten und naturwüchsigen Egoismus im Schweizervolke mit allen Waffen eines überlegenen Geistes geißelt — und plötzlich sinkt uns der Prophet des Worts und der Herzenskündigung zum zornfunkelnden Theilnehmer dieser rohen und wilden Partheiwelt herab, wird Partheimann in der schweizerischen Bedeutung des Worts, verfolgt die Aufklärung, die Bildung der Zeit, verwechselt die Ausartungen, die leider auch das Streben zum Guten hat, mit diesem Streben selbst, setzt das Gute allein in die verworfensten und kaum noch sittlich berechtigten Begriffe von göttlicher Ordnung und Heilspflege, malt mit allen Uebertreibungen einer dem Alten Testamente entlehnten Phraseologie die Regierung Gottes in Farben, wie man dergleichen dem beschränktesten Bauer nicht mehr so grell aufklert, und tritt Logik, Philosophie und Poesie mit Füßen. So verwirrend, oft zum Schlagtreffen erhitzend und das Blut zum Kopf treibend, wirkt in diesem Manne des Geistes und des Worts die schweizerische Partheiung.

Die Gegenparthei hat in Berner Blättern Privatbriefe von Bizius drucken lassen. Ein an sich unerlaubtes Verfahren. Diese stellen nun allerdings den Zuchtprediger in derselben Menschlichkeit dar, in denselben lustigen und an sich ganz lobenswerthen Uebergängen von einem Strauß frischer Feldblumen zu einem kräftigen Rinderbraten, von einem Samstagsconcept am Studirtisch zu einer bedachtsam angestellten Probe einer neuen Lieferung Niersteiner, Uebergänge, die sich auch bei seinen Gegnern und überall da finden werden, wo der Mensch, an sich ganz gerechtfertigt, gern sehen muß, daß er

von seinen Ueberzeugungen auch sein Brot zu essen und möglichst seinen Wein zu trinken hat.

Wenn man nun aber dadurch von dem himmlischen Eifer eines Mannes durch authentische Beweise ein solches Bild gewonnen und ihn in den allgemeinen irdisch-irdenen Topf der Interessen werfen muß, wo alle Partheiung Egoismus wird, so nimmt sich auch Bizius' Zorneseifer gegen die armen Schullehrer von Münchenbuchsee, unter denen die Schriften von Strauß und Feuerbach circulirt haben sollen, im Ganzen genommen kläglich und über allen Zauber seines eminenten Beobachtungs- und Darstellungstalents hinaus wie im ältesten Schweizerstyle von Anno 1777 aus.

Seit Jahren hat mir der Aufenthalt in Schweizerstädten, Zürich ausgenommen, immer die gleiche Empfindung gemacht. Man kann immer nur so lange in ihnen aushalten, bis die nächste Post abgeht. In Basel sieht man sich die gemalten Höllenstrafen an den Hofwänden des Rathhauses an, wandert eine halbe Stunde auf dem verwitterten Sandstein des Kreuzganges am Dome, besucht einen Tractaten- und Missionsschriften-Buchhandel und reist ab. In Freiburg wiegt man sich etwas auf der Kettenbrücke, hört die große Orgel in der Nikolauskirche, besucht eine Jesuitenpredigt und nimmt die Post. In Lausanne wandert man durch die Promenaden der Stadt, betrachtet sich das Hotel Gibbon, sieht ein spazierengeführtes Pensionat von jungen Mädchen aus aller Herren Ländern oder wohnt, auf besondere Empfehlung, einem Damen-Thee bei, wo zwei Stunden lang über die Rechtfertigung durch den Glauben und die Gnadenwahl gestritten wird, und ist froh, wieder die frische Luft des Sees zu athmen und auf der Helvetie nach Genf zu schiffen. In Genf bewundert man die Einmündung der Rhone, mustert die Uhrenläden am Quai, vergleicht in stiller Betrachtung auf der Rousseau-Insel die Statüe Jean Jacques' mit seinem früheren Exil, mit dem Schicksal seiner „Briefe vom Berge" und den Scheiterhaufen, die hier in Genf von je die Polemik für die Menschen, später wenigstens nur noch für deren Schriften lodern ließ, läßt sich seine erste Rechnung im Hotel des Bergues geben und hat Lust, auch hier wieder

abzureisen. Man wagt es noch einmal — mit dem theuern Hotel des Bergues nämlich — sieht sich noch einmal die Corraterie, die Festungswerke an, wandert auf die Plattform La Treile, findet heimkehrend einige Landsleute mit grauen Hüten und rothen Bärten, die genau anzugeben wissen, daß am 13. October 1854 Mittags Schlag zwölf Uhr zwischen Reutlingen und Gmünd die allgemeine socialdemokratische Republik ausgerufen werden wird und die jetzt schon darauf antragen, die Theilung der Güter vorläufig mit einem Pump beginnen zu lassen. Nun reist man gewiß ab. Auch auf der Heimkehr laden in Luzern die Kapuziner nicht eben zu längerem Aufenthalte ein.

Nur Zürich ist eine Stadt, in der sich weilen läßt. Deutsche Bildung, helle, lichte Straßen, schöne moderne Bauten, der sonnige freundliche See laden zu längerm Bleiben ein.

Der Schweizer ist kein Städtebewohner. Auf dem Lande fühlt er allein seine Kraft. Die geackerte Scholle, die abgeweidete Trift giebt ihm wie dem Antäus seine wahre Stärke.

Selbst dies Bern, ohne Zweifel die Hauptstadt der echten, der zähen und exclusiven Schweiz, diese aristokratisch-diplomatische Stadt, die Stadt der Tscharner und der Gonzenbach, hat den Charakter eines Landstädtchens und bringt uns überall nur gedrückte Formen, enge Verhältnisse, beschränkte Maßstäbe vor's Auge. Es ist dies der allgemeine schweizerische Typus des verjüngten Maßstabs und der untersetzten Taille. Sind es die Berge, die alle Menschenwerke hier doch wie Riesen überragen, oder ist es die Neigung für breiten Grund und Boden und sicheres Feststehen, raketenhoch Hinausschießendes giebt es in der Schweiz nichts. Die Thürme haben ihr Maß, die Häuser haben ihr Maß, die Formen der Kunst sogar, wie ich auf einer schweizerischen Industrieausstellung in St. Gallen sah, bewegen sich beständig in der Kugel, im Viereck, im Dreieck; nichts, selbst bei den Formen von Gläsern und Vasen, schießt dem Wuchs der Tanne oder Palme nacheifernd in ovaler, schlanker, pyramidaler Streberichtung empor. Alles ist kurz, gedrungen, stämmig, ganz innerlich

wol, aber nur nutzbar und selbst in den Anflügen von Luxus und etwas prätendirender Niedlichkeit, die sich fortwährend finden, doch durch diese angeborne Unfähigkeit zum Schönen nur naiv und komisch.

Behaglich wohnt es sich gewiß über den Berner Schwibbögen oder Lauben hinter den niedrigen Fenstern, aus denen die mit Koketterie hinausgelegten rothplüschenen Fensterkissen schauen und mit den zuweilen vom Wind verwehten feingemusterten St. Galler Fenstergardinen die Straßen entlang einen hübschen Eindruck machen. Aber was eben ein durchreisender Fremder nur sieht und sehen will, das hält ihn auch in Bern nicht lange auf. Von der Bärengrube, der prächtigen neuen Aar-Brücke, vom denkwürdigen Münster und dem Standbilde Rudolf's von Erlach wird man seine ganze und volle Befriedigung immer nur wieder suchen auf der herrlichen Plattform und dem wunderbaren Naturschauspiel, das diese bietet.

Hier breitet die Seele ihre Schwingen mächtig aus. Der volle Anblick der Schneekette des Oberlandes weckt, besonders wenn man sie von dieser paradiesischen Stätte aus schon in früheren Jahren oft und öfter gesehen hat, bezaubernde Stimmungen. Schöne Gegenden sind ja überhaupt keine fertig geschriebenen, nur zum Lesen dargebotenen, bedruckten Bücher mit den und den immer gleichartigen und Allen zugemutheten festen und alleinigen Gedanken. Sie sind Bücher mit weißen Blättern. Jeder schreibt sich in diese, nur schön gebundenen, nicht losen, sondern zusammenhaltenden Blätter die volle Freiheit seines eigenen Empfindens hinein.

Und so hier. Wer schon vier-, fünfmal auf dieser wunderbaren Plattform zu Bern stand, die Aar zu seinen Füßen rauschen hörte, die nächsten grünen Matten von Villen, Meierhöfen, Heerden belebt sah, in der Ferne die ausgedehnte Kette der Alpen vom Wetterhorn bis zum Mönch, von der Jungfrau bis zur Blümlialp mit bewunderndem Blicke verfolgte, dem geschah es auch wie mir vielleicht, daß er ausrufen mußte: Goldener Sonnenschein! Lichte Nebelschleier über den grünen Matten! Schäumende Wasserwoge unter mir, brausender Absturz der gletschergebornen Aar und in der

Ferne ihr sonnenglänzenden starren Häupter in eurer unveränderten majestätischen Ruhe! Wißt ihr noch, was ich vor Jahren schon aus meinem Herzen hier an dieser Stelle auf eure stille Ruhe geschrieben habe? Wißt ihr noch die Abschiedsgrüße, als die Wanderung von den Savoyer Alpen und vom grünen Leman heimwärts ging? Die Willkommgrüße, als sie vom Rhein sehnsuchtsvoll und auf Erquickung hoffend zu euch heranstieg? Anders ward seitdem die Welt, anders ward seitdem das Herz: ihr aber gleichthronend in eurer urewigen Ruhe, ihr ruft, wie eben jetzt empfunden, frisch und ursprünglich Wonnen des damaligen Glücks zurück, die mit Schmerzen erkauft wurden, Seligkeiten des Besitzes, die alle Eingebungen der Reue wegspotteten, ruft Jugendmuth, Verachtung der Welt, Glauben an die Schönheit als Reglerin des Lebens, ja an die Schönheit als Gesetzgeberin der Tugend, ruft Namen wach, ausgelöscht in mir, Erinnerungen, bedeckt schon mit Erde — ihr treuen Wächter, schneeige Häupter, ihr habt Alles behalten, was die Seele wie mit sichtlichem Finger in euch einschrieb, wiederholt wie gegenwärtig vergangene Stunden, die im Strudel der nur ewig von heute datirenden Pflicht — die Pflicht hat nur diesen einzigen armen Kalender — vergessen wurden! Seh' ich diese Zeugen der Natur, höre ich diese Vergangenheit der majestätischen Stille um mich her, so kenne ich die rechte Unsterblichkeit, die wie ein Duft, wie ein Ton Vergangenes neu auferstehen, Gestorbenes wie wiedergeboren sein läßt. Ein Weltgeheimniß ist es. Das Ohr der Natur scheint taub und doch wird ihr so unendlich viel von der Menschenseele zugeflüstert und zugeraunt. Wird sie es behalten? Wird die stumme Zunge einst Sprache gewinnen und zeugen? Wird ihr Zeugniß von dem, was sie aus der stilldenkend sie anblickenden Menschenseele vernommen, das jenseitige Leben sein, wo alles Verlorne sich wieder findet und der Geist Gewänder anzieht — von denen philosophische Schneider keine Ahnung haben?

Ich wiederhole diese Fragen nur, weil sich vielleicht Mancher seine Empfindungen auf der Plattform zu Bern ebenso

zurückruft. Lassen wir aber Bern und wenden uns auf der Thuner Straße nach dem Oberlande, Unterseen und Interlakens nußbaumbeschatteten Pensionen zu einem längern Aufenthalte, wenn eine Unterkunft so, wie sie zu wünschen wäre, vor Engländern möglich ist.

VI.

Eine Woche in Berlin.

1854.

1.

Berlin wächst an Straßen, mehrt sich an Menschen, aber man kann des Abends um neun Uhr doch noch im Anhaltischen Bahnhofe ankommen und wird, mit einer Droschke von der Wilhelmsstraße zu den Linden fahrend, glauben, in Herculanum und Pompeji zu sein. Denn selbst die große Friedrichsstraße gleicht um diese Zeit schon einer verlängerten Gräberstraße. Auf fünf von der Eisenbahn herwackelnde Droschken kommen zwei Menschen zu Fuß, einer auf dem Trottoir rechts, einer auf dem Trottoir links.

Doch ist es eigen mit der Stille einer großen Stadt. Am Gensdarmenmarkt feierliche Ruhe und in dem so gespenstisch einsam daliegenden Schauspielhause stürmte vielleicht eben ein vielhundertstimmiges Da capo. In seinem Concertsaale sang wenigstens Frau Jenny Goldschmidt-Lind.

Wenn man nicht in der Lage oder Laune ist, seine Ankunft in Berlin vermittelst telegraphischer Depesche irgend einem Hotelier unter den Linden anzeigen und sich eine Suite Zimmer im ersten Stock zweckmäßig vorrichten zu lassen, so wird man in der Hauptstadt der Intelligenz immer einige Mühe haben, sich in seinem Absteigequartier mit dem Wahlspruche auszusöhnen: Ländlich, sittlich. Die Rechnungen der Hotels bleiben hinter

den Fortschritten der Zeit nicht zurück, aber die Aermlichkeit der Zimmerausstattungen, das Gepräge der auf allen möglichen Auctionen zusammengekauften Möblirung und die scheinbare Halbeleganz gewisser, durch übermäßige Ausnutzung halbverwitterter Verzierungen, z. B. des unvermeidlichen Wachstuchs auf den Fußböden, stellt immer wieder die Aermlichkeit des Berliner Comforts heraus, von den Betten, deren Enge, den centnerschweren Federpfühlen nicht zu reden. Von Doppelfenstern ist in der lichtliebenden Stadt noch selten die Rede. Man erkennt auf diesem Gebiete immer wieder in Berlin seine alten Pappenheimer und läßt sich's genügen, wenn nur dafür die Ausbeute an geistiger Anregung desto belohnender zu werden verspricht.

Regen und Schnee, Sturm und Kälte lassen die großen Schmutzflächen der Berliner Plätze und Straßen doppelt schauerlich erscheinen. Unabsehbar sind diese Wasserspiegel. Unter den Linden fegen die Straßenkehrer eine eigenthümlich breiige Masse zusammen, ein fünftes Element, das bekanntlich nur in oder doch bei Berlin die Erfindung einer gewissen Plastik aus Straßenkoth möglich gemacht hat. Ob sich nicht auch aus der flüssigen und kaltgewordenen Lava, die von Kranzler bis zum Victoriahotel stündlich zusammengekehrt wird, wie aus Chausseestaub eine Terra cotta für Eichler's plastisches Cabinet bilden ließe? An Ordnung in der Handhabung der das Eis, den Schnee, den Schmutz betreffenden polizeilichen Vorschriften fehlt es nicht. An jeder Straßenecke der belebten Gegenden steht ein Constabler, der nach dem Charakter der preußischen Monarchie, als einer vorzugsweise spartanischen, nur im Helme des Kriegers für den öffentlichen Frieden sorgt. Man hätte die Neuerung des Helms nicht zu weit sollen um sich greifen lassen. Von der Ehre, ihn tragen zu dürfen, hat man jetzt glücklicherweise die Droschkenkutscher wieder ausgeschlossen.

Eine in die Augen springende Verschönerung der Stadt, welche dieselbe seit einigen Jahren gewonnen, sind die nun endlich fertiggewordenen Standbilder auf den großen Granitwürfeln der Schloßbrücke. Wol über zwanzig Jahre schon

standen diese blanken Quadersteine und harrten ihrer künftigen Bestimmung. Was hatte man nicht Anfangs dereinst auf ihnen zu erblicken gehofft! Heilige und Propheten, Panther und Löwen, berühmte Divisionsgenerale und bewährte wachsame Residenz-Commandanten. Jetzt ist im Allgemeinen „Das Leben des Kriegers" daraus geworden und in griechischer Auffassung. Ob die vielen Klagen über die allzugroße Natürlichkeit dieser Gruppen einen Grund haben, das läßt sich noch nicht recht von dem heutigen Wanderer beurtheilen. Das Schneegestöber verdeckt ihm alle Aussicht. Auch war der durch die einfache Trottoirreihe ohnehin beengte Fußboden zu naß, um irgendwo bequem nach dem ionischen Himmel aufblicken zu können, der sich über diesen weißen Marmorgruppen ausspannen sollte. Die armen Krieger, wie es scheint gewöhnt an die Ebenen von Griechenland, wo sie als Ringkämpfer bei den Nemeischen Spielen den Preis gewannen, heute haben sie dicke Epaulettes von Schnee auf ihren Achseln liegen! Man darf mit ihnen einiges Mitleid haben. Man darf annehmen, daß sie frieren. Denn zu ersichtlich sind sie nach Modellen der schönsten Grenadiere vom ersten Garderegiment gemeißelt. Zu ersichtlich ist ihre Nacktheit keine gewohnte, sondern nur ein zufälliges Ausgezogensein bei einem gutgeheizten Berliner Atelierofen. Zu ersichtlich ist die nur auf die allgemeine Militairpflicht, die ein- und dreijährige Dienstzeit, die Manöverzeit und ein mobilisirtes Ausrücken nebst endlicher Errungenschaft eines ehrenvollen Ordens oder einer Anstellung gehende Allegorie. Die übergroßen Flügel der Victorien sind schon für die Harmlosigkeit einer Beziehung auf Griechenland verdächtig. Man hat diese mächtigen Flügel der Victorien hier in neuerer Zeit schon zu stereotyp neupreußisch, d. h. als Cherubimsschmuck, ausgebildet. Es sind dieselben Victorien, die auf Wach'schen Bildern das Grab des Heilands hüten, die den Eingang in die Kuppeldachkapelle des Schlosses bewachen und auch sonst schon in die gewöhnlichen Verzierungen der Stadt übergegangen sind, selbst bei gewerblichen Zwecken. Diese mehr christlichen als antiken Cherubim wecken in der Bekränzung der Krieger immer nur die Vorstellung eines seine Pflicht erfüllenden modernen jungen

Landesvertheidigers und darum scheint das Berliner Mitleid um die erfrierenden jungen Conscriptionspflichtigen und der mehrfach geäußerte Wunsch, ihnen doch warmhaltende Mäntel und Beinkleider zu verabfolgen, nicht ganz unmotivirt. Nur über die allzunatürliche Wiedergabe der Natur hat man sich mit Unrecht beklagt. Die jungen Grenadiere stehen so hoch, die Granitwürfel haben erst noch einen so ansehnlichen Ueberbau erhalten, daß eine junge Dame schon sehr neugierig sein muß, wenn sie, aus einer Predigt im Dom kommend, am modernen Griechenthum auf der Schloßbrücke durchaus ein Aergerniß nehmen will.

Wie praktisch sich unsere Zeit zum alten Griechenthum und sogar zu dem sonst so beliebten unverfälschten Mittelalter bewährt, zeigt die erste, wirklich zweckmäßig verbesserte gothische Kirche, die man hier kürzlich eröffnet hat. Die unglückliche, so oft vom Feuer zerstörte Petrikirche hat in ihrem Neubau mit dem Feuer einen andern Vertrag geschlossen; sie wird geheizt. Der geschickte Baumeister Dieckhoff brachte in die versteinerte Palmenwelt der christlichen Architektur eine Versöhnung mit dem nordischen Klima, die unsere Erwin von Steinbach nur zu sehr vergessen hatten. Kirchen, für das Bedürfniß Italiens und Spaniens erbaut, hatte man Jahrhunderte lang auf deutschem Boden nachgeahmt zum Kummer aller Christen, die auch im Winter andächtig sein wollten. Manchem Christabend von zwanzig Grad Réaumür unter Null mußte, um die andächtige Phantasie in eine Sternennacht von Palästina zu versetzen, der Kohlentopf nachhelfen. Jetzt aber ist in eine schnell emporgewachsene schöne gothische Kirche vom ehrwürdigsten Augsburger und Nürnberger Ansehen ein heißer Fußboden von Ziegelsteinen mit einer Art von Dampfdrainage (Röhren sind vom unterirdischen Kessel in hundertfacher Zahl durch das Gewölbe verbreitet) gekommen und schon beeifern sich andere Kirchen, deren Geistliche ebenfalls Zuhörer haben wollen, die Gothik mit der amerikanischen Nützlichkeitstheorie zu verbinden. Der Architekt Dieckhoff soll jetzt einer Menge Kirchen warme Fußböden legen, eine zu beachtende Neuerung, die vielleicht auf die gesunde Vernunft nicht ohne vortheilhaften Einfluß ist. Denn kalte Füße

treiben bekanntlich das Blut empor und erzeugen nicht selten Ansichten, die ein behaglicheres Gleichgewicht der Körperfunctionen berichtigt.

Die Zunahme Berlins an Straßen, Häusern, Menschen, industriellen Unternehmungen aller Art ist außerordentlich. Auf Stellen, wo ich mich entsinne, mit Gespielen im Grase gelegen und an einer Drachenschnur gebändelt zu haben, sitzt man jetzt mit irgend einer Dame des Hauses, trinkt Thee und unterhält sich über eine wissenschaftliche Vorlesung von der Singakademie her. Wo sonst die blaue Kornblume im Felde blühte, stehen jetzt großmächtige Häuser mit himmelhohen geschwärzten Schornsteinen. Die Fabrik- und Gewerbsthätigkeit Berlins ist unglaublich. Bewunderung erregt es z. B., einen von der Natur und vom Glück begünstigten Kopf, den Maschinenbauer Borsig, eine imponirende, behäbige Gestalt, in seinem runden Quäkerhute in einer kleinen Droschke hin und her fahren zu sehen, um seine drei großen, an entgegengesetzten Enden der Stadt liegenden Etablissements zu gleicher Zeit zu regieren. Borsig beschäftigt 3000 Menschen in drei verschiedenen Anstalten, von denen das große Eisenwalzwerk bei Moabit eine Riesenwerkstatt des Vulcan zu sein scheint. Es kommen dort Walzen von 120 Pferdekraft vor. Borsig baut gegenwärtig an der fünfhundertsten Locomotive. Man berechnet ein Capital von sechs Millionen Thalern, das allein durch Borsig's Locomotivenbau in Umsatz gekommen ist. Es macht dem reichen Manne Ehre, daß er sich von den glücklichen Erfolgen seiner Unternehmungen auch zu derjenigen Förderung der Kunst gedrungen gefühlt hat, die im Geschmack Berlins liegt und dem Könige in seinen artistischen Unternehmungen secundirt. Er hat sich eine prächtige Villa gebaut und pflegt einen Kunstgarten, der schon ganz Berlin einladen konnte, die Victoria regia in ihm blühen zu sehen.

Für gewisse industrielle Specialitäten giebt es in Berlin Betriebsformen, die wenigstens auf dem Continente ihres Gleichen suchen. Vor dem Schlesischen Thore liegen z. B. die Kupferwerke von Heckmann. Hier werden jene riesigen Vacuumpfannen geschmiedet, die man in den Rübenzuckerfabriken nöthig hat; hier werden die Kupferdrähte für die elektrischen

Telegraphen gezogen. Heckmann bezieht sein Material direct aus England, Schweden und vorzugsweise Rußland. Eben so großartig ist Ravené's Handel mit Schmiedeeisen, Blei, Messing, Zinn und allen metallischen Rohproducten. Es charakterisirt den Berliner Großkaufmann, der seine ursprünglichen naiv-bürgerlichen Triebe nicht lassen kann, daß Ravené in einem Anfall guter Laune sämmtliche verkäufliche Weine in Bordeaux aufkaufte und sich das Privatvergnügen machte, das Modell einer großartigen, aber soliden Weinhandlung aufzustellen, an der es ihm in Berlin zu fehlen schien. Goldschmidt und Dannenberger haben Kattunfabriken im Gange, die Tausende von Menschen, die Bevölkerung kleiner Stadtbezirke, beschäftigen, überdies auch ein pauperistisches Element enthalten, das eine umsichtige Behandlung erfordert.

2.

Es giebt ein Wort, das man nur in Berlin versteht. Aber auch nur in Berlin finden sich Erscheinungen, die man damit bezeichnen muß. Es ist dies der Ausdruck: Quatsch.

Quatsch ist der Anlauf zum Witz, der, auf dem halben Wege stehen bleibend, dann natürlich noch hinter dem halben Verstande zurückbleibt. Denn man kann eine halbwegs vernünftige Meinung, ein halbwegs ernstes Urtheil noch immer als eine leidliche Manifestation gesunder Vernunft gelten lassen. Der halbe Verstand gehört oft der Mystik an, die bis auf einen gewissen Punkt gewöhnlich auch eine Art Logik für sich hat. Der halbe Witz aber ist schrecklich. Er ist das absolut Leere. Er macht die Voraussetzung, etwas Apartes bringen zu wollen und bleibt in der Grimasse stecken. Er schneidet ein pfiffiges Gesicht und sagt doch nur eine Dummheit. Quatsch ist nicht etwa der Unsinn. Es lebe unter Umständen der Unsinn! Den Unsinn haben Aesthetiker unter Umständen göttlich nennen können, den echten, wahren, natürlichen Unsinn, der die Hälfte z. B. des Wiener Witzes ausmacht. „Ein vollkommener Widerspruch bleibt gleich bedeutungsvoll für Weise und Thoren", sagt Goethe; aber der unvollkommene Widerspruch der ist das ewig Gesuchte, niemals

Zutreffende, herren- und ziellos Herumtaumelnde und Faselnde, mit einem Worte das Quatsche.

Berlin ist groß im Quatsch. Es kichert über jede Grimasse zum Witz, wenn auch der Witz ausbleibt. Irgend eine zweimal wiederholte absonderliche Redensart findet unverzüglich ihr Publikum. Man findet hier Menschen, die für witzig gelten, weil sie keinen Satz enden wie andere Menschen, jedes Ding mit einem andern Namen nennen, Begriffe verwechseln und das Ernsteste im Tone der Ironie sagen. Es herrscht bei ihnen ein ewiges Vermeiden der geraden Linie, die andere Menschen gehen; sie fallen, sie stolpern über sich selbst; die Berliner nennen das Alles witzig, während ein Vernünftiger es quatsch nennen muß. Ich sah „Müller und Schultze bei den Zuluh-Kaffern". Der Gegensatz war burlesk genug. Die wilden Hottentotten mit ihrem rasenden Tanze, ihrem Kriegsgeschrei, ihrem gellenden Pfeifen, mit Geberden, die eine Hetze wahnsinniger Affen zu zeigen schienen und im Grunde Furcht und Entsetzen, Grauen und Mitleiden einflößten, daß man ein solches Gebahren menschlich zu nennen hatte, und unter ihnen die beiden Stereotypen des „Kladderadatsch", zwar ziemlich treu im Aeußern, aber in jedem Worte, das sie sprachen, Vertreter des absolut Quatschen bis zum Ekel. „Schultze!" „Müller!" „Müller!" „Schultze!" „Bist du et?" „Ja, ik bin et." „Hurrjeh!" u. s. w. Man denke sich einen solchen Scherz auf dem Palais-Royal-Théâtre in Paris, wir wollen nicht einmal sagen mit Levassor und Ravel, sondern nur mit Sainville und Kalekaire! Das Kroll'sche Theater mag die Mittel nicht besitzen, gute Komiker zu bezahlen, aber der Text von Cormon, Clairville, Dennery und wie die Fabrikanten solcher Gelegenheitsscherze in den kleinen Pariser Theatern heißen, würde nicht so unbedingt nur fade ausgefallen sein. Man muß das Pariser Oh! Oh! gehört haben bei jedem abblitzenden Einfall eines solchen Unsinn-Textes, um zu verstehen, wie die Franzosen auch bei solchen Veranlassungen witzig und geistreich sein können. Diese Berliner Dramatisirung der Zuluh-Kaffern war so widerwärtig, als wenn man sich vorstellen wollte, der Naturgeist

selbst erhöbe einmal seine gewaltige Stimme, finge zu reden an und verwechselte dabei Mir und Mich.

Das Quatsche ist doch wol in den Berliner dadurch gekommen, daß sein ursprünglich einfacher, sogar naiver und kindlicher Sinn den Anforderungen einer immer mehr anwachsenden und über seine geistige Kraft hinausgehenden Stadt nicht gleichkommt. Schon das verdorbene Plattdeutsch, das den Volksjargon bildet, trägt den Stempel der Unzulänglichkeit an sich. Es ist die absolute Sprache der Unterordnung, der Beschränktheit; die Sprache der Hausknechte, Hökerinnen, kleinen Rentiers, der Kinder, des in die Stadt versetzten Bauers. Die Sprechweise der Gebildeten trägt so sehr noch die Spuren vom Tonfall des Volksdialekts, daß es hier zu einer ganz freien Sprachbehandlung im Sinne des reinen Oberdeutschen nur bei sehr Wenigen kommt. Wird nun ein so beschränktes und in seiner Art wieder sehr scharf ausgeprägtes Sprachmaterial bestimmt, dem großen Ideenkreise einer Stadt, die eine Hauptstadt der deutschen Intelligenz sein will, zum Ausdruck zu dienen, so entsteht dadurch jenes absolut Alberne, das man eine Art Geistespatois nennen möchte. Diese Mißgeburt entstand erst mit der Zeit, wo Berlins Trieb nach öffentlicher Bewährung wuchs. Seine Bevölkerung emancipirte sich zum Großstädtischen. Die Schusterjungen machten die öffentliche Meinung allerdings schon zu Friedrich's des Großen Zeit; der König sagte den Katholiken, die das Fronleichnamsfest öffentlich feiern wollten: Er hätte nichts dagegen, wenn es die Schusterjungen nicht hinderten. Allein die literarische Vertretung des Schusterjungenthums ist neu und schreibt sich von den bekannten Eckensteherwitzen her. Dieser Fortschritt war an sich nicht unwichtig. Es ist mit diesem Neu-Berlinerthum viel gesunde Vernunft zur Geltung gekommen und wer würde verkennen, daß „Kladderadatsch" ganz Deutschland, von Saarlouis bis Tilsit, vorm Einschlafen geschützt hat? Aber die „Gelehrten des Kladderadatsch" sind witzige Ausländer, die sich nur Berliner Formen bedienen. Ohne die Schärfe dieses Blattes würden diese Formen, wie die Erfahrungen auf den neu eröffneten hiesigen Bühnen zeigen, in's Quatsche zurückfallen.

Die Art, wie hier in neuerer Zeit Bühnen eröffnet worden sind (um diese Fährte des Geschmacklosen weiter zu verfolgen), ist eine der unglaublichsten Inconsequenzen einer Regierung, die in allen andern geistigen Fächern so außerordentlich schwierig ist. Das Ministerium Ladenberg ging auf eine so gewissenhafte Revision der Theaterconcessionen aus und in Berlin durften Kaffeehäuser und Tanzlocale sich in Theater verwandeln! Es ist noch ein wahres Glück, daß unser Schauspielerstand noch nicht ganz durch die sogenannten Tivolitheater verwildert ist, was freilich in einigen Jahren immer mehr der Fall sein wird; es finden sich immer noch einzelne Darsteller, die den Ehrgeiz besitzen, mit ihrer Kunst nicht zu Grunde zu gehen. Kaum ist die nächste materielle Noth befriedigt, so werden sie bestrebt sein, den glücklicher gestellten Collegen an den Hof- und großen Stadttheatern gleichzukommen und Besseres und Edleres zu spielen. So hat sich das hiesige Friedrich-Wilhelmstädtische Theater, besonders durch die Bemühungen der Herren Görner und Ascher, zu einer überraschenden Geschmacksrichtung, die sich in den schwierigsten ästhetischen Aufgaben versucht, emporgearbeitet, allein im Sommer verwandelt es sich wieder in ein Parktheater und noch ist die Bevölkerung zu sehr geneigt, an dem Ton Freude zu haben, der auf einigen andern Theatern im Sinne des Quatsch angeschlagen wird. Theater über Theater! Hier gehen Menschen herum, die, ohne die geringste geistige Bildung, ohne Geldmittel sogar, eine Theaterconcession in der Tasche haben; Andere glauben sie ohne Weiteres durch ein geeignetes Fürwort an hoher Stelle erlangen zu können. Einen Circus zu eröffnen oder eine Bühne scheint nach den Gesetzen der Gewerbefreiheit einerlei und allerdings hat jeder Speculant Recht, wenn er sich auf seine Vorgänger beruft und z. B. fragt: Wie kommt der Cafétier Kroll zu einer Bühne? Wie kommen zwei Gebrüder Cerf, Handlungsbeflissene, dazu? Wie kommt jener einst zum Gespött der Vorstädte declamatorische Vorstellungen gebende Rhetor Gräbert dazu? Wer ist Herr Carli Callenbach, der auch ein Theater besitzt? Diese Anarchie auf dem dramatischen Gebiete macht dem Freunde der Literatur denselben Eindruck,

wie es dem Freunde militairischer Ordnung peinlich war, sogenannte Bürgerwehr in rundem Hut und Ueberrock die Armatur der königlichen Zeughäuser tragen zu sehen. Nicht daß die Bürgerwehr als solche zu verwerfen war, aber sie bedurfte der Organisation, sie bedurfte jener Haltung, die dem Waffendienste geziemt; eben so verletzt wendet sich die dramatische Muse ab, wenn man ihr opfert wie dem Gambrinus in bayrischen Bierstuben. Man kann die treffliche Organisation der Pariser Theater mit diesen Polkawirthschaften Thaliens in keine Vergleichung bringen, man vergleiche wenigstens die Theater der Wiener Vorstädte. Die Josephstädter Bühne ist vielleicht diejenige unter ihnen, die am tiefsten steht und doch hat sie eine bestimmte Specialität; manches Talent, z. B. Mosenthal's, entwickelte sich zuerst auf ihr; „Deborah" erschien zuerst auf der Josephstädter Bühne.

Das Repertoire des Königlichen Theaters fand ich im Schauspiel wenig anziehend, „Waise von Lowood", „Deutsche Kleinstädter", „Geheimer Agent" u. s. w. Es herrscht hier eine Unsitte, mit der sich kein noch so wohlmeinender ästhetischer Sinn vereinbaren läßt, nämlich die Befolgung der Specialbefehle, welche die einheimischen und fremden höchsten Herrschaften über die Stücke aussprechen dürfen, die sie zu sehen wünschen. Es ist dies eine Form des Royalismus, die in der That etwas auffallend Veraltetes hat und in dieser Form in keiner Monarchie der Welt vorkommt. Bald heißt es: „Auf höchstes Begehren", bald: „Auf hohes Begehren", bald: „Auf Allerhöchsten Befehl", bald nur einfach: „Auf Befehl", unter welcher bescheidenern und auch seltener vorkommenden Form sich die Wünsche des Königs zu erkennen geben. Was ist das aber für eine Unsitte, daß die Kammerherren auch jeder durchreisenden, prinzlichen Herrschaft die Stücke bestellen, welche diese zu sehen wünschen! Die geistigen Armuthszeugnisse, die sich Prinzen, Prinzessinnen, ab- und zureisende kleine Dynasten und Dynastinnen mit ihren Wünschen um dieses Ballet, um jene Oper, um eine kleine Posse geben dürfen, sind schon an sich kläglich und fallen ganz aus der Rolle, welche die Monarchie heutiges Tages zu spielen hat; aber der Gang der Geschäfte wird dadurch auf eine Art unter-

brochen, unter welcher Kunst und Publikum leiden. Hat eine Prinzessin eine Empfehlung von auswärts bekommen, die ihr eine Schauspielerin oder Sängerin überbrachte, so bestellt sie die Stücke, in denen sie auftreten soll. Kommt der Hof aus Mecklenburg-Strelitz, so legt man ihm die Stücke vor, die gerade leicht anzurichten sind, er streicht sich einige an und man liest: „Auf höchstes Begehren: ‚Der geheime Agent‘“, ein Stück, das jetzt auf jedem Liebhabertheater gesehen werden kann. Der König besitzt so viel Geist, daß ihm diese Manifestationen des Privatgeschmacks seiner Brüder oder Neffen oder Vettern ohne Zweifel Heiterkeit verursachen. Er sollte jedoch einen Schritt weitergehen und diesen Mißbrauch der von den Kammerherren veränderten Repertoires im Interesse der Kunst und des Publikums verbieten. Es macht sich dies öffentlich kundgegebene Denken und Mitreden der „Herrschaften“ in einem Staate, der doch wol ein constitutioneller sein soll, wenig nach dem Geiste der in ihm allein anständigen Oeffentlichkeit.*)

Natürlich ergiebt sich unter solchen Umständen, wo die Großen und Mächtigen öffentliche Fingerzeige über ihren eigenen Geschmack geben dürfen, die Förderung des Gedankenvollen und Nothwendigen an einer Bühne nur schwierig. Wenn sich die Großen „Satanella“ oder „Aladin's Wunderlampe“ befehlen, wenn Pferde auf dem Königsstädter Theater agiren, Klischnigg, der Affenspieler, und die Zuluh-Kaffern auf dem Kroll'schen Theater ihr Wesen treiben, kann eine erste Aufführung eines neuen Dramas im Schauspielhause nur ein kleines Publikum finden. Vor einem halbbesetzten Hause sah ich die erste Aufführung des „Demetrius“ von Hermann Grimm. Es war ein Geheimrathspublikum aus der Gothaer Richtung; ein paar Offiziere, einige Professoren, wenig Studenten, auf zehn Menschen ein Recensent. Die Darstellung war eben so warm wie die Ausstattung glänzend. Das funkelte von Farbenpracht, Frische und Neuheit der Costümstoffe. Ueberall, in den kleinsten Ausschmückungen der

---

*) Spätere Anmerkung. Diese Hemmnisse der Repertoirebildung sind in neuerer Zeit zurückgetreten.

Wände zeigte sich ein vorhergegangenes Studium der betreffenden Geschichte, der Sitten und Kleidertrachten der Zeit, in welcher die Handlung spielte. Leider war das Stück eine Anfängerarbeit, die kaum Talent verrieth (nur aus Ueberfülle sprudelt der Quell einer geistigen Zukunft, nicht aus einer Dürftigkeit, wo sich die Armuth den Schein classischer Einfachheit geben will), aber die Darstellung ging von einem schönen Glauben an den Werth des Stückes aus; nirgends sah man ihr eine Mißstimmung über die aufgebürdete, undankbare, für die Zeit der besten Saison verlorene Aufgabe an und mit dem halb unbewußten Pflichtgefühl verband sich die noch immer außerordentlich ansprechende Natürlichkeit der Hendrichs'schen Spielweise. Rollen, die keine Schwierigkeit der Dialektik bieten, wird Hendrichs vorzüglich spielen. Dieser Künstler ist ein schwacher Hamlet, aber ein liebenswürdiger und überredender Romeo. In seiner Passivität liegt Poesie und da er nur die Conturen ausfüllt, die ihm der Dichter vorzeichnet, so nimmt er durch die Treue und Einfachheit, wie er sich seinen Aufgaben unterzieht, überall für sich ein, wo die Macht der Gewöhnung einmal ein Publikum für ihn gewonnen hat, wie in Berlin, Frankfurt und Hamburg. Wien würde nicht sein Terrain sein.

Ich bedauerte, Dessoir nicht beschäftigter zu finden. Dieser geistvolle Schauspieler leidet hier an der üblichen Abgrenzung unserer Rollenfächer. Der Begriff eines Charakterspielers, den er zu vertreten hat, ist so vielseitig. Man kann Hamlet als Liebhaber spielen, man kann ihn aber auch, wie Dawison und Dessoir thun, als Charakterzeichnung geben. Dessoir ist einer jener Schauspieler, die in jedem Ensemble eine Zierde sein werden, selbst wenn sie nur zweite Rollen spielen. Aber Dessoir hat den Beruf, eine Stellung einzunehmen, die ihn zum Matador einer Bühne macht und jede bedeutende Aufgabe, die nicht ganz dem Liebhaberfache angehört, ihm zuweist. All' die Rollen, auf die ihn sein künstlerischer Trieb hinführen muß, sind noch im Besitz der Herren Rott und Döring. Es spricht für die geistige Anregung, die Berlin bietet, für die Belohnung, die man im Beifall eines natürlich sich hingebenden Publikums findet, daß

Dessoir darum doch seinen hiesigen, ehrenvoll behaupteten Platz mit keinem andern vertauschen möchte.

Vom Schauspiel sagt man an der Verwaltungsstelle, es würde keineswegs vernachlässigt und es hat sich seit Düringer's Mitwirkung gehoben; dennoch muß man bei dem Vergleiche der unverhältnißmäßigen Pracht, die das Opernhaus umgiebt, wünschen, das Schauspiel würde endlich ganz von der Musik und dem Ballet getrennt, es verfolgte seine ernste und schwierige Aufgabe für sich allein. Das Schauspiel kann nur ein Stiefkind erscheinen gegen die Art, wie die Leistungen des Opernhauses nicht etwa von der Verwaltung geboten, sondern vom Publikum empfangen werden. Neun glänzende Prosceniumslogen ziehen im Opernhause fast eben so viel Aufmerksamkeit auf sich wie die Leistungen der Scene. Das Opernhaus ist das Stelldichein der höhern und mittlern Gesellschaft, der stete Besuchsort der Fremden, die Sehnsucht der allgemeinen Schaulust und ein Tempel des Genusses. Nicht Paris und Wien finden im Ballet ihre speciellsten sinnlichen Bedürfnisse so befriedigt wie Berlin. „Satanella" und „Aladin's Wunderlampe" sind die Ballete des Tages, die Jeder gesehen haben muß und Derjenige, der die Mittel besitzt, nicht oft genug sehen kann. Welche Fülle von Licht, Farbe, Glanz aller Art, von Jugend, Schönheit und Gefallsucht! Die musikalischen Kräfte sind hier so groß, daß z. B. an Einem Abend im Opernhause der „Prophet" gegeben werden kann, im Schauspielhause die Zwischenactmusik zu „Egmont" vollständig da ist und noch in der Singakademie ein Concert mit der königlichen Kapelle begleitet werden kann. Es ist dies nur möglich durch die Zahl von Accessisten und Exspectanten, die zwar nicht die Leistungen vorzüglich, aber alle Fächer, auch die des Chors und des Ballets vollständig machen. Auf dreißig Tänzerinnen, welche die Verwaltung besoldet, kommen eben so viel junge, hübsche, talentvolle Mädchen, die unentgeltlich mitwirken, nur um der Anstalt anzugehören und vielleicht einmal in die besoldeten Stellen einzurücken. Vor der Auswahl von jungen Leuten, die Eltern und Angehörige „um Gotteswillen" der Verwaltung zu Gebote stellen, kann diese sich kaum retten. Daher auf der Scene die über=

raschendste Massenentfaltung. Die Kunst der Beleuchtung, der Glanz der Costüme, der Geschmack der Decorationen ist auf's höchste getrieben. Da steigen Feentempel aus der Erde, da senken sich Wolkenthrone mit allen Heerscharen des orientalischen Himmels nieder, da leuchten und blitzen unterirdische Grotten von Edelsteinen, da sprudeln natürliche Springbrunnen im Mondenschein und fallen, vielfach gebrochen, in Bassins herab, an deren Rändern die lieblichsten Gestalten schlummern. Jede Demonstration der Scene ist ganz und vollständig. Nirgendwo erblickt man die Hülfsmittel der bloßen Andeutung, die an andern Bühnen die Illusion vorzugsweise in die ergänzende Phantasie der Zuschauer legt; hier ist die Scheere der Oekonomie verbannt, die aus Amazonenröcken von heute für morgen Pantalons für Verschnittene macht. Hier fangen alle Schöpfungen immer wieder von vorn an. Kein Costümier und Decorateur ist auf die Wiederaufstutzung alter Vorräthe angewiesen; hier regieren jene Waarenmagazine, wo es immer wieder neue Seide, neuen Sammt und für die geschmackvollsten Maler neue Leinwand giebt.

Ein Ballet in Berlin zu sehen wie „Satanella" ist in vieler Hinsicht lehrreich. Dem Aesthetiker macht vielleicht die Grazie und herausfordernde Keckheit z. B. der jungen Marie Taglioni eine besondere Freude, aber die Vorstellung im Großen und Ganzen mit Allem, was dazu auch von Seiten des Publikums gehört, ist culturgeschichtlich merkwürdig. Dieser Marie Taglioni sollte man eine Denktafel von Marmor mit goldenen Buchstaben und mitten in Berlin aufstellen. Sie tanzt die Hölle, aber sie ist der wahre Himmel des Publikums; sie tanzt die Lüge, aber sie verdient ein Standbild als die Göttin der Wahrheit. Denn man denke sich nur dies junge, reizende, übermüthige Mädchen mit ihren beiden Teufelshörnchen an der Stirn, mit dem durchsichtigen Tricot, mit den allerliebsten behenden Füßchen, mit den tausend Schelmereien und Neckereien der Koketterie, wie nimmt sie sich unter den ehrwürdigen Thatsachen des gegenwärtigen Berlin aus! Dieser kleine Teufel da, im rosaseidenen, kurzen Flatterröckchen, ist sie etwa die in der Vorstadt tanzende Pepita?

Nein, sie ist das enfant chérie des Berliner Ballets und das Berliner Ballet ist das enfant chéri der Stadt, des Hofs, ist die Kehrseite der frommen Medaillen, die hier auf der Brust der Heuchelei von Tausenden getragen werden. Büchsel, Krummacher, Bethanien, Diakonissen, Campo-Santo, Sonntagsfeier, Innere Mission — was ist das Alles gegen einen Sonntagabend, wenn Berlin in „Satanella" seine wahre Physiognomie zeigt! Die Prinzen und Prinzessinnen sind anwesend. Hinten auf der Scene funkelt ein Ordensstern neben dem andern, jede Coulisse ist von einem Prinzen besetzt, der sich mit den kleinen Teufelchen des Corps de ballet unterhält. Der erste Rang zeigt die Generale und Minister, das Parket den reichen Bürgerstand, die Tribüne und der zweite Rang die Fremden, die den Geist der Residenz in der Provinz verkünden werden, die obern Regionen beherbergen die arbeitenden Mittelklassen und selbst die halbe Armuth, der man sonst nur Tractätchen in die Hand giebt, hat hier das Frivolste aller Textbücher mühsam nachzustudiren, um die stumme Handlung der Scene zu verstehen. Welche Wahrheit deckst du doch auf, du echte berliner, in der Treibhauswärme der speciellsten, königlich preußischen Haus-Traditionen großgezogene Pflanze, Marie Taglioni geheißen! O so werft doch, ihr besternten Herren, eure Masken ab! Verrathet doch nur, daß euer Privatglaube nichts mehr liebt als die Götter Griechenlands und daß nicht etwa hier der Cultus des Schönen, sondern draußen euer officielles System eine Komödie ist!

Satanella verführt einen jungen Studenten, dem das Repetiren seiner Collegia bei Stahl und Keller zu langweilig scheint. Er hat eine Verlobte, die vielleicht Geibel und „Amaranth" liest, aber niemand wird zweifelhaft sein, daß der junge, künftige Referendar besser thut, sich an Heinrich Heine, die schöne Loreley und die Taglioni zu halten. Wie kalt und nüchtern ist auch die Liebe eines Fräulein Forti gegen die Liebe einer Satanella! Es geht mit letzterer allerdings bergab und geradewegs in die Hölle, aber welcher Zuschauer wird der Narr sein und nicht einsehen, daß der Satan den jungen Lebemann nur Anstands halber holt! Kann das eine echte Hölle sein, in der sogar schon kleine Kinder

tanzen, schon kleine Kinder mit Satanshörnern umherspringen und, wie von Selma Bloch geschieht, ein recht widerliches Solo tanzen? Kann das die echte Hölle sein, deren Vorhof die wunderbarste Mondscheinnacht von Gropius mit dem reizendsten Château d'eau und der stillschlummernden antiken Marmorwelt ist? Wird irgend ein Vernünftiger einräumen, daß die Consistorialräthe Recht haben, wenn sie die Venus von Milo eine schöne „Teufelinne", die Antiken des Vatican überhaupt, wie Tholuck gethan, „schöne Götzen" nennen? Verwandelt sich all' diese Lust und Liebe, all' diese Freude und Behaglichkeit nicht vielmehr nur rein „Anstands halber", d. h. um dem Vorurtheil zu genügen, in Pech und Schwefel und wird irgend jemand eine solche Vorstellung, wo besternte Prinzen jede Attitüde der Solotänzerinnen beklatschen, mit einer andern Meinung verlassen als der: Ich fühle wol, es muß einen Mittelweg zwischen Elisabeth Fry und Marie Taglioni, einen Mittelweg zwischen Bethanien und dem Opernhause, einen Mittelweg zwischen den Concerten des Domchors und Satanella geben? Diese Berliner Balletabende wecken einen eben so großen Abscheu vor der maitressenhaften Sinnlichkeit, die durch sie hindurchblickt, wie vor der Kasteiung des Fleisches in der neuen Lehre vom Gefangengeben der Vernunft und dem fashionablen Büßerthum, dessen neupreußische Früchte wir hinlänglich kennen.

Beide Extreme gehen in Berlin auf eine erschreckende Art nebeneinander. Sie gehen nicht etwa getrennt nebeneinander, sondern im Durchschnitt in denselben Personen. Die Heuchelei und die Rücksicht auf Carriere miethet sich einen „Stuhl" in der Matthäuskirche, nur damit an dem Schilde desselben zu lesen ist: „Herr Assessor N. N." und die stille Sehnsucht des wahren innern Menschen ist doch hier allein — der Genuß. Dem Genuß bauen auch andere Städte Altäre; die buntesten, mit Rosen geschmückten Altäre baut z. B. Wien. Aber Berlin ergiebt sich immer mehr einer Form des Genusses, die nur ihm ganz allein angehört. Es ist dies die Genußsucht eines Fremden, der in vierzehn Tagen durch seine gefüllte Börse Alles bezahlt, was man in einer Residenz, die er vielleicht in Jahren nicht wiedersieht, für

Geld bekommen kann. Es ist die Genußsucht des Gutsbesitzers, der seine Wolle in die Stadt fährt und sich mit vierzehn Tagen Ausgelassenheit für ein Jahr der Entbehrung auf seiner Scholle entschädigt. Wohlleben und Vergnügen ist die Devise des hiesigen Vegetirens geworden, nirgends wird man z. B. den Begriff „Bowle machen" so schleckerhaft ausgesprochen finden. Die Betriebsamkeit wird durch den Luxus wol eine Weile gestachelt werden, an Großstädtigkeit der Unternehmungen fehlt es nicht; aber wenn die natürlichen Kräfte versagen, tritt das Raffinement ein und das Raffinement des Verkehrs, gewöhnlich Schwindel genannt, soll hier in einem Grade herrschen, der keine Grenzen mehr kennt. Denn was ist die Grenze, die man Bankerott nennt? Aus Nichts werden die glänzendsten Unternehmungen hervorgerufen. Mit einem Besitze von einigen tausend Thalern muthet man sich die Stellung eines Capitalisten zu. Der Credit giebt nicht dem Redlichen mehr Vorschub, sondern dem Muthigen. Die Entschlossenheit des industriellen Waghalses leistet das Unglaublichste. Wo die größten Spiegel glänzen, wo die goldenen Rahmen tief bis zur Erde niedergehen, wo in den Schaufenstern der Boutiken die fabelhafteste Scheinfülle des Vorraths mit dem Geschmack der Anordnung zu wetteifern scheint, kann man gewiß sein, auf hundert Fälle bei neunzig nur eine Grundlage anzutreffen von eitel Luft und Leere.

Es ist mannigfach schon eine Aufgabe der neuern Poesie, der socialen Romantik geworden, den Lebenswirren, die sich aus solchen Zuständen ergeben müssen, nachzuspüren. Der Todtenwagen rasselt still und ernst durch dies glänzende Gewühl. Rauschende Bälle, in der Faschingsnacht ein Wagendonner bis zum frühen Morgen und die Chronik der Verbrechen, die Statistik der Selbstmorde giebt dem heitern Gemälde doch eine dämonische Beleuchtung. Erschütternd war mir z. B. die Nachricht, daß der Philosoph Beneke von der Universität plötzlich vermißt wurde und wahrscheinlich sich entleibt hat. Erst jetzt kam zur Sprache, daß dieser redliche Forscher, der sich in der Erfahrungsseelenkunde einen Namen erworben und besonders auf die neuere Pädagogik einen nützlichen Einfluß geübt hat, seit länger als zwanzig Jahren

nicht endlich ordentlicher Professor werden konnte und sich mit einem jährlichen Gehalte von 200 Thalern begnügen mußte! Zweihundert Thaler jährlich für einen Denker, während es hier Geistliche giebt, die es auf jährlich 5000 Thaler bringen! Beneke war ein Opfer des Ehrtriebes, der hier noch zuweilen einen edeln Menschen dahin ergreift, daß er nicht auf der allgemeinen Bahn des Schwindels gehen will. Des Mannes Erscheinen war einfach, fast pedantisch. Er hatte vor zwanzig Jahren die etwas steifen Manieren eines Göttinger Professors nach Berlin gebracht. Seine Vorträge waren etwas ängstlich, seine Perioden allzugewissenhaft, sein System knüpfte wieder an Hume und Kant an, er ging über die endlichen Bedingungen unseres Denkens nicht tollkühn in die Unendlichkeit; was sind Kennzeichen solcher altbackenen Solidität in einer Stadt wie Berlin, wo nur die glänzende Phrase, der saillante Witz und Esprit, das kecke Paradoxon und jener doctrinaire Schwindel etwas gilt, den Hegel aufbrachte, Hegel, der Jahre lang die trivialsten Köpfe, die nur in seiner Tonart zu reden wußten oder die es verstanden, ihrem sogenannten Denken eine praktische Anwendung auf beliebte Religions- und Staatsauffassungen zu geben, zu ordentlichen Professoren befördern konnte! Hamlet ist auch darin das große und Shakespearen auf den Knieen zu dankende Vorbild aller mit der Welt verfallenen Geistesfreiheit, daß er auf des Königs Frage, wie es ihm ginge, antwortet: „Ich leide am Mangel der Beförderung."

— — Wer ertrüge
Den Uebermuth der Aemter und den Kummer,
Den Unwerth *schweigendem Verdienst* erweist!

3.

Eine derjenigen Schöpfungen des Königs, in denen man unbehindert von irgend einer drückenden Nebenempfindung athmet, bleibt das *Neue Museum*. Der Fremde wird es bei jedem Besuche wiederzusehen sich beeilen, er wird sich der Fortschritte freuen, die inzwischen die Vollendung des Ganzen gemacht hat, er wird sich in diesen Räumen aller lästigen

Beziehungen auf locale Absichten und Einbildungen erwehrt fühlen und im Zusammenhange wissen nur mit jenen allgemeinen deutschen Kunstbestrebungen, die uns die Schönheit und Pracht von München, die Ausschmückung des königlichen Schlosses in Dresden, die neuen Pläne für Weimar und Eisenach, unsere neuen Denkmäler, Kunstausstellungen, Kunstvereine und den Aufschwung unserer Akademieen geschaffen haben. Das Neue Museum liegt in einem versteckten, zur Stunde noch beengten, unfreundlichen Winkel der Stadt, aber es ist die traulichste Stätte der Begrüßung, das heiterste Stelldichein des Geschmacks und der prüfenden, immer mehr wachsenden Neugier der Einheimischen und der Fremden, die sogleich hieher eilen. Es entwickelt sich langsam, aber reich und gefällig. Es entwickelt sich unter Auffassungen, die uns wahlverwandt sind. Wir sind in Italien und in München vorbereitet auf das, was wir hier wiederfinden. Diese Räume hat mit den Eingebungen seines Genius vorzugsweise eine große, freie Künstlernatur zu beleben, ein Dichter mit dem Pinsel, ein Denker nach Voraussetzungen, die nicht aus dem märkischen Sande stammen. So stören uns denn auch hier kein beliebter byzantinischer Schwulst, keine russischen Pferdebändiger, oder Athleten oder Amazonen erfüllen uns mit lacedämonischen Vorstellungen, während wir an Athen denken wollen; selbst die hier in Berlin überall aushängende Devise: „Nach einem Schinkel'schen Entwurf", stört uns nicht. Man muß Schinkel einen erfindungsreichen und sinnigen Formendichter nennen, aber er schuf doch wahrlich zu viel auf dem Papier, er zeichnete zu viel Abends bei der Lampe; es waren geniale Studien und Ideen, die er ersann von Palastentwürfen an bis zu Verzierungen von Feilner'schen Oefen; aber es fehlte ihm doch wol eine gewisse Kraft, Reinheit und Einfachheit des Styls.

Es findet sich auch im Neuen Museum Manches, was so nicht sein sollte. Es hat eine ägyptische Abtheilung, die eine Spielerei geworden ist. Um ja den Charakter der alten Hieroglyphenzeit zu treffen, hat man die Wände mit Inschriften bedeckt, die Herr Lepsius erfand, hat man falsche Mumien unter die echten gemengt, Pyramideneingänge ge-

baut und ähnlchen Spaß getrieben, der eines Museums, das vor allen Dingen instructiv sein soll, nicht würdig ist. Man muß beim dritten der hier vorgeführten Symbole fragen: Ist dieser Gegenstand echt oder nachgeahmt? Schon die Malerei der Wände hätte müssen in einem Style gehalten sein, der dem aufgesammelten echten ägyptischen Vorrathe als Folie diente und nicht im mindesten die Aufmerksamkeit, die jenem gebührt, ablenkt und theilt. Es ist hier, wie wenn man Theaterdecorationen mit menschlichen Figuren bemalen wollte. Die Marmorsäle für die Plastik sind etwas gedrückt und beengt und kommen der traulichen Heiterkeit der unübertrefflichen Glyptothek in München nicht gleich. Aber das Treppenhaus söhnt mit Mißständen aus, von denen mancher ohnehin noch bei weiterer Befreiung des Gebäudes von seinen alten Nachbarschaften fallen wird. Bedauernswerth wird unter allen Umständen die Schwierigkeit bleiben, mit Bequemlichkeit die Hauptzierde des Treppenhauses zu genießen, die Kaulbach'schen Wandgemälde. Früher auf den Gerüsten war es leicht, die wachsende Arbeit aufzunehmen, jetzt aber hat das Auge gewaltige Distanzen zu überwinden und, was noch schlimmer ist, durch die Perspective rücken die großen Gemälde zu nahe aneinander. Die drei fertigen Hauptstücke der einen Wand scheiden sich zu wenig. „Die Blüthe Griechenlands", das dritte, seither enthüllte Bild, leidet unter den dunkeln Tönen seiner beiden unruhigen Nachbarn. Die Völkerscheidung und die Zerstörung Jerusalems haben außerdem zu viel von ihrem Farbencharakter an die Griechenzeit abgegeben, die mit ihrem auf einem Kahne schwimmenden Sänger, ihren Schwänen und Wassernixen eher etwas Nordisches, an die Seejungfern, an die Rheinnixen und den Schwanenritter Erinnerndes hat. Wenn die große schlanke Gestalt mit der Leier Homer sein soll, so erinnert sie zu sehr an das übliche Modell der Kaulbach'schen Helden, an seine Christus, seinen Wittekind, an die Michel-Angelo-Gestalten, wie er sie liebt, Figuren, die zu lang und zu hager für den Sänger der „Iliade" sind, der nichts von dem Reckenhaften des nordischen Wuchses gehabt haben kann. Die neben ihm sitzende Sibylle ist für Griechenland vollends fremdartig und Thetis

erscheint in solcher Umgebung mehr wie die Helena aus dem zweiten Theile des „Faust". Das ganze Bild ist etwas ungeordnet und einheitlos. Es erklärt sich nicht natürlich. Seine Vorgänge sind getheilt und die Gruppen haben, scheint es, nicht bequem Platz, so vortrefflich gedacht und nur bei Kaulbach's Natürlichkeit wiederzufinden z. B. die Art ist, wie sein Achilles, wenn er es sein soll, sich's im Sitzen bequem macht. Der Tanz um den Altar im Hintergrunde erinnert an ähnliche Kampfspiele und Balletkünste auf alten Bildern, Tapeten und Theatervorhängen und scheint uns mehr ein sinnloses Rasen um die oben dargestellte, wunderbar herrlich ausgeführte Göttergruppe auszudrücken als den entsprechenden reinen Cultus und am wenigsten das Wesen etwa der alten Waffenspiele und Ringkämpfe. Die Färbung des Bildes ist innerlich zu dämonisch und äußerlich zu dunkel. Es sollte seinem Gegenstande gemäß gegen seine beiden Nachbarn durch die lichtesten hellblauen, grünen, lichtgelben und rosa Farben abstechen und schon dadurch zugleich eine ganz andere Welt vergegenwärtigen als das Heiden- und Judenthum.

Weit mehr befriedigt wird man sich von den inzwischen aufgestellten Fortsetzungen der Cartons zu dem berühmten Fries finden. Diese Arabesken zur Geschichte sind hier ganz besonders beliebt und zufälligerweise auch in dem Geschmack, den die Berliner so gern haben. Da findet Jeder seine Erinnerungen aus „Becker's Weltgeschichte" wieder und zwar in Form eines „Witzes". Ich habe mich nie darüber freuen können, daß gewaltige Thatsachen der Geschichte hier von kleinen Kindern carikirt werden: eine Handlung, wie die des Mucius Scävola, war, wenn sie stattfand, zu ernst, als daß sie ein Knabe persifliren darf, der seine Hand in's Feuer steckt und vor Schmerz greint! Vieles kommt fast auf den Geist der „Jobsiade" oder der travestirten „Aeneïde" von Blumauer hinaus. Doch nur anstreifend berührt diese Sphäre der Humor des Malers. Er weiß sich immer wieder auf das reine Schönheitsgebiet zurückzuziehen, weiß immer wieder einzulenken aus der Caricatur in die Grazie und sinnige Idealität. Die jetzt fertigen Momente des Mittelalters enthalten ausgezeichnete Gedanken und die vollgültigsten Belege

von eben so viel Bildung im Wissen wie Freimuth in der Gesinnung des Künstlers. Es thut wohl, unendlich wohl, einen Künstler hier walten zu sehen, der sich losgerungen hat von den traditionellen Auffassungen unserer Künstlerwelt, von diesem nur akademischen Andeuten, diesem nichtssagenden und jede scharfe Sprache vermeidenden Allegorisiren. In diesem erfindungsreichen Kopfe nistet nichts Reactionäres, wie bei den meisten Künstlern, die ihn um seine Erfolge anfeinden und beneiden. Er wird die Würde der Tradition nicht opfern, er wird den Heiligenschein da nicht profaniren, wo dieser hingehört, er wird das Märchen, die Sage, die lyrische Empfindung ehren, aber er benutzt die Tradition nur als ein Hülfsmittel zum Aufbau der Zukunft. Gesättigt, gekräftigt vom Marke der alten Kunstzustände, führt er den Griffel des Zeichners mit einer seit Rubens nicht mehr dagewesenen Meisterschaft. Er führt ihn, um die vorurtheilsfreie Anschauung der Gegenwart geltend zu machen, die er nicht, wie Overbeck, Cornelius, Schnorr u. s. w., haßt, sondern an die er glaubt. Er kann sich irren, er kann in dem Streben nach Charakteristik über die Schönheitsgesetze hinausgehen, wie er denn in einem Theile seiner Münchener Fresken dies gewiß gethan hat, aber er schläft nicht mit unter dieser allgemeinen fürchterlichen Schlafmütze, die sich die neuere deutsche Kunst, als wenn es eine Elfenkrone wäre, über die Ohren gezogen hat. Man findet ihn auf der Seite des Lichts und der Vernunft und deshalb thut mir eigentlich leid, daß er in dem letzten Verlaufe seiner in den mittlern Partieen so trefflichen Arabesken das Zeitalter der modernen Wissenschaft wiederum zu carikirt auffaßte. Ein Kaulbach soll an Kant, an Herschel, an Volta und Wollaston nicht die Perrücken sehen, die sie zufällig trugen, er soll nicht verweilen an der komischen Unschönheit der galvanischen Batterieen, der Locomotiven oder auch nur des Tintenfasses und der nächtlichen Studirlampe; ein Kaulbach soll in allen diesen Apparaten nur die gewaltige Seele entdecken und diese Seele wie einen geflügelten Genius auch echter Schönheit darstellen, einen Genius von weltbezwingender Poesie, gegen den die Nymphen und Nixen des Baums und der Welle sich nur wie ohnmächtige und staubgeborne Sterb-

liche zu verhalten haben. Solchen Genien des Gedankens nur die grüne Brille der Pedanterei aufsetzen, ist schwach und ziemt allenfalls einem jungen Maler aus Düsseldorf oder München zweiter oder dritter Studienklasse. Für Kaulbach muß Kant, der die Kritik der reinen Vernunft schrieb, etwas mehr als nur Homunculusse hervorgebracht haben. Zur Symbolik der Kant'schen „Kritik der reinen Vernunft" gehört keine Retorte und kein Destillirkolben an einem aufgespaltenen Schädel angebracht, sondern ein flammendes Michaels-Schwert, bei dessen Streichen Throne beben und die Altäre zittern.

Wie dem auch sei, man muß den Künstler verehren. Man verläßt das Neue Museum mit Gefühlen des Dankes, daß seine Ausschmückung gerade an ihn gekommen ist. Man wünscht sich in die Lage, sich das kostbare Werk aneignen zu können, das hier der Hofbuchhändler Alexander Duncker herausgiebt, die im Stahlstich wiedergegebene ganze künstlerische Arbeit der Wände des Treppenhauses. Es wird dies ein Prachtwerk, wie nur England solche Unternehmungen aufzuweisen hat. Zwei Lieferungen, jede im Preise von etwa neun Thalern, sind schon erschienen und bringen die Anfänge des Frieses und die Zwischenbilder der Geschichte, des Solon, des Moses und die wunderbare, Kaulbach ganz eigenthümliche Gruppe der Sage, diese Nornengestalt mit den beiden, ihr das Grauenhafte und Unerhörte zuraunenden Raben, diese erhabene Versinnlichung von Juno's und Chriemhildens Rache, vom Schmerz der Niobe und dem letzten Gericht durch das Schwert des alten Hildebrand. Die Stiche werden von den ersten Künstlern, Jacoby, Eichens, Thäter, ausgeführt. Manches davon wird sich in der Zeichnung vielleicht noch gefälliger machen als in der Farbe.

Eine zweite große Schöpfung des Königs ist die Kuppeldachkapelle des Schlosses. Sie hat eine halbe Million gekostet und ist unstreitig eine Zierde des Schlosses nach dem ihm eigenthümlichen Geschmack, wenn auch eben keine Bereicherung der Kunst. Der Baumeister Schadow errichtete die gewaltige Wölbung auf einem Platze, der bisher im Schlosse unbeachtet gewesen war, verfallene Wasserwerke ent-

hielt, altes Gerümpel, freilich aber auch den vortrefflichen Schlüter'schen Basreliefs, die jetzt die Treppe zieren, als Aufbewahrungsort diente. Die Spannung des mehr ovalen als runden Bogens ist meisterhaft ausgeführt. Einen überraschenden Eindruck wird der Eintritt in diesen Tempel Jedem gewähren, der sich erst im Weißen Saale an den schönen Formen der Rauch'schen Victoria geweidet hat und zu ihm dann auf Stiegen emporsteigt, die mit lebenden Blumen geschmückt sind und mit Kronleuchtern, die nur etwas zu salonmäßig durch Milchglasglocken ihre Flammen dämpfen sollen. Man erwartet in der Kapelle weder diese Größe noch diese Pracht. Bei längerer Betrachtung schwindet der erste Eindruck. Das steinerne, mit Marmor und Bildern auf Goldgrund überladene Gebäude wird dem Auge kälter und kälter. Der Altar, wenn auch mit einem aus den kostbarsten Edelsteinen zusammengesetzten Kreuze geziert, die Kanzel, der Fußboden, alles erscheint dann plötzlich so nur für die Schwüle der südlichen Luft berechnet, daß man sich das lebendige Wort Gottes hier weder recht innerlich vorgetragen noch recht innerlich empfangen denken kann. Das Auge ist zerstreut durch das Spiel aller hier zur Verzierung der Wände aufgebrachten Marmorarten. Da giebt es keine Farbe, keine Zeichnung des kostbaren Bausteins, von der nicht eine Platte sich hier vorfände wie in einer mineralogischen Sammlung. Zu dieser durch die Steine hervorgerufenen Unruhe gesellt sich die Ungleichartigkeit der Bilder. Sie scheinen alle nach dem Gedanken zusammengestellt, die Förderer der Religion und des Christenthums zu feiern. Aber auch dies ist ein Galerie- oder Museumsgedanke, kein Kirchengedanke. Huß, Luther, die Kurfürsten von Brandenburg stehen vis-à-vis den Patriarchen und Evangelisten. Da muß es an der einigen Stimmung fehlen und die Andacht hebt sich nicht auf reinen Schwingen, man kann in einem solchen Salon nur einen conventionellen Gottesdienst halten. Ach, und dieser Fanatismus für das conventionell Religiöse sitzt ja wie Mehlthau auf all' unsern Geistesblüthen! Man denkt nicht mehr, man prüft nicht mehr, man übt Religion nur um der Religion willen. Man ehrt sie um ihre Ehrwürdigkeit, man ehrt sie wie man Eltern ehrt,

deren graues Haar unsere Kritik über die Schwächen, die sie besitzen, entwaffnen soll. Das ist der Standpunkt der Salon-Religion. Man will nicht prüfen, man will nicht forschen, man umrahmt mit Gold und Edelstein die Tradition, die man auf sich beruhen läßt. Man schlägt sein rauschendes Seidenkleid in künstlerische Falten, wenn man im Gebetstuhl niederkniet; man schlägt sein goldenes Gebetbuch auf, liest halb gedankenlos, was alte Zeiten dachten, denkt vielleicht mit Rührung dieser Zeiten, wo der Glaube von so vielem Blute mußte besiegelt werden, gesteht wol auch seine eigenen sündigen Einfälle und Neigungen ein, giebt sich den Klängen einer vom Chor einfallenden Musik mit einigen quillenden Thränen der Nervenschwäche und Rührung hin und verläßt die Stätte der Andacht mit dem Gefühl, doch dem Alten Rechnung getragen, doch eine Demonstration gegeben zu haben gegen die anstößige und in allen Stücken gefährliche neue Welt! Das ist die Religionsmode des Tages. Für diese Richtung eines vornehmen Dilettirens auf Religion kann man sich keinen zweckentsprechenderen Tempel denken als die neue Berliner Schloßkapelle. Sie erleichtert vollkommen die manchmal auch wol etwas lästig werdenden Rücksichten einer solchen Art von Pietät.

Weit entlegen vom Geräusch der Stadt und nur leider in einer zu kahlen, baumlosen Gegend liegt Bethanien, die seit einigen Jahren errichtete Diakonissenanstalt. Man fährt an einer neuen, im Bau begriffenen katholischen Kirche vorüber und bewundert die großartige Anlage dieses vielbesprochenen Krankenhauses, das sich bekanntlich hoher Protection zu erfreuen hat. Dennoch soll die Stiftung eine städtische sein und ab und zu wird man von Bitten in den Zeitungen überrascht, die Bethanien zu unterstützen auffordern, Bitten, die wiederum dies Institut fast wie ein privates hinstellen. Zweihundert Kranke ist die gewöhnliche Zahl, für welche die nöthigen Einrichtungen vorhanden sind. Dem fast zu luxuriös gespendeten Raume nach könnten noch einmal soviel untergebracht werden. Man hat hier ein Vorhaus, eine Kirche, einen Speisesaal, Wohnungen der Diakonissen und Corridore von einer Ausdehnung, die fast den Glauben er-

weckt, als wäre die nächste Bestimmung der Anstalt die, eine Art Pensionat oder Stift oder Kloster zu sein, das sich nebenbei mit Krankenpflege beschäftigt. Ohne Zweifel ist auch die Anlage des Unternehmens auf eine ähnliche Voraussetzung begründet. Bethanien soll eine Demonstration der werkthätigen christlichen Liebe sein; die Kranken, mag auch für sie noch so vortrefflich gesorgt werden, nehmen gewissermaßen die zweite Stelle ein.

Die Oberin der Diakonissen ist ein Fräulein von Rantzau. Unter ihr stehen etwa zwanzig „ordinirte" Diakonissen und eine vielleicht gleiche Anzahl von Schwestern, die erst in der Vorbereitung sind. Einige der ordinirten sind auf Reisen begriffen, um auswärts ähnliche Anstalten begründen zu helfen. Die Tracht der größtentheils jungen und dem gebildeten Stande angehörenden Damen ist blau, mit einem Häubchen und einer weißen, über die Schulter gehenden Schürze. Wie gründliche Vorkenntnisse hier vorausgesetzt werden, ersah ich in der Apotheke, die von zwei Diakonissen allein bedient wird. Auch ein Lehrzimmer findet sich zu theoretischen Anleitungen. Die groben Arbeiten verrichten gemiethete Mägde, die im Souterrain an den entsprechenden sehr praktisch eingerichteten Waschhaus- und Küchenvorrichtungen beschäftigt sind. Auch Männer fehlen nicht. Die Diakonissen sind überhaupt mehr bei den weiblichen Kranken beschäftigt und müssen die schwerere Dienstleistung, die besonders im Heben und Umbetten der Kranken besteht, dem stärkern Geschlecht überlassen. Man bekommt auch hierdurch wieder die Vorstellung von einem gewissen Luxus, der im Charakter der ganzen Anstalt zu liegen scheint. Man kann den damit verbundenen Tendenzbeigeschmack nicht gut offen bekämpfen, da unfehlbar ein zwangloses Behagen in der Nähe von Kranken und Sterbenden die ganze Stimmung unsers Herzens für sich hat. Die Sauberkeit der Erhaltung, die reine Luft, das Gefühl von Comfort und Eleganz kommt auch den Kranken zu Gute.

Einen Freund der Diakonissenanstalten fragte ich: Aus welchem Geiste erklären diese Frauen und Mädchen sich bereit, den Leidenden mit ihrer Pflege beizustehen? Er er-

widerte: Um der Liebe Gottes willen. Unstreitig bedarf der Mensch, um sich zu seltenen Thaten anzuspornen, des Hinblicks auf einen höhern sittlichen Zweck. Dennoch hätt' ich lieber gehört: Diese Institution wäre von der Menschenliebe hervorgerufen. Ich glaube, der Ton würde inniger, die Haltung weniger kaltvornehm sein. Ein Zusammenhalt bei gemeinschaftlichem Wirken ist nöthig, eine gleiche Stimmung muß Alle verbinden. Ob aber dazu eine Kirche, ob Gesang und Gebet beim Essen, ob das Herrnhuter, in „Gnadau" gedruckte Liederbuch, das ich auf dem Piano aufgeschlagen fand, dazu gehört, möchte ich bezweifeln. Ein Anderes ist der katholische Cultus von Barmherzigen Schwestern, die sich für Lebenszeit diesem Berufe hingeben und von der Welt für immer getrennt haben; ein Anderes diese vorübergehende Wirksamkeit einer Diakonissin, die nach vorhergegangener rechtzeitiger Anzeige ihren Beruf wieder aufgeben und immer noch eine Frau Professorin oder Assessorin werden kann. Für einen solchen Beruf reicht Herzensgüte, Menschenliebe und eine, durch äußere Umstände hervorgerufene Neigung, einen so schwierigen Platz anzutreten, vollkommen aus. Und sollte denn wirklich im 19. Jahrhundert die Bildung der Gesellschaft, die Humanität der Gesinnung, die Liebe zum Gemeinwohl, die Sorge für die gemeinschaftlichen Glieder Einer Stadt, Eines Staats und Einer Nation noch nicht so weit als werkthätiges Princip durchgedrungen sein, daß man, um hier dreißig Frauen in einem Geiste der Hingebung und Liebe zu verbinden, nöthig hat, nach dem Gnadauer Herrnhuter Gesangbuche zu greifen?

Man wird ein jedes Krankenhaus mit Rührung verlassen. Auch in Bethanien sieht man des Wehmüthigen genug. Ich trat in ein Krankenzimmer von Kindern. Abgezehrte oder aufgedunsene kleine Gestalten lagen in ihren Bettchen und spielten auf einem vor ihnen aufgelegten Brett mit bleiernen Soldaten und hölzernen Häuserchen. Ein blasser Knabe, der an der Zehrung litt und vielleicht in einigen Wochen stirbt, reichte freundlich grüßend die Hand. Einen andern hatte ich gut auf den Sonnenschein, der lachend in die Fenster fiel, auf die Lerchen, die schon draußen wirbelten, auf ein

baldiges freies Tummeln im erwachenden Frühling vertrösten, der Kleine litt am Rückenmark und wird nie wieder gehen können. Ein Krankenhausbesuch ist eine Lehre, die nach „Satanella“ und Aladin's „Wunderlampe“ sehr nützlich sein kann. Aber Bethanien verläßt man doch mit dem Gefühl, daß hier, wie in unserer Zeit überhaupt, noch mehr Menschen krank sind, als die da offen eingestehen, des Arztes bedürftig zu sein.

VII.

Eine Besteigung des Vesuv.

1858.

Wenn man die Schneekoppe oder den Vater Brocken besteigt, dessen langweilige, ewig graue Nebel-Schlafkappe etwa in gleiche Höhe (3500 Fuß) mit der rothen phrygischen Mütze des Vesuv gerückt ist, so vertheilt sich Anstrengung und Genuß auf eine Menge von Zwischenstationen. Denn jene ehrwürdigen vaterländischen Gipfel beschließen eine zusammenhängende Kette von Bergen. Auch geben sie kein Bild, wie sich etwa die Erde von einem Luftballon aus gesehen darbietet. Ihre Aussichten führen allerdings auch auf die Ebene, aber erst in allerweitester Ferne auf diese zurück.

Dagegen erhebt sich der Vesuv ganz unmittelbar über dem Meeresspiegel und steht mit seiner Höhe, die etwa einer zehnmaligen unserer höchsten Kirchthurmspitzen gleichkommt, so isolirt, daß sich die meisten Reisenden von einer Besteigung dieser gewaltigen Höhe abgeschreckt fühlen. Mancher hat wochenlang in Sorrent Orangen gegessen und abgewartet, bis die Trauben vollkommen süß sind (seltsam, nicht viel früher als bei uns), und begnügte sich, den vulkanischen Riesen nur aus der Ferne mit der ihm aus der „Stummen von Portici“ erinnerlichen Decoration verglichen zu haben.

Als ich Rom verlassen wollte, machte ich die Bekanntschaft eines jungen Mannes, in dessen Begleitung ich später den Vesuv bestieg. Wir trafen uns als Reisepassagiere von Rom nach Neapel im Vorder-Coupé der Mallepost, welchen Sitz ich in jener verklungenen Postillonshornzeit, wo man zwar langsamer, aber mit mehr Poesie und Gewinn an Thatsachen reiste, bei jeder Fahrt zu erobern suchte. Der junge Mann war ein Italiener, sprach jedoch vortrefflich deutsch. Er hatte seine Bildung in Wien empfangen, das er leidenschaftlich liebte. Er schwärmte für Deutschland. In Italien, zumal in Rom, wo mein Reisegefährte geboren, erschienen ihm Leben und Menschen geradezu verächtlich. Sein Oheim war Jahre hindurch in Wien der römische Nuntius gewesen. Wenn der Neffe unter Anderm auch über die italienische Langeweile klagte, so hatte er vollkommen Recht; denn unsere kleinen deutschen Residenzstädtchen bieten mehr laufende Unterhaltung an Musik, Theater, Geselligkeit, als selbst Florenz und Neapel.

Mein Begleiter hatte außerdem noch gut für Oesterreich schwärmen, denn die Wiener Diplomatie bezahlte ihm seine Reisekosten nach Neapel hin und zurück. Schon eine Weile vor den Pontinischen Sümpfen und vor einem Diner in Terracina, wo wir zufällig den Maler der „Pontinischen Sümpfe" und der Büffel, die den Schlamm derselben, richtiger das etwas trübe Wasser dieser Kanäle und der in eine einzige Strömung gebrachten Rinnsale in steter Bewegung erhalten, Rudolf Lehmann, zum Tischgenossen hatten, erhielt ich das Geständniß, daß in einer Ledertasche, die mein Begleiter vorn, dicht auf seinem noch knurrenden Magen trug, eine Depesche des florentinischen österreichischen Gesandten an den österreichischen Gesandten in Neapel enthalten war. Es handelte sich damals um den Abschluß jener Verträge Oesterreichs mit den italienischen Höfen, die am nächsten Neujahrstage 1859 das verhängnißvolle Wort der Tuilerieen: „Ich bin mit Ihrem Monarchen nicht zufrieden!" zur Folge haben sollten.

Diese Tasche des Couriers in außerordentlichen Diensten, sozusagen eines diplomatischen „Vertrauten", spielte mit dem

„Si, si, miracolo, che cosa ha dentro!“ („Ja, ja, merkwürdig, was drinnen stecken mag!“), wie der Träger der Tasche selbst mit feinem Lächeln eingestanden hatte, von Rom bis Neapel eine eigenthümlich exceptionelle Rolle. Der vorgezeigte Paß meines Begleiters befreite dieselbe sofort an allen den Haltepunkten, wo wir andern Menschenkinder mit Untersuchungunserer Bagage und der Nothwendigkeit, an die officiellen Krethi und Plethi unsere klingenden Scudi und Ducati zahlen zu müssen, geplagt wurden, von jeder Belästigung. In Gaëta, dem später um seine heldenmüthige Vertheidigung gegen die Franko-Sarden so gefeierten Meeresbollwerk, in manchem andern düstern, vom zweifelhaften Licht des Mondes und der Sterne beschienenen Hafencastell, wo einst die Sarazenen ihre nächtlichen Besuche gemacht haben mochten, um Christensklaven auf ihre Feluken zu entführen, die inzwischen im Dunkel eines äußersten Felsenvorsprungs der höchst pittoresk zerrissenen Küste kauerten, zuletzt noch vor den Thoren Neapels selbst waren wir der systematisch organisirten Plünderung unserer Reisekasse, unter dem Vorgeben von so und so tarifirten Gebühren und Loskaufsgeldern vom Muß des Kofferöffnens, ausgesetzt. An der Porta di Caserta, bei der endlichen Ankunft in Neapel, wurde mir's dieser Plage endlich zu viel. Ich sollte eine Summe von nahezu zwei Thalern für die Unterlassung des Oeffnens zahlen. Der Beamte verlangte vor Zeugen, in aller Naivetät, wie gesetzlich normirt, diese Loskaufssumme von Erfüllung seiner Pflicht! In einem Gemisch von allen Sprachen Europas, die mir plötzlich wie durch ein Pfingstwunder zu Gebote standen, polterte ich meinen Zorn über Neapels verrottete Zustände aus, setzte mich auf den Boden der Dogana nieder, erklärte entschieden, meinen Koffer öffnen zu wollen, ihn jeder Untersuchung preiszugeben, doch die Schamlosigkeit eines Begehrens um Bezahlung für eine Schonung, die ich gar nicht verlangte, würde ich nicht unterstützen. König Bomba, der damals noch lebte, erhielt eine Kritik seines Regierungssystems, die mich leicht in sein Castell San Elmo statt in ein Hotel der Santa Lucia hätte führen können. Mit einem ungefähr wie „Sonderbarer Schwärmer!“ lautenden Bescheid erhielt ich den Wink, meinen

Koffer wieder zu schließen und mich meiner Wege zu trollen. Die zwei Thaler rettete ich hauptsächlich durch die Anwendung deutscher Kraftworte. Der Neapolitaner ängstigt sich vor allen unheimlichen Anzauberungen. Solche konnten möglicherweise auch, der Aberglaube dieser Leute ist groß, in meinen ihm unverständlichen Worten liegen. Oefters bin ich auf die Art in ähnlicher Lage mit plötzlichem ungehinderten Deutschreden in Italien zum erwünschten Ziele gekommen.

Die ersten Eindrücke der rauschenden Parthenope waren vorüber. Die Wohnung hatte ich einige Male gewisser Unbehaglichkeiten wegen mit allerlei verdrießlichen Opfern an Geld wechseln müssen. Der Toledo war einige Dutzendmal flanirend ausgemessen worden, das bourbonische Museum, und letzteres nicht allzuschnell, war durchwandert. Die noch ungelesenen, in Schränken aufbewahrten Papyrusrollen, die in Herculanum gefunden worden sind, verglich ich etwas befremdet mit dem Behagen der mit dem Entrollen und Entziffern derselben beauftragten drei jungen Custoden, die ganz à la Parisienne Cigarren rauchend und über Theater und Ballet ihre Witze machend diese Anstellung für eine perpetuirliche zu halten schienen; ihr Eifer, die Wißbegierde unserer Böckh und Mommsen zu befriedigen, schien vollständig unter Null zu stehen. Am Grabe Konradin's des Enthaupteten hatte ich die selbstverständlichen patriotischen Seufzer ausgestoßen — im Gesù nuovo hatte ich einen Jesuiten predigen hören, nicht von einer Kanzel herab, sondern von einem Tabernakel, auf welchem er im Dociren, Ermahnen, Bekämpfen der Ketzer, Schildern der Seligkeiten des Paradieses und der Schrecken des Fegefeuers auf und ab spazieren ging, wie ein Dulcamara vom Wochenmarkt. Ich hatte mir das Blut des heiligen Januarius zeigen lassen; es war eine schwarzgeronnene Masse in einem Fläschchen, deren Saison des Flüssigwerdens leider auf eine andere Kalenderzeit, den 3. Mai und den 19. September, fällt. Auch das San Carlino-Theater und die Rivalin der Ristori, Signora Sadowski, lagen bereits hinter mir. Mein diplomatischer „Vertrauter", der beim österreichischen Botschafter wohnte und stündlich im Ministerium auf die Resultate der Verhandlungen mit den ministeriellen Nachfolgern

der Del Carrettos für seine räthselhafte Tasche und sein schlaues: „Si, si, miracolo, che cosa ha dentro!“ wartete, verabredete mit mir einen Ausflug nach Pompeji und auf den Vesuv.

Hätten wir zwei Tage gewartet, so würden wir das unheimliche „Sicherheitsventil der Erde“, wie Humboldt die Vulkane genannt hat, vielleicht ohne Gefahr kaum haben besteigen können. Denn auch dieser großartige Eindruck wurde uns noch zu Theil, wenigstens von Neapel aus die volle Gluth eines Ausbruchs, einer gewaltigen Zornesregung des ungebändigten Riesen beobachten zu können, die drei Wochen lang von Nah und Fern die Reisenden herbeiführte und alle Gasthofspreise der Chiaja und Santa Lucia in die Höhe trieb. Aus dem untern Aschenkegel hatte sich ein Lavastrom ergossen, der für Portici eine ernstliche Gefahr zu werden drohte. Nächtlich sahen wir, und dann mit besonderer Wirkung, das Vorschreiten gleichsam einer Feuersbrunst, die sich am schön geschweiften Nacken des Berges entlang und dann herniederzog. Die Nacht gehört wesentlich zur Hebung des Eindrucks hinzu. Sie allein ist es, die das als Flamme erscheinen läßt, was nur das phosphorische Leuchten einer weichen, sich allmälig abkühlenden Steinmasse ist. Auch die Gluthen, die aus dem Krater des Vesuv geworfen zu werden scheinen, sind keine wirklichen Flammen, sondern nur der Widerschein eines innern Brandes im Schooß des Berges selbst, um welchen sich Jahrtausende hindurch die leichtblütigste Bevölkerung der Erde sorglosem Lebensgenuß hingiebt, singt und tanzt, lacht und schreit, als hätte es nie ein Herculanum und Pompeji gegeben.

Letzteres hatten wir nach einer köstlichen Fahrt am Ufer des Meeres hin mit aufmerksamem Staunen durchwandert. Der neuen Eisenbahn, die sich wie ein Gürtel durch die große Bai von Neapel bis fast vor Sorrent hinzieht, hatten wir uns nicht anvertrauen mögen. War es doch viel schöner, mit einem leichten Vetturin, wenn auch staubbedeckt und wie die Cactus und Aloës am Wege weißgeworden, erst Torre del Greco, dann Portici, dann Torre dell' Annunciata zu sehen, um hierauf nach Pompeji abzuschwenken, das etwas

tiefer in's Land hinein, vom Meere abwärts liegt. Unser Kutscher wurde uns eine lohnendere Volksstudie und ein besserer Cicerone, als ein Eisenbahnschaffner, wenn freilich auch jener über den Vesuv, wie der „Vertraute" über die diplomatische Tasche, nichts weiter zu sagen wußte, als: „Si, si, miracolo, che cosa ha dentro!"

Wir kamen Anfangs durch Schaaren von Galeerensklaven, die unsere Landsleute, die buntaufgeputzten Schweizer, bewachten. Wie mancher politische Märtyrer mochte darunter gewesen sein, Freunde der damals noch gefangen gehaltenen Poërio und Settembrini! Die Gestalt Masaniello's verläßt uns nirgends in Neapel. In Portici schien sie uns die Barcarole: „Leise, ihr Schiffer, habt Acht —!" im Angesicht des königlichen Schlosses und Parks zu singen. Noch waren Mazzini und Garibaldi proscribirt, aber man konnte an die Rolle glauben, die ihnen Italiens Genius, wie vor zehn Jahren in Rom, so noch einmal wieder, und diesmal hier, zutheilen konnte, besonders wenn man erfuhr, daß die Gebildeten in Neapel, die Gelehrten, viele Grundbesitzer und Adelige allen anderen Italienern voran sind in Schätzung des Lernens und Wissens. Deutsche Literatur, Rechtswissenschaft und Philosophie werden in Italien nirgends so gewürdigt wie in Neapel. Die Buchhandlung von Detken am Schloßplatz hat eine reiche Anzahl von Hegel's Werken abgesetzt. Freilich störten in solchen Träumen die auf dem ganzen, einige Stunden dauernden Wege angetroffenen kirchlichen Schaustellungen, die bunten Marienpuppen — anders kann man diese Bilder nicht nennen — die Gerüste zu Illuminationen, Triumphpforten für die zu erwartenden Processionen. Es war ein Marientag. Man hatte da kein Bild eines Volks, das sich erhebt, um mit kräftiger Hand die wahren Quellen seines geistigen und politischen Elends abzugraben und sie für immer zu verschütten.

Mein Courier im außerordentlichen Dienst billigte vollkommen den Vorschlag, uns zur Besichtigung Pompejis, zum Durchwandeln der „Gräberstraße", erst in einem zwischen Torre Annunciata und der verschütteten Stadt neu angelegten ele-

ganten Restaurant zu erfrischen. Vom Orvieto, mit welchem ich bereits in Rom, namentlich in Tivoli, nicht weit vom Vestatempel und den Grotten der Sibylle, eine engere, auf Hochachtung gegründete Freundschaft geschlossen hatte, wurde fast zu viel genossen. Das Blut kam in eine Wallung, die der Besteigung des Vesuv nicht günstig wurde, zumal da unmittelbar darauf auch die Versuche einer Bekanntschaft mit den hierörtlichen Lacrymä Christi hinzukommen sollten. Doch um so entschlossener trat der Fuß auf die so merkwürdige Auferstehungsstätte, die ein Städtchen zu Tage gebracht hat und noch bringt, das wie aus der Nachmittagslaune eines römischen Rothschild entsprungen zu sein scheint. Muß man sich ohnehin gewöhnen, für Italien die Dimensionsmaßstäbe zurückzulassen, die wir für Paläste, Prospecte und Avenüen aus Petersburg, Berlin und Paris mitbringen, müssen wir uns gefaßt machen, auf dem berühmten Rathhausplatz von Florenz mit seinen Statüen und seiner Loggia dei Lanzi, Alles, was man dort sucht und findet, nur wie das Ameublement eines mäßigen Wohnhauses zu betrachten, in Rom nichts gewaltig zu nennen, als die Trümmer des Coliseums und das Innere der Peterskirche (das Pantheon ist ein schmutziger, nur ein wenig größerer Backofen), so erscheint uns Pompeji, und sollte man es auch noch ganz in seiner ehemaligen Ausdehnung zu Tage fördern, eher wie ein etwas größeres Modell zu einer Stadt, als wie eine Stadt selbst. In den Hauptstraßen konnte kein Wagen dem andern ausbiegen. Das Amphitheater, das Forum sind wie für kleine geschlossene Gesellschaften bestimmt. Die Wohnungsräume sind von einer Enge, daß ein Nachbar die Athemzüge des andern hören konnte. Wo nur haben sich diese Menschen, die hier wahrscheinlich winterliche Villeggiatur hielten, getummelt und mit kräftigem Flügelschlage ausgelebt —! Dazu die mathematische Regelmäßigkeit. Ein Haus wie das andere. Es ist, als hätte solche Städte ein Baumeister auf Accord geliefert. Die Ausschmückung, die Malerei der Wände, der musivische Fußboden, alles ist wie aus einer und derselben Fabrik hervorgegangen. Das einzige Haus des Diomedes macht von dem kasernenartigen, allerdings höchst an=

muthigen, farbenfrischen und graziösen Charakter der ganzen Stadt eine Ausnahme. Die Fresken an den Wänden, meistentheils so erhalten, als hätten eben erst die Künstler den schützenden Vorbau, hinter dem sie arbeiteten, abbrechen lassen, sind nach Erfindung und Ausführung von einem Reiz, der uns fast in den Zeiten zu beirren scheint. Denn man glaubt die Richtung des Geschmacks, die uns vor fünfzig Jahren diese Wandgemälde wie zur Sättigung unseres innigsten Verlangens nach Schönheit und bedeutungsvollet Symbolik damals zuerst hat nachahmen lassen, bereits mit all' den einschlagenden und mitconcurrirenden Stimmungen unseres Jahrhunderts im Bereich der Theorie von Kunst im Allgemeinen und von Poesie und Lebenshumor im Besondern so vom Alterthum ausgesprochen, so schon wie gegenwärtig den Gemüthern eingeprägt zu sehen. Und doch ist unser Genuß an diesen tanzenden Gestalten, an diesen Blumengewinden, diesen Schmetterlingen und Vögeln ein Ergebniß moderner Sentimentalität, während jene alte Zeit lachend selbst das Elegische empfunden zu haben scheint, so naiv, ursprünglich und lebenstreu treten uns diese Bilder entgegen, die dabei zugleich nie, wie bei unseren mittelalterlichen Bildern, durch die sinnige Absicht, die ihnen zu Grunde liegt, mit dem Mangel an correcter Ausführung versöhnen müssen. Denn die letztere läßt nichts zu wünschen übrig. Was kann nicht da noch Alles Herrliches zu Tage treten! Die mit der unausgesetzten Fortführung der Arbeit des Aufdeckens der Verschüttungen beschäftigte auffallend geringe Zahl von Kräften wurde uns dadurch erklärt, daß man behauptete, die Beaufsichtigung müßte jedem Glassplitter gelten, den sich die Arbeiter nur zu gern aneignen und ihn an Hehler und Unterhändler als pompejanische Ausbeute verkaufen. Soldaten bewachen die Arbeiter, Offiziere wieder die Soldaten und die Offiziere wieder civile Instanzen. Es wird hier gearbeitet, wie man bei Giesecke und Devrient in Leipzig Papiergeld druckt.

Mit dem Zusammenwohnen in den Städten nahm es die alte Zeit, auch die mittlere, gar gemüthlich und genau. Auch in den Städten des Mittelalters konnte ein Nachbar über die Straße hinweg dem Nachbar aus dem Fenster zum Morgengruß die Hand

bieten. Darin muß ein Culturmoment gelegen haben. Einer schliff sich ganz reell am Andern ab. Die Nothwendigkeit, sich nicht zu oft auf die Hühneraugen zu treten, erschuf respectable Umgangssitten. Talente und Charaktere wurden leichter erkannt. Kein Wunder, daß in Rom jedermann wußte, daß Herr Cajus niemand Anders sein konnte, als Julius Cäsar, und in Augsburg „Herr Antoni" niemand Anders als Anton Fugger. Die Menschen wuchsen mit einander auf, Einer rankte sich am Andern empor. Wir legen jetzt unsere Städte nicht mehr mit beengenden Zwingmauern, mit Wällen und des Nachts zeitig geschlossenen Thoren an, wir sondern schon sogar jedes Haus ab und suchen es, wenn das Glück gut geht, noch mit einem Garten zu umgeben. Kaum, daß sich Nachbarn, wenn sie zu einander ziehen, als Anstandsregel einen Begrüßungsbesuch vorschreiben. Für die Kunst hat jenes enge Zusammenwohnen gewiß großen Gewinn gebracht. Das Lustspiel z. B. machte sich unter einer Gesellschaft, die so eng zusammenwohnte, wie in Pompeji, fast von selbst.

Zwei Rosse waren uns von Torre dell' Annunciata aus nachgeführt worden. Als wir den Schlußstein Pompejis, welchen, wie bei allen Städten Italiens, die Arena bildet, gesehen hatten (auch an dieser Stätte einer verweichlichten Bildung gefielen sich die Menschen darin, von einem gesicherten Amphitheaterplatz aus an den Kämpfen der Menschen und Thiere die Schauer des Gräßlichen, das da Andere, nicht sie selbst traf, zu erproben —!), wandten wir uns westwärts dem mit einem weißen Wölkchen wie mit einer Negligéhaube bekränzten Feuerberge zu. Daß jedem Gaul noch ein Führer und als Dritter im Bunde noch ein eigentlicher Guide zugesellt wurde, hatte sich als das Ergebniß jahrtausendjähriger Satzungen herausgestellt. Der Guide war weder in der Geschichte noch in der Geologie heimisch. Auch seine Weisheit über den Vesuv gipfelte in dem: „Si, si, miracolo, che cosa ha dentro."

Die Kosten eines Ausflugs auf den Vesuv sollten sich aber noch steigern, obschon uns der Weg, den wir nahmen, nicht an der Hütte des vielgeschilderten, jetzt von den Fortschritten — nicht der Aufklärung, sondern der Hotelcultur

weggefegten „Eremiten“, nicht am „Observatorio“ vorüberführte. Nach einem Ritt, der nur eine Stunde gewährt haben mochte, weil wir nach dem Gesetz der Contraste aus der Stadt des Todes mit doppelt frischem Lebensmuth auf und davon sprengten, gelangten wir an den Beginn der steilen Erhebung des Berges, die ein berittenes Weiterklimmen verbietet. Wir hatten einige unansehnliche Dörfer, einige einzeln gelegene Hütten, die Anpflanzungen der „Lacrymä Christi“ zurückgelegt und in Betreff letzterer gefunden, daß die diese etwas frivol angewandte Gethsemaneh-Erinnerung erzeugenden Rebengärten eine große Ausdehnung, aber eine solche auch die einzelnen Stöcke selbst haben. Diese machen sich's so bequem und lagern sich in so breiter Raumverschwendung über die Gegend, daß sie hier dem Berge nur ein mäßig grünes Kleid geben. Dort ein Stock, hier einer. Dazwischen mehren sich schon die erratischen Felsblöcke, die zerbröckelten Lavaschichten. Noch kommt ein letzter Feigenbaum, noch ein letzter Oleanderbusch, jetzt nur noch Ginster und Dornen, und allmälig heißt es: „Gegend zwischen Schierke und Elend“, wie im Faust. Das Auge aufzuschlagen und hinunter zu sehen, hatten wir uns verboten. Wir wollten wie mit verbundenen Augen auf die Höhe reiten und erst dann die Binde ablegen, wenn uns der vorauszusetzende, schönste Anblick der Erde lohnte. Für unser theures Geld! Das konnten wir wohl hinzufügen. Denn da, wo die steilere Erhöhung mit der sanfter aufsteigenden einen verhängnißvollen, stumpfen, beinahe rechten Winkel bildet, bestürmte uns erst recht ein Haufe der eigentlichen Vesuvianer, die den arglosen Fremdling an den Krater geleiten, die Rosse inzwischen in einen Bretterschuppen stellen, den mitgebrachten Begleitern, und wäre selbst der berühmte Guide Cozzolini von Resina darunter, zumuthen, in dem „Atrio“ zu bleiben, und sich nunmehr der ihnen gehörigen Opfer allein bemächtigen. Wir waren zu zwei; für Jeden zwei Lootsen auf dem Meer von Asche, das wir zu durchsteuern hatten, das konnte nach den uns gemachten Schilderungen der Mühsale, die damit verbunden wären, nicht zu viel erscheinen. Stricke, um uns in's Schlepptau zu nehmen und nöthigenfalls auf

die fast senkrecht zu werden drohende höchste Spitze hinaufzuziehen, wurden reichlich mitgenommen.

Der erste Marsch über Steine aller Art, an welchen geologische Studien zu machen vorläufig die Lust gebrach, ging noch leidlich von statten. In diesem Augenblick der höchsten Anstrengung war ich auf's lebhafteste versichert, daß Leopold von Buch, Gay Lüssac und Alexander von Humboldt in jedem Punkt Recht gehabt haben, den sie über diese unterirdische Küche des Vulcan, die eigentlichen Zwecke der zuweilen bis zu Erdbeben die Hämmer rührenden Cyclopen aufstellten. Ich ließ ihnen ohne Widerrede die ganze Tertiärperiode und das Hinzutreten von Wasser zu den geheimen Vorgängen in diesem Theil der Erde als Ursache des Feuers, war weder Vulkanist noch Neptunist, sondern suchte nur möglichst rasch emporzukommen. Der Orvieto vom Albergo an der Gräberstraße zu Pompeji und einige weitere Ergänzungen noch unterwegs mit „Christusthränen" hatten mich nicht in die richtige Disposition zum Ersteigen des Vesuv gebracht. Die Flügel der Phantasie waren zwar dadurch um einige Schuh verlängert worden und die Stimmung gipfelte bereits im Voraus bis auf die Höhe von 3500 Fuß über die Erfahrungen des Lebens und besonders des Lebens in Italien, Wirthshausrechnungen, Trinkgelder, unablässigen Bettel; ja ich sah im Geiste Plinius mit seinem Vater von einem Kahn aus das großartigste Feuerwerk, das je auf Erden abgebrannt worden ist, wie die Leistung eines kühnen Pyrotechnikers, eines Wiener „Stuwer", bewundern und begriff beinahe, warum Tiberius, dieser edle Charakter, den damals Adolph Stahr noch von dem jahrtausendjährigen Verkanntsein nicht „gerettet" hatte, gerade die Insel Capri zu seinem Aufenthalt wählte, die von dem tückischsten aller Verschwörer, dem Vesuv, eine sichere Eruptionsweite bot; sogar die Elementargeister unter mir sah ich, die grollenden und ungebändigten, in menschliche Gestalten verkörperten, wie sie etwa im zweiten Theil des Goethe'schen Faust hätten auftreten können und bei einer würdigen Mise-en-scène auf der Bühne in schwefelgelben Tricots, zinnoberrothen Gesichtsmasken und krystallinisch-kandirten Mänteln, etwa wie die

Kurgäste in Nauheim, wenn sie von den Gradierhäusern und Inhalationssälen kommen, würden haben erscheinen müssen — und selbst das theure Vaterland, seine Hans Heilings und seine Spielhöllen, traten mir mit dem Schlund des Vesuv in Verbindung. Ich sah, wie Nauheim auf Befehl von hier aus plötzlich seinen besten Strudel vor einigen Jahren verlieren und später ihn wiedergewinnen konnte. Aber bei alledem galt es klimmen und klimmen und die Thatsache feststellen, daß alle Reisebeschreibungen unklare Vorstellungen über den Vesuv verbreiten. Denn wo sagt wol eine, und ich empfehle diese Stelle einem künftigen italienischen Berlepsch: „Der Vesuv hat die Gestalt eines Trichters, dessen Spitze — verstehen wir uns recht — dessen, um uns küchentechnisch auszudrücken, Dille, also der Schnabel, der in eine Flasche gesteckt wird, in die wir eine Flüssigkeit gießen wollen, eine beinahe senkrecht aufsteigende Erhebung von einigen hundert Fuß ist, bestehend aus nichts, als zermürbter Lava und Asche. Bei jedem Schritt vorwärts versinkt man bis über die Knöchel in diesem schwarzen Schutt und gleitet, da sich nirgends ein Halt bietet, jeden Schritt, den man vorwärts gethan, um mehr als die Hälfte wieder zurück.“ Ich fühlte, daß sich mir jene Netze, worin bekanntlich unsere Athmungswerkzeuge hängen, bedenklich zu erweitern anfingen, und in der That mußte ich mich etwa ein Dutzendmal in die Asche werfen, um nicht die sofortige Schlußkrisis des sich an diesem Tag bei mir in bester Form ausbildenden „Lungenemphysems“ zum Ausbruch kommen zu lassen. Die Stricke und das Nachstoßen der Führer halfen wenig. Der Italiener ist so wenig für einen an Andere zu gewährenden Schutz und Beistand talentirt, daß man lieber leidet und duldet, als des Italieners schwächliche und sich um Alles selbst nicht exponirende und immer wieder den Preis steigernde Hülfe in Anspruch nimmt. Es stellte sich auch bald heraus. Diese Beistände schleppten sich noch selbst mit sechs Flaschen Wein, die sie uns und sich selbst als erste Rate ihrer buona manchia, ihres Trinkgeldes, oben am Krater octroyirten.

Der „Vertraute“ der österreichischen Diplomatie war etwas früher am Rande der Trichterspitze, die man Somma

nennt, angekommen, als ich. Ich stellte dem gemachten Jubel der vier Vesuvianer oder höllischen Cyclopenhandlanger, dem tollen Tanzen derselben, dem Schreien, Singen und Hervorziehen der sechs Botiglien, die sie als eine verdiente Belohnung für sich selbst und eine nothwendige Stärkung für uns wie Siegestrophäen über ihren Häuptern schwangen (die später verlangten Preise dafür stellten sich beinahe à Botiglia gleich Hochheimer Dombechant heraus), vorläufig eine stumme Resignation entgegen. Ich fühlte, daß der Boden, den unser in den Schäften mit Asche überfülltes Schuhwerk betrat, heiß war; dennoch warf ich mich der Länge nach nieder und suchte erst die Dauer der Athemzüge mit der Ausdehnung meines Brustkastens in Harmonie zu bringen. Die dargereichten Becher mit rothem Traubenblut lehnte ich ohne Beschwerde für mein Wörterbuch einfach kopfschüttelnd ab. Mein Begleiter verschwendete ebenfalls keinen Protest gegen die nicht bedungene Stärkung. Er kannte seine Landsleute. Es galt jetzt nur, sich zu orientiren, wo man war. Es war die Höhe des Vesuv, die unmittelbare Nähe des unheimlichen Kraters, der eine lange und grausame Geschichte hat. Erst vor einem Jahr wurde Herr Delius, ein Reisender aus Bremen, von seinem Schlund in die Tiefe gerissen. Unsere Vesuvianer geberdeten sich bald als Stammesverwandte der Räuber in den Abruzzen. Was hätte sie hindern können, Vier gegen Zwei, auf dieser einsamen Höhe, wo ein Hülferuf im blauen Himmelsrund wie das Summen einer Fliege verhallte, die Fügungen eines „unglücklichen Zufalls" zu erleichtern —? Wenigstens würde ich niemandem rathen, den Vesuv mit solchen Führern, die nun außer ihrem bedungenen Honorar noch zu den sechs Flaschen Wein eine besondere baare Geldzulage begehrten, allein zu besteigen. Der Streit darüber erhob sich allerdings erst am Schluß des erhabensten Schauspiels von der Welt.

Ein längeres Stillstehen ergab, daß es den Fußsohlen anfing unerträglich heiß zu werden. Das Liegen auf dem Boden konnte ebenfalls nur auf kurze Zeit Bestand haben. Man bewegte sich also und sah, daß man sich gleichsam auf einer riesigen Schüssel befand, die sich in der Mitte vertiefte zu

einem Spalt, aus dessen Windungen in gleichmäßigen Intervallen ein schmauchender Zug wie etwa aus einer riesigen Studentenpfeife kam. Paff —! Paff —! Jeder Zug war von einem Auswurf von Schlacken begleitet, die glühend heiß waren und gerathen sein ließen, sich sein Haupt bedeckt zu erhalten. Das Paff —! Paff —! wurde etwa mit jener gelinden Vehemenz hervorgestoßen, wie sich eine Locomotive, die frisches Wasser genommen hat, in einer gewissen feierlichen Prüfung ihrer neugewonnenen Kraft allmälig wieder mit dem harrenden Train, die Nebengeleise ausmessend, vereinigt. Jeder Stoß schien ein Hinderniß wegräumen zu wollen und nur dadurch unschädlich zu werden, daß es hier oben eine Oeffnung gab. An ein Hinuntersehen in eine Tiefe war nicht zu denken. Denn theils fehlte für das Auge eine abzusehende Bahn — die Windungen und Vorschübe, die den Schlund verengen, beginnen sogleich an der Mündung — theils benahm der Schwefelgeruch der in bestimmten Intervallen heraufgeschleuderten Massen dem Nahestehenden so sehr den Athem, daß man zu ersticken fürchten mußte; von der Hitze des Bodens zu schweigen, die sich in nächster Kraternähe noch bedeutend steigerte. Das in dieser unheimlichen großen Schüssel servirte und sie ganz bedeckende Gericht waren unfehlbar riesige Maccaroni, zubereitet aus Schwefel und Pech. Die Färbung, das zuweilen in ein schönes Roth übergehende Gelb dieser zierlich ineinander gewundenen Schwefelwürstchen oder Pechnudeln war die allerfrischeste. Will man vom Inhalt der Schüssel lieber das Bild von Gedärmen brauchen, so hab' ich nichts dagegen. Die Rundgänge auf der heißen, gelbrothschwarzen Schüssel voll solcher riesigen Schwefelwürste haben etwas Unbequemes auch deshalb, weil nirgends der Boden recht fest und haltbar erscheint, vielmehr mit plötzlichen Spaltenöffnungen zu überraschen droht. Auf dem „Eismeer" bei Chamouny hat man eine ähnliche Empfindung der Unsicherheit, nur in Gletschertemperatur übersetzt.

Aber das Schönste wurde darum doch der Blick in die Welt hinaus! Schon stand die silberne Sichel des Mondes über uns, aber die Sonne war noch nicht untergegangen.

Aus einer zehnfachen Münsterthurmhöhe verfolgte das Auge Land und Meer, schweifte bis zu den gleich Nußschalen liegenden Inseln Capri und Ischia hinüber, bis zum Golf von Amalfi und weit hinaus über das Cap Miseno. Himmel und Wasser schienen in Eins zu verschwimmen. Die bunten Flaggen der Schiffe konnten für den Widerschein einiger Rosenwölkchen gelten, die sich in die blaue Aetherwelt wie Schmetterlinge verirrt hatten. Kein Vogel hält sich in dem Schwefeldunst des Vesuv auf, todtes Schweigen umgab uns ringsum und dennoch glaubte man die bunte Welt da unten, Neapel und die ganze so reichbevölkerte und bebaute Hufeisenküste des meilenlangen großen Golfs deutlich zu vernehmen, die Welle des Meeres bis herauf rauschen zu hören. Nun konnte immerhin auch Großgriechenland unter uns liegen oder die Zeit der Normannen oder die der Spanier, die hier geherrscht haben — alles das war eins. Die Kirche San Gennaro konnte ein Apollotempel, das Castell San Elmo ein alter Pelasgerbau sein. Was ist auf diesem Punkte der Erde, dem „aus dem Himmel gefallenen Stück Paradiese", nicht Alles geschehen —! Wie war es die Sehnsucht und der Mittelpunkt des Alterthums —! Schon des grauesten zur Zeit der Phönizier —! Die römische Welt concentrirte sich hier, sie lebte hier und in Bajä drüben und in Puteoli von ihren Zinsen, auch ging sie hier unter —! Der äußerste Norden sandte dorthin nach jenem Dämmerstreifen am Meere, nach Sicilien, seine tapfern Söhne — und Konradin blutete auf jenem Platz, wo jetzt ein Ausrufer an einer Circusbude schreien und zum Eintreten auffordern mag —! Ja, wie alles das da unten sein Menschenrecht übt, durcheinander wimmelt und jetzt doch so stille steht —! Hier oben hört man nichts, hier oben bewegt sich nichts. Selbst die Schnelligkeit auf der Eisenbahn, die dort soeben von Portici einen weißen Wolkenstreifen als den Vorreiter eines Trains erkennen läßt, diese erste süditalienische Probe eines von Gregor XVI. noch mit dem Anathem der Kirche belegten Vorwärts, scheint die einer Schnecke zu sein. Und in welch starrer Ruhe steht der Monte Somma hinter uns, über ihm der silberne Mond —! Zur Linken schließt der Monte Sant

Angelo, zur Rechten der Monte Gaudo das nächste Panorama, ohne es ganz zu begrenzen. Darüber hinaus ist Alles noch Berg und Thal, bewegte Welle und belebte Luft und — Gott und die Welt, unser Denken und Ahnen ist — hier fühlen wir es — eben so endlos, eben so ewig und unbegrenzt —!

Gerade die Erhabenheit des Anblicks, gerade die gewaltigen Schauer der Seele, die uns erschüttern müssen hier am Eingang sowol in die Urwerkstatt der äußern Schöpfung, die noch immer nicht beendet scheint, wie in jene Hallen des inneren Heiligthums der Gottheit, wo der Erfinder des Weltgedankens die Rolle, einen winzigen Stern, wie die Erde, zu schaffen, einem seiner untergeordneten Geister, einem Demiurgos, übertragen zu haben scheint, der in den göttlichen Urgedanken seine eigene Unkraft, Thorheit und Leidenschaft, Pech und Schwefel, mischte, während der erhabene Erste der Ersten auf seinem Thron sich selbst nur die Ueberwachung der Geistesgeschichte vorbehalten hat, die Geschichte der Liebe, der Harmonie, der Heranbildung der vernunftbegabten Wesen zu seinem eigenen Sein und Wesen — gerade während solcher Stimmung dann die kannibalische Natur des Menschen erproben zu sollen, wie wir mit unsern vier Vesuvianern, das konnte reizen, plötzlich aus einer halben Seraphswelt in diese irdische mit den Worten herauszufallen: Ihr Canaillen! Ihr Bestien! Ihr nichtswürdigen Halunken!

Das vierblättrige Kleeblatt verlangte seine Bezahlung hier oben am Rande des Kraters, wo ein Jahr zuvor Herr Delius aus Bremen verschwunden war. Sie behaupteten einen andern Weg einschlagen zu müssen und wollten hier abgelohnt sein. Natürlich kam es zu einem neuen Verlangen nach Zulage, ungerechnet der sechs Botiglien, die ebenfalls theuer genug angerechnet wurden. Aber mein Zorn trat wieder in jenes bereits beim Eintritt in Neapel erprobte Stadium. Während der „Vertraute" in seiner Muttersprache die Unbill solcher Forderungen auseinandersetzte, ergriff mich derselbe furor teutonicus, den vielleicht Neapels Bewohner schon zu den Zeiten des Spartacus kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Denn ohne Zweifel haben damals die

Sklaven, als sie ihre Ketten brachen, auch gesprochen, wie ihnen der Schnabel gewachsen war, und ohne Zweifel waren auch Söhne Thuiskons darunter. Ich sprach rundweg lediglich deutsch und zahlte, was ich wollte, ohne die begehrten Supplemente. Die „Donnerwetter!" die „Nichtswürdige Räuberbrut!" die „Lumpenbagage —!" thaten das Ihrige. Die Meuterer verstummten. Es stiegen ihnen entweder Erinnerungen aus der Hohenstaufenzeit auf oder irgend eines der gefallenen, unverständlichen Worte erschien ihnen als befähigt, sie zu „verzaubern", „festzumachen", sie irgendwie zu „verwünschen". Völlig verdutzt ließen sie uns unsern Rückweg in Ruhe antreten.

Daß ich dabei Betrachtungen anstellte, ob man denn wirklich gut thut, das Volk durch allzuviele Concessionen zu verwöhnen, oder ob es nicht besser sei, es zuweilen die Absätze unserer Stiefel fühlen zu lassen, kann möglich sein; denn auf Stiefel kam uns in diesem Augenblick Alles an. Diese fest in den weichenden Aschengrund einzusetzen, um beim Herabsteigen Halt zu haben, wurde unerläßlich. Wir kamen auf diese Art zum „Atrio" zurück, wir wußten nicht wie. Erst beim Hinunterschwingen unserer Gliedmaßen erkannten wir das Hinauf, das uns die Gliedmaßen hatten tragen müssen.

Die Führer unserer Rosse gaben unsern Verwünschungen über ihre Kameraden ein zustimmendes Gehör. Sie thaten es um so lieber, als es nun auch für sie galt, uns zu dem von ihnen zu nehmenden Abschied in freigebiger Laune zu erhalten. Wir ritten, wie wenn noch jetzt der Boden unter uns heiß gewesen wäre, in beinahe übermüthiger Laune durch die „Thränen Christi" hindurch nach Torre dell' Annunciata, wo durch die Marienfeier Alles in Aufruhr gebracht war. Mönche und Soldaten, Schiffer, Weinbauern, Possidente und Bettler, Weiber und Kinder waren in einander gewickelt wie in einen einzigen Knäul. Die Illumination aus tausend Lampen, die für die Nacht beabsichtigt war, beschäftigte den ganzen Ort.

Zwei Tage darauf illuminirte also auch der Vesuv. Aus dem Aschenkegel brach ein Lavastrom hervor, der sich bis nach

Portici den Weg bahnte. Bei Nacht war die malerische Wirkung außerordentlich. Wie eine brennende Stadt glühte es der Länge nach an der Höhe. Ueber dem Krater lag dichtes Gewölk, brennendroth vom Widerschein eines unterirdischen Feuers, das jedoch selbst nicht gesehen wurde. Die Flammen, die in „der Stummen von Portici" aus dem Vesuv hervorbrechen, haben vielleicht selbst bei Pompejis Einäscherung nicht das vom Aschenregen verfinsterte Tageslicht gesehen. Das Centrum der Erde liegt schon etwas weit von ihrer Peripherie.

Es war zu spät geworden, als daß wir, zurückgekehrt nach Neapel, noch in die Oper hätten gehen können. Besser auch, am Toledo im Café Europa sitzen, die Nachtfrische genießen und bei einer Schale „Granita", einem süßen Schnee, den ich allem „Eise" vorziehen lernte, über den Anfang und das Ende der Erde nachdenken. Mein „Vertrauter" nahm das, was wir heute an seinen Landsleuten erlebt hatten, für einen Beweis mehr, daß Italien ohne die österreichischen Bajonnete nicht länger existiren könnte. Dennoch befand sich unter seinen Bekannten, die wir in jenem Café fanden, ein unterrichteter, von einem gewissen mysteriösen Dunkel umgebener österreichischer Offizier, der so wenig an die fernere militairische Zukunft Europas und speciell seines Vaterlandes glaubte und so versichert sein wollte, daß die Devise Napoleon's: „Das Kaiserreich ist der Friede", ernstlich gemeint war, daß er, wie sich später herausstellte, wenn nicht förmlich Muselman wurde, doch in die türkische Armee trat. Er hatte die seltsame Art eines stillen Opiumessers, kannte Heine und Lenau auswendig und schien an jener Hamletstimmung zu leiden, die sich des Offiziers im thatenlosen und die freie Ausübung der Menschenrechte so empfindlich beeinträchtigenden Garnisondienst zu bemächtigen pflegt.

Die Ledermappe meines Gefährten kam am andern Tage von Caserta zurück, wo Re Bomba mit seinen Ministern weilte. Mein Begleiter entführte sie wieder, mitten auf dem Nervengeflecht des Magens, nach Florenz, dem damaligen Mittelpunkt des Einflusses Oesterreichs auf die italienischen Fürsten. Es durfte durchaus angezeigt erscheinen, beim Ab-

schied, mit einem Blick bald auf die Mappe, bald auf den Vesuv, dem liebenswürdigen jungen Manne nachzurufen: „Si, si, miracolo, che cosa ha dentro!“ Denn auch für die Welt sollte es bald aus österreichischen Couriertaschen einen flammenden Ausbruch, den italienischen Krieg von 1859, geben.

VIII.

Ein Hollandgang.

1872.

1.

Bekanntlich nennt man „Hollandgänger" jene deutschen, meist aus Ostfriesland und dem münster-osnabrück'schen Westfalen kommenden Feldarbeiter, die dem landwirthschaftlichen Mynheer beim Einheimsen seiner Ernte die kräftigen Arme leihen. Meist kommen sie mit Weib und Kind, nie überladen mit viel Bündeln; sie kommen nur mit nothdürftiger Wäsche, Henkelkrug und Löffel, jedenfalls mit scharfgeschliffener Sense. Beim reformirten Dienstherrn mögen die meistens katholischen Zuzügler, beim katholischen die ab und zu auch wol vorkommenden lutherischen ein zurückhaltendes, mißtrauisches Benehmen beobachten, etwa wie gegenwärtig die immer auf dem Qui vive der Strikes lebenden Arbeiter gegen ihre Arbeitgeber; daher die Erklärung der Holländer, daß die allgemein übliche Bezeichnung der Deutschen als „Muffs" zunächst nur auf jenen deutschen Erntebeistand gehe. Diesen Hollandgängern rufe man, sagen sie, einzig und allein den Spottnamen Muff nach. Niemand wußte den Ursprung unseres holländischen Ehrentitels zu erklären. Daß die Bezeichnung, die noch vor dreißig Jahren z. B. in Arnheim, einem Freunde von mir, einem Düsseldorfer Maler, den sein

blondes, langes Haar und sein Spitzbart als Deutschen hatten erkennen lassen, zum förmlichen Hep! Hep! in den Straßen ausartete — die Jungen liefen ihm in Schaaren mit dem Rufe: Muff! Muff! nach — daß, sag' ich, diese Bezeichnung zunächst unsern Ernst, unsere Trockenheit, unsern Trübsinn, vielleicht sogar unser Heimweh charakterisiren soll und beinahe auf den russischen Spottnamen für die Deutschen „Niemez" (Schmerz) hinauskommt, scheint mir auf der Hand zu liegen.

Mit scharfgeschliffener Sense trat ich meinen vierzehntägigen Hollandgang nicht an.

Allerdings fiel er in die denkwürdig heißen Erntetage des Jahres 1872, einen Juli, der uns immerfort Goethe's: „Was der Mensch am wenigsten kann ertragen, Ist eine Reihe von schönen Tagen —" in's Ohr summen ließ. Selbst am Meeresstrande versetzte die Hitze fast nach Java, Hollands mächtigster Colonie und sogar bedeutungsvoll rückwirkender Culturbildnerin. Die Ernte, wie diese vom Eisenbahnwaggon aus, oft in einem Chaos von Sümpfen, Kanälen, Krüppelwald und Sandwüste, wahren Musterkarten einer Terre maudite, erblickt werden konnte, stand sichelreif in goldener Pracht. Aber die Eindrücke, die der Erzähler gewonnen hat, sind, wenn sie auch das Bedauern nicht ausschließen, das über so manches gegen die deutschen Stammesbrüder gehegte holländische Vorurtheil ausgesprochen werden muß, doch nur die der Hochachtung vor einer Nation voll unermüdlicher Zähigkeit, glühender Vaterlandsliebe und von durchweg ernstmännlichem Charakter.

Bekanntlich nimmt der Rhein in Holland ein trauriges Ende. Er gleicht einem zum Kinde gewordenen Greise, der zuletzt an Krücken schleicht. Die Krücken sind einige mächtigere Gewässer, die ihn überfluthen und ihm unter die Arme greifen, bis er sich bei Leyden (bedeutungsvolles Wort für einen Invaliden) in's Meer verliert.

Vier Monate lang hatte ich den Rhein in seiner ganzen Herrlichkeit gesehen. Ich hatte Rheinleben genossen in allen seinen oft besungenen Schönheiten vom ersten Blüthenbaum an Boppards malerischer Bucht, vom ersten Ton der ersten

Nachtigall, die ihre Solfeggien und Vocalisen unter den Fenstern des wohlberufenen dortigen „Mühlbads“ schlug, an, bis zur Zeit eines fabelhaften Kirschensegens, den man vorzugsweise von dem Kirschen-Eldorado Saatzig, den Herren Redemptoristen verflossenen Andenkens dem wunderthätigen Wallfahrtsorte Bornhofen gegenüber, auf die Dampfboote verlud. Genossen — in seiner fast zu stereotyp auf dem Tische stehenden Maibowle; genossen — angenehmer — in dem gelegentlichen Desipere in loco, dem Forschen auf den Unterschied der Blumen von Rebensorten, die an der großen Verschwörung der Hotel-Weinkarten Europas durch ihre civileren Preise unbetheiligt sind, Rebensorten, die zwischen Bacharach und dem boppard'schen Hamm wachsen; genossen — in den dem Norddeutschen wunderlichen, aber rheinüblichen Kaffee-Gesellschaften, die jedoch zum Glück ausarten und mit dem Hinzutreten der Männer und dem grünen Römerglase endigen dürfen; genossen in den herrlichsten Waldpartieen durch wiesenblumengeschmückte Gründe und Schluchten, die hinauf, oft steil und unwegsam, in die stille, grünhelle Buchen- oder dunkle Eichenwelt des Hochwaldes führen, dahin, wo noch der borstige Eber haust und der Fuchs und vor hundert Jahren die romantische Wegelagerung der Schinderhannes. Weiches, schwellendes Moos, umsickert von Quellen, die zur Seite aus dem Felsen dringen, diente als Ruheplatz, um unter Finkensang, unter dem Ruf des Kuckuk von Genüber, Welt und Zeit und vor Allem die große Mailänder Sanct Ambrosiusthat des Kaplans Beinroth von Boppard, die Kirchenausweisung der Professoren Knoodt und Reinkens und deren Folgen, zu besprechen. O gewiß, so beim Freiwerden der im Korbe mitgenommenen Sorgenbecher, beim Gesang von Liedern, die im Echo widerklingen, war auch hier, in einem Theil des weiland Kurfürstenthums Trier, die Reform der Kirche eine „nothwendige und entschiedene Sache“, Alles war „altkatholisch“, der alte Trierer Weihbischof von Hontheim setzte, aus dem Grabe erstanden, seine „Emser Punctationen“ für eine von Rom unabhängige deutsche Kirche wieder auf. Ob aber diese Feuer, gerade wie die am

24. Juni abgebrannten, nicht allmälig um Mitternacht wieder dunkel geworden sind, die ganze, liebe, alte, zum Schlummern bestimmte Nacht von früher angebrochen, das wird die Zukunft lehren. „Sage Sie Ihrer Herrschaft, daß ich ihr kein Fleisch mehr liefern werde!" fuhr kurz vor den Hundstagen ein Bopparder Metzger die Köchin einer braven Wirthin an, die es ihrem Mann durch Gardinenpredigten nicht hatte verderben wollen, daß er an der altkatholischen Bewegung seine Freude hatte. Wahrscheinlich lieferte der „unfehlbare" Metzger das Fleisch in die Küche des Stadtpfarrers oder gar in's geistliche Seminar des Städtchens. Hic aqua haeret — überall!

Die kirchliche Erinnerung liegt mir deshalb nahe, weil ich den mächtigsten Eindruck, den mir das heilige Köln Sonntag, den 7. Juli, an einem Tage mit wahrhaft italienischem Sonnenhimmel, bot, dem zwischen elf und zwölf Uhr überfüllten, von Menschen strotzenden, von einem förmlichen Fanatismus im Gesang widerhallenden Dom verdankte.

Vierzehn Tage vorher hatte ich das Wunder der Welt wiedergesehen und vollkommen leer gefunden. Nur jener einzige neu erfundene Domschweizer, der an Stelle des alten getreten ist, fiel mir damals als einzige Belebung des gemeißelten erhabenen Urwaldes auf. Als ich diese Neuerung meines seit vierzig Jahren geliebten und oft durchforschten Kölner Doms erblickte, glaubte ich erst, der unglückliche Hassoun aus Constantinopel hätte am Rhein eine Unterkunft gefunden. Ein Mann, wenn nicht gerade wie ein russischer Pope, doch wie ein der griechischen Kirche Angehöriger anzusehen, mit langem Stabe, langem rothen Rock und einer unverkennbar slawischen Mütze, einer fast kosackischen, macht jetzt im Kölner Dom die Honneurs. Wahrlich, es wäre für den seligen Freiherrn August von Harthausen eine Wonne gewesen, dies Zeichen einer Verbrüderung zwischen Rom und Konstantinopel zu sehen, über deren Dringlichkeit der in's Gothische und Russische gleich verliebte, gemüthliche westfälische Doctrinair mehre Bücher geschrieben hat.

Zu dieser Leere mit dem einzigen auf ein Trinkgeld wartenden Hassoun stand am 6. Sonntag nach Trinitatis das buch-

stäblich wahre: Kein Apfel konnte zur Erde! und ein Gesang aus einigen tausend metallenen Kehlen in einem Gegensatz, der mich um den Sieg und die Sache der Altkatholiken mehr mit Sorgen erfüllte, als die verweigerte Fleischlieferung von Boppard.

Schließlich aber stieg ich in den Waggon mit dem Handgepäck des allerneusten Telegramms: Der Erzbischof von Utrecht ist in München mit großem Antheil der im Bahnhof versammelten Menge eingetroffen. Das klang tröstlich. Und der Erzbischof von Utrecht! Wie verdroß mich am Schalter gleich: „Zweite Klasse, Rotterdam" verlangt und mein Gepäck nach dem Geburtsorte des Erasmus instradirt zu haben! Hätte ich nicht in Utrecht Halt machen müssen? Nicht einen zeitgemäßen Artikel, eine Actualität prima sorte: „Der Erzbischof von Utrecht" aus Utrecht selbst für eine deutsche Zeitung schreiben sollen?

Das Thema ist herausfordernd. Wer ist dieser hohe holländische Würdenträger? Er heißt Loos. Das ist zu wenig, was wir von ihm wissen. Wie war sein Studiengang? Was würden von ihm die Personen ausgesagt haben, die du etwa in Utrecht über seinen Charakter, seinen Ruf ausgeforscht hättest? Welches ist seine Lieblingsbeschäftigung? Vielleicht sammelt er Münzen! Vielleicht Kupferstiche! Man könnte charakteristische Anekdoten über ihn erfahren, etwa ob er früher Cavalerie-Offizier gewesen wie Herr von Ketteler, oder Gedichte hat drucken lassen, wie der Herr Stadtpfarrer von Boppard? Vielleicht kommt in den seinigen eine Stelle vor: „Die Yssel ist eine Jansenist!" als Pendant zu einem Verse in den Gedichten des Stadtpfarrers von Boppard: „Der Rheinstrom ist ein Katholik —"?

Mit dem Gedanken an diesen pikanten Artikel, den ich nur schreiben konnte, wenn ich auf dem Wege von Zevenaar nach Rotterdam Halt machte, beschäftigte ich mich von Köln bis Crefeld. Mein Artikel war fertig bis auf den factischen Inhalt, der leider in Utrecht liegen bleiben sollte.

Indessen geht es mit großen Unternehmungen, z. B. auch mit dem letzten französischen Kriege, immer so, daß man die ersten Anläufe zum Siege mit zu gewaltigem Ausschreiten

nimmt. Die Erstürmung des Berges bei Spicheren, die so viel Opfer gekostet hat, soll nach Polybius überflüssig gewesen sein. Aber der Mensch ist nun einmal so; tüchtig im Anfang vorgearbeitet, macht ihm später die Sache leichter. So flog ich denn auch sofort in einem Zuge nach Rotterdam. Zu verlockend war der obenerwähnte italienische Sonntagshimmel, die schnelle Fahrt, der gute Duft, den die Cigarren meiner Mitpassagiere verbreiteten, der lachende Erntesegen auf unseren deutschen Fluren, der mich ebenso zerstreute wie die Betrachtung über die reiche Geschichte dieser schnell durchflogenen Landstriche von Jülich und Cleve. Stolz überragt das Schloß der alten Herzoge von Cleve die mit den herrlichsten Waldhöhen umzogene Stadt. Es könnte bunte Erinnerungen erzählen, dies Schloß von Cleve, vom Schwanenritter an bis in die ersten Versuche der Brandenburger, Erwerbungen, die ihnen hier zufielen, mit dem Geiste der Spree und Havel zu vereinigen.

Das Uebrige, um mich von meinem verpaßten Artikel abzubringen, thaten die Vergleichungen des Uebergangs deutscher Art in die holländische, die entschieden ist, wenn man bei Emmerich zum letzten Mal einen überraschenden Versuch der Natur, sich zur Berggestalt zu erheben, eine malerisch gelegene Kirche, den letzten schwarz-weißen Schlagbaum und die mit vertrauensvoller, coulanter Ruhe ausgeübte holländische Mauthuntersuchung hinter sich hat. Arnheim ist die erste ganz holländische Stadt, sauber gehalten, mit Villen am hier noch immer stattlichen Rhein, mit freundlichen Alleen und schattenreichen Bosquets.

Abenteuer — falls man nicht gerade das Zusammentreffen zweier Züge erlebt oder von einem geheimnißvollen Mitpassagier ermordet wird — sind auf einer Eisenbahnfahrt selten. Sogar die einfachsten fehlen. Selbst dem eiligsten Courierzuge pflegt es, wenigstens in Deutschland, nicht möglich zu werden, einen Passagier, der nach längst gegebenem Abfahrtszeichen mit noch kauendem Munde und der Buttersemmel in der Hand an sein Coupé zurückschlendert, im Stiche zu lassen. Der deutsche Charakter hat für das Entstehenlassen solcher Romantik der Verzweiflung zu viel Mit-

gefühl. Die Sympathie für Seelen, die sich zu erfrischen und zu stärken im Begriff stehen, macht Schaffner und Passagier solidarisch verbunden. Jeder denkt an die ewigen Götter, die nun einmal den Hunger und die Nahrungsmittel für Alle haben entstehen lassen.

Dennoch glaube ich, ohne gerade auf eine Rettungsmedaille Ansprüche erheben zu wollen, erwähnen zu dürfen, daß ich in diesem heißen Sommer 1872 zwei Unglückliche, von denen der eine wirklich aus dem Waggon, während der Train schon dahinflog, hinauszuspringen im Begriff stand, der andere nur über ein solches Vorhaben nachzugrübeln schien, an ihren Rockschößen festhielt und den ersten mit Entschiedenheit, den zweiten mit zuwartender Beobachtung so lange vergewaltigte, bis der gefährliche Moment parirt war. Jener war ein Holländer und nicht unwahrscheinlich betrunken. Er hatte in Arnheim auszusteigen vergessen, erwachte, als wir schon die Haide zwischen Arnheim und Utrecht, eine Wüste, durchflogen, und wollte durch einen Sprung aus dem Waggon sein Versehen berichtigen. Der Andere war ein Norweger, dem man seine Reiseroute, wahrscheinlich von einem deutschen Bade aus, das er seiner Gesundheit wegen besuchte, bis nach Kopenhagen vorgeschrieben hatte. Auf diesem Programm stand mehrmals: „Aussteigen! Anderer Zug!" Von Hannover kommend, verlor er bereits hinter Lehrte über diese fortwährenden Abweichungen des Schienenstrangs nach rechts und links alles Bewußtsein. Seine Unruhe wuchs, er verglich seine Notizen, zweifelte, ob er sich im richtigen Zuge befände. Als schon in Lüneburg wieder eine Abzweigung in Aussicht stand, gerieth die Angst des Mannes, er möchte durch einen falschen Zug statt nach Norwegen nach Rußland kommen, in einen Zustand, der ebenfalls dem Hinausspringenwollen nahe kam. Den Kopf behielt er nicht mehr im Waggon. Jeden Augenblick konnte man eine Explosion seiner Geistesstörung erwarten. Was daraus geworden, konnte ich, dessen Hand immer ausgestreckt hinter ihm lag, nicht verfolgen. Ich nahm in Lüneburg eine andere Richtung.

Die Anlegung von Eisenbahnen deckt sonst manches Land

in seinen verborgenen Schönheiten auf. Vergegenwärtigt euch die mächtigen Felskolosse, die stürzenden Berggewässer, die düsteren Wälder, Eisenhämmer und versteckten Schmieden, an denen der Zug vorüberbraust, der uns von Aachen nach Lüttich führt, oder mit noch lieblicheren Bildern, von Rosenheim nach Kufstein.

Die gerade Linie, die der nivellirende Geometer anstrebt, war schon ein Zauberstab für die Erschließung bisher unbekannter Naturreize, auch für manche wissenschaftliche Entdeckung.

Aber auch ebenso kann die Anlegung einer Eisenbahn die Nachahmung der gemalten Prospecte, womit Potemkin die Kaiserin Katharina bei ihrer Reise durch Rußland betrog, wünschenswerth erscheinen lassen.

Da heißt es wol: Holland ist ein Garten, gepflegt und gebaut mit ängstlicher Sorgfalt! Fruchtbarkeit und Segen verbreiten sich nach allen Richtungen! Massenhaft weidet das Vieh auf lachenden Wiesen! Ueppige Kornfelder, Obstbäume, deren Ertrag sogar noch eine reiche Ausfuhr nach England ermöglicht, erfreuen das Auge —! Und nun sehe Einer die Landschaft zu beiden Seiten der Eisenbahn zwischen Arnheim und Utrecht! Die Lüneburger Haide ist Italien dagegen. Auf dem dürren gelben Sande steht hie und da eine traurige Distel, Sümpfe sind bedeckt von der unheimlichen Vegetation der Wasserlinsen, zuweilen unterbricht ein Ansatz zu einem Tannenwalde den Versuch zu einer Wiese; die Haidschnucken fehlen nicht; wir durchfliegen eine Landschaft, die von Hollands Natur und Cultur eine durchaus irrthümliche Vorstellung erwecken könnte.

Doch bald wird man eines Besseren belehrt. Schon die Städte Utrecht, Woerden, Gouda erheben sich freundlich anmuthend aus jener sorgsamen Pflege, jener gefallsamen Behaglichkeit, die in der Regel der holländischen Landschaft eigen ist und uns schon aus Hunderten von Bildern in unsern Galerieen eine wohlthuende Erinnerung blieb.

Hinter Gouda begann jener idyllische Zusammenhang weithin schimmernder Meierhöfe, von Wiesenflächen mit ausgespanntem Linnen, von Windmühlen, oft mit einem thurm-

artigen Unterbau, von Rinderheerden, die seltsamerweise meistentheils hellscheckig gezeichnet sind, von schnurgerade angelegten Wasserstraßen mit buntbemalten Nachen, umstanden von Weiden und Pappeln, die immer eine malerische Wirkung hervorbringen. Dazu dann die behaglichen, nur auf Eine Familie berechneten Wohnhäuser, aus Backsteinen aufgebaut, mit mächtigen Fenstern, die Außenwände sauber gefirnißt oder nach Art des sogenannten Holländerisirens ein Backstein vom andern durch weiße Striche unterschieden. Zuweilen bricht durch die Art, wie der Holländer sein Landschaftsgefühl im Anlegen und Umfriedigen seiner Wohnung ausdrückt, eine Erinnerung, man möchte sagen, an die holländische Factorei — in Hongkong durch. Zuweilen konnte uns chinesisch zu Muthe werden bei den niedrigen, sauberen Landhäuschen, den Pavillons, dem nahegelegeren Kanal mit der bunten, zu jedem Ausgang nöthigen Yonke. Man sieht sich nach den Glöckchen um, die an einer Pagode klingen, nach den Damen, die ihrer verkrüppelten Füße wegen wie Mumien eingewickelt sitzen und wohlfrisirt hinter ihren Palmblattfächern in die Welt und in die nächste Thee-Ernte starren.

Aber zuweilen tritt uns nicht China, nicht Java, sondern wirklich Meister Everdingen entgegen, nicht in den grotesken Bergformationen des berühmten holländischen Landschaftmalers, die sich derselbe aus Norwegen geholt, sondern in den ihm eigenen sanften Verbindungen der Vegetation und des Wassers, in seiner oft auf eine einzige Baumgruppe, auf deren abendliche oder winterliche Beleuchtung, auf deren Widerspiegelung im stillen Weiher gehauchten Poesie. Wäre das Uebermaß an solchem Gewässer und die todte Ruhe desselben, die nur ab und zu ein Lufthauch in zitternde Bewegung versetzt, für unser Gefühl nicht so beklemmend und weckte den Gedanken an den ringsum spukenden Geist des Fiebers, so könnte man den Sternen, namentlich der vollen Mondscheibe, wenig Gelegenheit nachweisen, ihr Licht so magisch, so eigenthümlich verklärend zu verbreiten, wie in dieser typisch holländischen Landschaft.

Um Utrecht her, diese in ihren Lehrkräften noch immer wohlerhaltene Universität, deren chemisches Laboratorium eben

so stattlich als Wahrzeichen einer wohlgepflegten Musenanstalt am Schienenwege („Sporweg") prangt, wie der neue Bau an der Allee von Poppelsdorf bei Bonn, mehrte sich der Zudrang zu den Waggons. Mancher Geistliche stieg ein. Protestantische waren es, während Utrecht der Sitz der jansenistischen Katholiken ist. „Was unser Erzbischof," sagte ein deutschredender Pfarrer, „für die deutschen Wirren ausrichten soll, kann ich nicht begreifen. Ist er doch Jansenist und durch die Bulle Unigenitus für Rom eine vollständige Null! Was er verrichtet, Rom muß es ja ohne Weiteres für ungeschehen erklären."

Steht zwar in Holland die kirchliche Reaction in voller Blüthe und ist der Jansenismus in gewissem Sinne unserm Pietismus verwandter, als der Aufklärung, so hatte ich doch das erhebende Gefühl, mich den classischen Erinnerungsstätten jener großen Periode zu nähern, wo die Republik der Generalstaaten und vor Allem die engere Provinz Holland das Asyl der in England, Frankreich und Deutschland verfolgten freien Forschung war. Ja, die Geschichte Hollands im 17. Jahrhundert steht sowol nach dem Leben in Kunst und Wissenschaft, wie nach dem der politischen Machtentfaltung und des gebietenden Ansehens neben dem Zeitalter des August und dem des Perikles. Mögen auch damals die Juden den Spinoza aus Amsterdam vertrieben haben, so hatten doch die Holländer selbst daran keinen Theil. Sie ließen jedem Narren seinen Sparren. Selbst von Atheisten würden sie noch jetzt nichts als die Bezahlung ihrer Aufenthaltskarte verlangen. Mormonen, diese, wie mich neulich eine Amerikanerin versicherte, ganz verkannte, höchst respectable und nur von augenverdrehenden, bigotten Heuchlern verketzerte Secte (denn, fügte sie hinzu, eine einzige Frau allein bringt nicht mehr fertig, was heutiges Tages die Anforderungen eines Mannes an einen modernen Hausstand sind, Repräsentation, Küche, Wäsche, Kindererziehung und dann noch Liebe —! Unmöglich! —) Mormonen also giebt es in Amsterdam, sagt man, eben so ungehindert, wie ich unangefochten den „Bruder Miericke" gesehen habe, der in Berlin nicht mehr geduldet wird. Ein Straßenprediger in Amsterdam (der Kopf ein prachtvolles Modell

für einen der drei Wiedertäufer in Meyerbeer's „Propheten") hielt auf offener Straße Sonntags, und noch dazu mitten auf dem „Bürgersteige" mit Behinderung der Passage, eine Erweckung für den, der sie hören wollte. Ich kam leider erst, als er schon mit der Büchse wie ein Clown im Circus seine Cents einsammelte. Von Holland aus wirkten die Scaliger, die Salmasius mit einem Einfluß in der Welt, den Niebuhr und Alexander von Humboldt nicht gehabt haben. Cartesius war ein Franzose, aber er lehrte seine Philosophie von Holland aus, weil er behauptete, man könnte nur in Holland ruhig denken. Dazu wohnte er in dem menschenüberfüllten Amsterdam! Aber in der That, nächst Venedig ist Amsterdam die ruhigste Stadt von der Welt. Man scheint ihr diesen Ruf erhalten zu wollen und duldet wol deshalb daselbst keine Droschken. Wir kommen auf diese Seltsamkeit noch zurück. Amsterdam hat 300,000 Einwohner, eine ungemeine Fülle von Sehenswürdigkeiten, die nicht alle auf einem und demselben Platze liegen, und — nirgends winkt dem Ermüdeten eine Droschke!

Jener Jansen, von welchem die Jansenisten herstammen, war ein Holländer, Bischof von Ypern. Er hinterließ ein Buch über den heiligen Augustin, worin er die Lehre des berühmten Convertiten, der die starke Aeußerung gethan hat: Credo, quia absurdum, zur Grundlage einer neuen, zwar katholischen, aber von vielen römischen Doctrinen abweichenden Dogmatik gemacht hat. Erst nach seinem Tode wirkte dieselbe, und zwar so mächtig, daß sie für Frankreich die Zeit der Reformation zu erneuern drohte. Mehre Herren, die dem „allerchristlichsten" Könige Ludwig XIV. nahe standen, fühlten sich von den strengen, auf eine gründliche Pflege des innern Menschen gehenden Lehrsätzen der Jansenisten um so mehr überzeugt, als nach den Schrecken des dreißigjährigen Krieges und den späteren Gräueln der französischen Reunionskriege die Sehnsucht der Gemüther, Buße zu thun, Alle und besonders die Vornehmen ergriffen hatte. Damals haben Nonnen, die durch Zufall einen Jansenisten zum Beichtvater hatten, einen andern Muth entwickelt, als die unfehlbarkeitsseligen Aebtissinnen und Conventualinnen unserer Tage, von

denen nur eine einzige, die würdige Dame Lassaulx, dem freimüthigen Rheinland Ehre gemacht hat! Die Nonnen vom Kloster Port Royal wurden über ihre Opposition gegen den Papst alte vertrocknete Matronen, die schon in die Messe getragen werden mußten, und ließen dennoch nicht ab von ihrem viele Jahre lang durchgeführten Protest gegen die päpstlichen Bullen, die ihres Lehrers Meinungen verdammten, von ihrem Protest gegen Ludwig's XIV. Gewaltact, der ihr Kloster erst von Paris auf's Land zu verlegen und zuletzt ganz niederzureißen befahl. Der im Ganzen genommen doch wol nur erbärmliche Charakter dieses sich selbst vergötternden Fürsten wollte eine gallicanische, von Rom unabhängige Kirche und ließ sich doch von den Jesuiten jede Maßregel dictiren, die zur größeren Ehre Roms diente. Die Jansenisten sind die speciellen Gegner der Jesuiten. Wie dem Krokodil von der Natur das Ichneumon entgegengestellt ist, so müssen die Jansenisten, es ist ihr Naturtrieb, Loyola-Eier vertilgen. Der Maulbeerbaum ist, scheint es, lediglich für die Seidenraupe in der Welt. Ebenso sind die Jesuiten nur deshalb in die Welt gekommen, um von den Jansenisten angegriffen zu werden. Das ist gut gewesen für die Aufklärung. Das Beste, was über die Gesellschaft Jesu geschrieben wurde, rührt von einem Jansenisten her. Blaise Pascal's „Provinzialbriefe" enthalten mehr über die schwarzen Männer mit dem breiten Seidengürtel und dem runden Hute, als unsere großen Staatsmänner im Reichstag, wenigstens nach der im Frühjahr desselben Jahres stattgefundenen Jesuitendebatte zu schließen, gelesen zu haben scheinen.

Was in Amsterdam die Calwerstraat, ist in Rotterdam die Hogstraat. Sie bildete, als ich nach acht Uhr ankam, am schönsten Sommerabend, welchen vom Meere herüber ein mildkräftiger Luftzug abkühlte, so eng sie ist, für die wogende Bevölkerung den Tummelplatz der Sonntagsbewegung. Hier wimmerte eine Drehorgel die bekannten Klagen der Acuzena, dort schrie ein Junge Gebäcke aus, die für mich namenlos waren. Landbewohner jagten mit Einspännern, um nicht verspätet über all' die zu passirenden Brücken und Kanäle zu kommen, Betrunkene, die den Genever vielleicht in Schiedam

an der rechten Quelle getrunken hatten, kehrten mit stentorischem Aufgebot ihrer Lunge heim. Das holländische Volk ist nicht kriegerisch oder besonders tapfer — Napoleon I. ließ bekanntlich ein holländisches Regiment, das sich schlecht geschlagen hatte, mit umgekehrtem Gewehr marschiren — aber es ist unbändig und wild, und die vielen Meutereien und Mordscenen, die Hollands Geschichte beflecken, vor Allem der gräßliche, an den edlen Brüdern de Witt von Pöbelhand vollzogene Mord, beweisen die Heftigkeit des Volkscharakters. Kein Wunder denn auch, daß ich im schon hereingebrochenen Dunkel der Nacht, wo sich nur noch einige Schritte vom Hotel aus die nächsten Fühlhörner der Orientirung ausstrecken ließen, den vollständigen Eindruck einer Pariser Petroleuse bekommen konnte. „Da werden Weiber zu Hyänen —" singt Schiller; er ahnte die Commune von Paris in den Thaten der Septembriseurs. Wie sich ein betrunkenes Weib, mit wilder Wuth die Brandfackel schwingend, ausnehmen kann, sah ich an einer schon bejahrten Frau, die im Kreise von sechs andern Frauen und Männern in Volkstracht, sämmtlich armverschränkt, durch die Hochstraße anmarschirt kamen und mit einer unverkennbar spirituös angeregten Begeisterung ein Volkslied, eine Art „tappre Landsoldat", wie Sturmgebraus sangen. Das Auge der alten hochgewachsenen Frau flammte, ihr Fuß, immer im Gleichtakt mit der Marschmelodie des Liedes, schritt hinaus wie zum Angriff, ein trotziges, hohnlachendes Verachten alles Anstandes, aller Sitte sprach aus ihrer halbirren Miene. Sie, die vielleicht Sechzigjährige, that wie die jungen Mädchen, die neben ihr schrieen, wie die jungen Bursche in Hemdärmeln, die Jeden niedergetreten haben würden, der etwa die Kette, die den ganzen Damm einnahm, hätte hemmen wollen.

Mild beschien der Mond das Standbild des Erasmus, dem man gegenwärtig einen würdigeren Hintergrund zu bauen scheint, als wenigstens sein vis-à-vis ist, der tägliche Küchenmarkt. Sein Freund Oekolampad steht in Basel an weihevollerer Stelle. Die Inschrift, die des großen Zauderers und doctrinairen Hemmers der Reformation Verdienste rühmte, ist lateinisch und holländisch und ellenlang. Die Züge im Antlitz

der Statue waren vom Bildner nicht zu verfehlen nach den vielen Bildern, die uns die Zeit von dem früh Gealterten und Kränkelnden und von Meisterhand hinterlassen hat. Da man ihn noch in seiner Jugendfrische abgebildet sieht, so hat er etwas von den feinen, spitzen Zügen Voltaire's, denen sich sogar die Züge des Melanchthon genähert haben, ohne freilich so bizarr auszuarten, wie bei dem boshaften Franzosen. Ein schönes, starkes, gerundetes Kinn gehört zu jedem feinorganisirten Geiste, obschon ich nicht leugnen will, daß ich berühmte und — sehr von sich eingenommene Männer kennen lernte, die keines hatten. Erasmus blättert in einem Buche, wodurch sein Haften an der Bücherwelt bezeichnet sein kann, sein Unvermögen, kräftig den Geist auch aus der Bücherei in's Leben zu übertragen.

Im verklärenden Dämmerlichte stand die ehrwürdige St. Laurentiuskirche, Rotterdams Kathedrale, ein Bau, der alle Kennzeichen seines holländischen Ursprungs trägt. Der Backsteinbau ist sogleich ersichtlich in den weißbemalten Linien des Mörtels. Wohnungen für Kirchendiener schienen mir in praktischer Weise in die gothischen Formen hineingebaut. Natürlich ertönte auch hier, wie fast von allen größeren Kirchen Hollands, jede Viertelstunde ein Glockenspiel, richtiger eine Thurm-Spiel-Dose, da ihre Vorrichtung nicht auf Glocken, sondern Stäben und demselben Gesetz beruht, wie die Leierkasten zusammengesetzt sind. Die katholische Kirche, sonst so spröde gegen die Hervorbringungen ihrer abtrünnigen Schwester, hat sich diese Anregung der Phantasie, das viertelstündige Erinnern an das Vorhandensein der Mutter-Kirche durch Glockenspiele angeeignet. Nur daß die Jesuiten, ihrem Molinismus getreu, den Eisenstäben das ganze musikalische Repertoire der Zeit zur Verfügung stellten. Die Kirchen in Genua hörte ich Verdi und Donizetti spielen.

2.

Der Geschäftsführer des Hotels, in welches ich durch Ueberredung eines Mitpassagiers gekommen, war ein jungkölnisches Blut, eine fidele Haut, jedem Deutschen bei Schwierigkeiten im Verständigen mit der Bevölkerung ein entschlos-

sener Beistand. Aus dem Entzücken, das er über die psychologische Merkwürdigkeit empfand, jenen Mitpassagier sofort auf den ersten Blick als einen alten Kölner Schulkameraden erkannt zu haben, kam sein gemüthlich deutscher Sinn zwei Tage lang nicht heraus. Aber — sein Hotel („Zum heiligen Lucas") würde ich niemanden empfehlen, der sich nicht schon an die holländische Hotelunbequemlichkeit und hierorts übliche Raumersparniß gewöhnt hat.

Der Holländer ist, wie der Invalide im Egmont sagt, „beidlebig". Er hat dem Wasser die Erde erst zu Wohnungen mühsam abgerungen. So sind denn auch die Wohnräume meist nach dem Charakter einer anständigen Koje auf einem Schiff eingerichtet. Die Fenster sind groß und mächtig groß. Sie scheinen Luft und Licht wie das unermeßliche Meer zu versprechen. Aber — sie können nur zu einem Fünftel ihrer Höhe aufgezogen werden. Das Zimmer bleibt dumpf und dunkel. Vis-à-vis hat man meist unmittelbar andere Lebensexistenzen, die sogleich jede unserer Bewegungen controliren, z. B. in Rotterdam und im Sanct Lucas mein entrüstetes Betasten einer Kaminwand, die bei 28 Grad Hitze noch aus der Küche die letzte Wärme an mein Bett heraufführte, oder das verzweifelte Suchen eines Sophas, eines Möbels, das in Holland in einem Zimmer, wo geschlafen wird, überall unerfindlich ist. Der Begriff eines Canapé gehört überhaupt in allen romanischen Ländern und in denen, die den Romanen nachäffen — (Holland gehört dazu) nur zum „Salon". Wer also nicht sogleich zwei Zimmer miethet, kann sich in Holland auf keinen bequemen Apparat zum Meditiren oder Ausruhen von langen Wegwanderungen gefaßt machen. Und noch einen andern Mangel der holländischen Gasthöfe sprach mir mit einem elegischen Blick gen Himmel ein deutscher Kellner im Haag aus: „Und dann, mein Herr," sagte er im Tone sittlicher Entrüstung, „reisen Sie durch ganz Holland, Sie werden in keinem einzigen Hotelzimmer einen Stiefelknecht finden!"

Der am Hafen Rotterdams fortlaufende Quai führt den gemüthlichen Namen die Bäumchen (de boompjes). Alleen von Pappeln, Weiden oder Akazien in die Straßen zu pflanzen, davon die großmächtigen, in Holland nur zu einem Fünftel

Luft gebenden Fenster beschatten zu lassen, gehört zu dem besondern Geschmack des Nordens. Jetzt huldigen ihm sogar einige gemüthvolle Seelen in Berlins Koch-, Zimmer- und Jägerstraße und pflanzen in diese geschäftsbelebten, eher an Alles als Heine's „jrienen Beeme" erinnernden Straßenzeilen Akazien und Linden, die höchst kümmerlich im Pesthauch der Gaslaternen und Rinnsteine gedeihen, auch bereits Ende Juli reif bis zum Blätterfall sind.

An den Rotterdamer Boompjes gleicht die Maas in solchem Grade einem Meeresarm, daß man schon am Meere selbst zu sein glaubt. Ohne Bewaffnung des Auges kann man fernhin kein Ufer entdecken. Doch lassen wir die Ferne und halten uns an's Schaffen und Arbeiten der nächsten Welt, das uns rauschend unter den „Boompjes" umgiebt. Freilich nicht wie im Theater, wenn „Hafenleben" dargestellt wird, z. B. in der Stummen von Portici, wo Einer den Andern umrennt, Türken, Juden, Matrosen und Neger durcheinander laufen. Diese „Bäumchen" sind lang genug, um Jedem Platz zu lassen. Hier ist kein Gedränge, keine Lebensgefahr, die Wagen haben ruhige Spur und doch sieht man nirgends eine müßige Hand. Die Schiffe werden entladen oder nehmen neue Waaren auf. Berge von Farb- und tropischen Nutzhölzern sind aufgethürmt. „Farbwaaren-Handlung", „Eisenhandlung", „Kohlenhandlung" — das ist das dritte Wort an den Schildern der Häuser, die auf der einen Seite der „Boompjes" stehen. Je kleiner das Messingschild die Firma angiebt, desto vornehmer. Nur die Schilder mit „Gedistilleertem" (Branntwein) bedienen sich größerer Buchstaben. Ohrenzerreißend ist der Klang der niedergeworfenen Eisenplatten oder Stangen, die entweder aus Schweden kommen oder nach überseeischen Plätzen verladen werden. Ein Schiff mit drei Masten, wie derartig Hunderte in Hamburg vor Anker liegen und uns nicht eben besonderes Erstaunen vor dem Begriff eines Kauffahrteischiffes abnöthigen, ist nur eine einfache „Bark". Sie kann allerdings seetüchtig sein für eine Reise um die Welt, aber sie ist nichts gegen die Leviathans von Schiffen, die man in Rotterdam sieht. Durch Gerüste wie bei einem Bau erhielten sie ihre Fracht zugeführt.

Einer dieser Riesen, einem schwimmenden Dock vergleichbar, führte den Namen „Kosmopolit Nr. 3". So gab es also eine ganze Familie dieser Ungeheuer, die uns die so sehr versandete Elbe nach Hamburg nicht zuführen kann.

Alle zwanzig Schritt steht unter den dünngesäeten Boompjes ein Bretterhäuschen. Hier werden die besondern Geschäfte für jene Dampfschiffe abgemacht, die dort in unabsehbarer Reihe mit ihren Wappen und Flaggen harren, bis die Glocke läutet, wo sie nach Hull, Dünkirchen, Havre, London, Bordeaux die Anker lichten. Den Docks gegenüber, stattlichen Erleichterungen der für das Bergen ihrer Waaren im Raum so beschränkten Stadt, befindet sich auch ein Häuschen für die Düsseldorf-Mainzer Rheinschifffahrtslinie.

Natürlich hört man spanische und englische Laute, sieht aber nicht so viel Farbige, wie ein guter Regisseur für „Hafenleben" auf der Bühne anbringen würde. Ich habe keinen einzigen Schwarzen gesehen, keinen einzigen überraschend Braunen oder Gelben. Der Javaner ist ein Sclave und erwartet noch den Tag seiner Freiheit. Nicht so sehr aus den Händen der holländischen Regierung als aus denen der grausamen Könige im Innern der großen, wie ein Paradies an allen Reizen und Gaben der Natur, aber auch an Tigern, Schlangen und Schrecken aller Art gesegneten Insel. Die Holländer halten die Peripherie derselben besetzt, und drinnen hausen auf Gebieten, die an Umfang Würtemberg, Bayern, Hannover gleichkommen, jene Könige, die erst den Kaufleuten das Zustandekommen einer reichen Kaffee-Ernte verbürgen. Denn diese ist nur möglich, so behauptet die Kaffee-Börse von Amsterdam, wie ehemals die sichere und einträgliche Baumwollenernte — durch die Sklaverei. Schon mancher holländische Romandichter hat neuerdings „Onkel Tom's Hütte" auf Java übertragen.

Von Tigern und Schlangen zu reden, so sind bekanntlich die Zoologischen Gärten von Rotterdam und Amsterdam in der Lage, sich des Vorrangs vor allen andern gleichen, dieser Mode des Tages huldigenden Instituten, selbst London nicht ausgenommen, rühmen zu dürfen. Paris zählt hier nicht mehr mit, seitdem es seinen Jardin des plantes während der Belagerung verzehrt hat. Die holländischen Thiergärten sind

das Gestüt, die Brutanstalt für die von Köln, Frankfurt, Hamburg, Berlin, Dresden. Sie haben vom Verkauf ihres Nachwuchses oder ihrer Doubletten einen ansehnlichen Gewinn. Ich hatte vom Durchwandeln des Rotterdamer Thierparks einen wahren Genuß. Nur that mir leid, daß gleich am Eingang, dicht neben einer Pracht-Enfilade von schön gefiederten Papageien, ein einfacher — Bernhardinerhund in einem Käfig gefangen saß. Ist doch der Hund der besondere Liebling des Menschen. Ganz auf uns angewiesen, ist er uns in solchem Grade befreundet, daß er in keine Menagerie gehört. Und vollends der Bernhardinerhund, der zu unserm mildthätigen Vereinsleben dressirt wird und so rührende Vorstellungen von den Zwecken der Humanität weckt. Mir schien dieser arme Bernhardinerhund von Rotterdam einen Verschütteten im Schnee zu wittern und wie in Angst, ihn nicht retten zu können. Ohne Scherz, wie würde es auf uns wirken, wenn wir in einem New-Yorker Zoologischen Garten einem eingekerkerten deutschen Pudel begegneten! Der Hund gehört in eine Acclimatisations-Anstalt, wo Racenzucht betrieben wird.

Ueberraschend war mir dann die Angabe eines Führers, daß ein Löwe von so gewaltigen Dimensionen, wie ich solche seit Jahren nicht gesehen, erst fünf Jahre alt und ein geborener Europäer sein sollte. Es war ganz der gewaltige König der Wüste wieder, den ich als Knabe in des berühmten Van Aken Menagerie auf derselben Stelle voll Grausen betrachtet hatte, wo sich jetzt, wenn Graf Raczynski hartnäckig bleiben sollte, vielleicht das neue deutsche Reichstagsgebäude erhebt. Gerade an der nämlichen Stelle, wo dann vielleicht die Ministerbank steht, Raczynski gegenüber, steckte Van Aken's Compagnon, Monsieur Martin, seinen Bismarck nicht ähnlichen bildschönen Kopf vertrauensvoll zwischen die aufgerissenen Zähne des dressirten Unthiers. Der Genius loci könnte wunderliche Regesten schreiben und der Humor der Weltgeschichte sie in Verbindung bringen!

Doch nichts hier von der steuerseligen Dressur des Löwen, deutsches Volk genannt (gelegentlich bemerkt: die holländischen Kammern sind die schwierigsten Geldbewilliger unter allen constitutionellen Körperschaften); im Thierpark Rotterdams

überraschte mich noch ein Steinbock, ein eben erst von Antwerpen angekommenes Prachtexemplar. Der wilde Kerl hatte ein Aussehen und ein Gebahren, geradezu wie wenn er mit dem Teufel durch „Zuchtwahl" verwandt sein könnte. Sein Blick war scheu und wild. An Alles, was nur fest stand, rannte er mit seinen mächtigen Hörnern an, die immer von unten her mit einer wie tückischen Berechnung eingesetzt wurden. Sein bizarres Aussehen mehrten die langen zottigen Büschel an den Beinen, die ihm beim Gehen förmlich wie Hosen standen. Die Natur, die trotz unserer Philosophie teleologisch denkt, scheint ihm die Polsterung der Kniee zum Fortrutschen auf den Felsen, zum bequemeren Aufliegen, geschenkt zu haben. Ein Steinbock ist jetzt in unseren deutschen Alpen fast so selten wie der „Tazelwurm", der denn doch noch immer im bayerischen Gebirge gesehen wird, wenn ein Bäuerlein vom Wirthshaus heimkehrt und zu viel Tölzer Bier getrunken hat.

Liebenswürdiger kölnischer Landsmann, es ist mir nicht behaglich in deinem „heiligen Lucas" — ich will die Nacht im Haag schlafen, und zwar in einem Zimmer des nach Bädeker ersten dortigen Hotels, wo ich hoffentlich mit der Küche keine andere Verbindung haben werde, als durch die Speisekarte.

Gesagt, gethan. Aber man nehme sich in Acht, man muß die Residenz der Könige von Holland am Spoorwegschalter nie „Haag", sondern immer nur „den Haag" oder „Gravenshaage" nennen, sonst kann es Einem gehen wie mir, der beim Betreten des Wartesaals bemerkte, daß er ein Billet nach „Harlem" bezahlt hatte. Indessen erfolgte die Zurücknahme am Schalter ohne Anstand. Aber aus dem mehrseitigen Verlangen und Rufen in der Queue, die vor mir stand, vernahm ich, daß niemand nach „Haag", sondern Alles nur nach „dem Haag" wollte, gleichsam nach „dem Gehege", also einer Wildstation, wie denn auch die Stadt aus dieser ersten Bestimmung seines Schlosses entstanden ist.

Die Eisenbahn zwischen Rotterdam und dem Haag läßt so unmittelbar in das Familienleben und das Leben auf dem Lande der Holländer einblicken, daß man aussteigen und sich

an den gemüthlichen Idyllen des gedeckten Tisches vor den Häusern, der sich in den Gondeln schaukelnden Jugend, des gewiß von zarten Händen berührten Pianos, das man vernimmt, betheiligen möchte. Besonders beim Stillstehen des Trains ließen sich diese Einblicke bis in's Detail verfolgen.

Delft, wo Wilhelm von Oranien einer lange lauernden Mörderhand unterlag und begraben liegt, erschien umgeben von allen Kundgebungen des Behagens im Wohnen und Genießen der Natur, wie sie Gott nun einmal dem Holländer, etwas karg, beschieden hat. Die Frösche, hie und da von den Wiesen ein Unkenton, werden jedenfalls immer in die Chopin'schen Notturnos mit einfallen. Die Gedichte von „Schmidt von Werneuchen", die jetzt hundert Jahre alten „Musen und Grazien aus der Mark", würden hier zwischen Delft und dem Haag, an dem endlosen Kanal, wo der Dampfwagen eine Treckschuyt nach der andern überholt, unter diesen Wiesen, Windmühlen, recht in ihrem ursprünglichen, von Goethe mit Unrecht verspotteten Naturgefühl genossen werden können. Man sollte sie den Holländern übersetzen.

Bädeker nennt das Haager „Hotel Bellevue", gelegen am Holland'schen Spoorwegs-Hof und am Eingang zum Park, „sehr vornehm", und richtig, das meist von Engländern und Holländern, die nach Scheveningen wollen, besetzte Hotel bot denn auch dem Ankömmling keinen andern Platz, als — ein Bedienten-Zimmer unterm Dach. Aber ich war zufrieden. Fehlte auch, wie natürlich, das in Zimmern mit Betten nur germanische Canapé (Lotterbett, Bärenhaut), so entdeckte ich doch keine Verbindung mit dem Küchenherd, hatte kleine Fenster zum vollen Oeffnen und eine herrliche freie Aussicht in einen Garten, der zwar in der Sonne todt und verschmachtet lag, aber doch noch hinreichendes Grün, mehrere Statüen und die bekannte große Glaskugel darbot, in welcher aufgefangen Manchem die Welt so besonders anziehend erscheint. Hat doch sogar Lessing die Natur statt grün zur Abwechselung einmal roth gewünscht. Die Haager Gartenkugel war blaßhimmelblau.

Wohnte ich demnach auch nur wie ein Courier der „sehr

vornehmen" Herrschaften unter mir (und ich sah stolze, wunderbar schöne Myladies durch die Corridore schreiten, die unmittelbar aus Somersethouse gekommen sein konnten —!), so war ja an der Table d'hôte oder mit sonstigen Anläufen zur Vergrößerung meiner Rechnung Gelegenheit geboten, nachzuholen, was mir an Piedestal fehlte. Das Mittel, das ein bekannter deutscher Schriftsteller und berühmter Ordensjäger auf Reisen anwendet, um seine Bedeutung sofort vor dem profanum vulgus festzustellen, die Anknüpfung seiner Ordensbänder an den Schlafrock, konnte ich nicht wählen, da ich bei dem spärlichen Gebrauch, den ich von dem einzigen Orden meines Besitzes zu machen pflege, vergessen hatte, das nöthige Band mit auf die Reise zu nehmen.

„Der Haag" hat mir nun über alle Maßen gefallen. Wie man hat darauf kommen können, diese elegante Stadt, das Modell aller Städte, öde und langweilig zu finden, mögen die verantworten, die vom Städteleben nur Zerstreuungen und keine Garantie für geregeltes Pflichtenleben verlangen. Unsere nächste Aufgabe ist denn doch „der Kampf um's Dasein". Wo kann man ein Leben der Alltäglichkeit behaglicher führen, als in einer so wohlgepflegten, überraschend nach den Gesetzen des Schönen angelegten und fortgeführten Stadt! Mächtige Alleen durchziehen die Straßen, die Mauern verdecken kleine Hausgärten, die Kanäle sind nicht wie in Amsterdam zu einem Drittel Morast, sondern hell und klar und nirgends stocken oder stauen sie. Das Straßenpflaster sucht seines Gleichen. Zumeist aus Mauersteinen bestehend, die mit großer Regelmäßigkeit auf den Sandboden gelegt sind, bietet es nirgends, wie bei uns, wenn man dergleichen Wege aus Backsteinen nachzubilden versucht, Lücken, ausgetretene Stellen und ähnliche Halbheiten. Es ist ein wahrer Genuß, im Haag eine Straße hinunter zu blicken und ebenso hinunter zu fahren. Die Fenster sind spiegelblank. Da sie alle groß und fast in Ueberzahl angebracht sind, so ist die Wirkung des Glases blendend. Ein Haus scheint mit dem andern an Pflege zu wetteifern. Ist es angestrichen, etwa dunkelbraun, wie oft vorkommt, die echte Kaffeefarbe, so machen theils die vielen und großen Fenster, theils die häufig angebrachten, meist

weißen Stuccaturen, daß die Bemalung nicht stört. Nach Scheveningen zu sind die Straßen ganz besonders neu. Die Häuser tragen hier den Charakter der Villen und scheinen mir durch originelle Zeichnung noch jetzt dem alten Ruf der Holländer, große Baumeister zu sein, zu entsprechen. Manche deutsche Kirche, manches deutsche Rathhaus ist ja von Niederländern erbaut. Kurz, es ist überall ein freundlicher, lachender Eindruck, den uns der Haag bietet, in seinen Plätzen, Straßen, Kanälen, wie in den Läden und den Kaffeehäusern. In ganz Berlin giebt es kein Kaffeehaus wie das „Südholländische Kaffeehaus" am Groenmarkt und Rathhause. Wol neun Billards stehen unmittelbar neben einander in einem großen Saale, dem sich ein freundliches Gärtchen anschließt. Sei hier bemerkt, daß jedes Seidel Bier und selbst vom kleinsten Zapfjungen in einer Kneipe, wohin man sich auf „echtes bayrisches Bier" von einem Dienstmann führen läßt, nicht aus freier Hand, sondern auf dem Präsentirbrett dargereicht wird. Welch ein Gegensatz zu der seligen Fischerliesel am Schliersee im bayrischen Hochgebirge, die ihrer Zeit ihre Fische und die Krügel Bier, ein Krügel an jedem Finger der linken Hand, ihren Gästen, unter denen sich Cornelius und Görres befinden konnten, auf den Tisch setzte mit dem gemüthlichen Zuruf: „Nun, da habt's zu fresse und zu saufe!"

In dem eleganten Haag wohnt der König, den wir Alle aus seinem Verhalten in der Luxemburger Frage kennen gelernt haben. Seine Gemahlin, die Tochter König Wilhelm's von Würtemberg, Mutter zweier schon herangewachsenen Söhne, war nicht anwesend. Madame Musard, die Pariserin, fesselt die Majestät, sagt man, noch immer, obschon sie schon damals, als sie den Verkauf von Luxemburg an die Franzosen leitete, nicht mehr jung war. Der König haßt bekanntlich die Deutschen und liebt nur die Franzosen. Krieg und Frieden ist in der holländischen Verfassung ein ausschließliches Vorrecht der Krone, und in der That soll sich ein gesiegeltes Schreiben des Königs an seinen lieben Vetter Napoleon in Paris im Juli 1870 schon in des Königs Tasche befunden haben, worin er diesem mit 60,000 Mann zu Hülfe zu kom-

men versprach. Minister Thorbecke war es, der ihm diese Frucht vielleicht einer Schäferstunde entwand und ihm den Standpunkt klar machte, den Holland in dem Zweikampfe zweier großen Nationen einzunehmen hatte. Um diesen Thorbecke, der eben gestorben, trauert das ganze Land wie um den gebrochenen Mast eines Schiffes auf hoher See. Sollte Herr von Dalwigk in Darmstadt nichts dagegen haben, so möchte man in der That versucht sein, Cavour, Bismarck und Thorbecke die drei Staatsmänner der Zeit zu nennen. Auf kleinem Gebiet, aber unter unsäglichen Schwierigkeiten und Bedrängnissen hat der seinem Vaterlande zu früh Entrissene (obschon Thorbecke betagt geschieden, 76 Jahre alt) Außerordentliches geleistet. Bald an der Spitze der Opposition, bald Minister, wurde Thorbecke die Verkörperung der Erwägungen über die Lage des Landes, die ihrer factischen Bedeutung wegen nicht zu umgehen waren.

Drei niederländische Könige haben sich gewunden und wie wilde Rosse nach hinten und vorn ausgeschlagen, um ihren angebornen und anerzogenen Abscheu vor Volksfreiheit bei den Verfassungsbildungen und -Umbildungen Hollands durchzusetzen. Ihre Umtriebe zur Hemmung liberaler Maßregeln unterstützte die eigenthümliche Partheizerklüftung des Landes seit 1830. Denn weit entfernt, daß mit der Auflösung des ehemaligen Königreichs der Niederlande diejenigen Elemente in dem neu erstandenen Belgien zurückgeblieben wären, die sich mit den nördlichen Provinzen, dem Geist und den Interessen derselben nicht vereinigen konnten, zeigten sich vielmehr in den Kammern Hollands — (dort in dem schönen alten Schlosse von Gravenshage, an dem mit Schwänen belebten, von herrlichen Lindenbäumen umstandenen Weiher halten sie ihre Sitzungen —) all' die Nüancen vertreten, die einen Staatsmann, der es 1815—1830 in Brüssel Jedem hätte recht machen wollen, zur Verzweiflung bringen mußten. In Holland ist eine Musterkarte von Partheischattirungen zurückgeblieben. Da giebt es reactionäre und liberale Katholiken, reactionäre und liberale Protestanten, ultramontane und pietistische Dunkelmänner, aber auch ultramontane und pieti-

stische Freisinnige, die sich zum reinen Liberalismus nicht erheben können, wenn nicht erst für die Kirche gesorgt ist.

Thorbecke, ursprünglich Professor der Rechte in Leyden, eine Zeitlang Student in Heidelberg (wie er denn überhaupt in deutscher Wissenschaft und Politik heimisch war), suchte seinen Schwerpunkt in den volkswirthschaftlichen Interessen, in den Eisenbahnen, in der Regelung des zerrütteten Finanzwesens, in der Anbahnung einer Reform der Colonial-Verwaltung und mit besonderem Glück in der Verbesserung der Schulen. Die Mehrzahl im Volke, die nur den ruhigen, intelligenten Handelsgeist vertritt, die Mehrzahl, die im Frieden erwerben und das Erworbene ruhig genießen will, wurde Thorbecke's nachdrücklichste Stütze. In Holland wogt noch jetzt die Debatte auf und ab; jede Stadt hat eine Zeitung, die auf's lebhafteste mitspricht; immer giebt es eine brennende Frage, und der Antheil daran kann zuweilen so ausarten, daß darüber in Amsterdam Zusammenrottungen in den Straßen entstehen, wo dann der Pöbel eine ganz besonders malitiöse Haltung anzunehmen pflegt und z. B., gedrängt von berittenen Ruhestiftern, diese durch Zerschneiden der Sehnen ihrer Pferde zu Falle bringt, wie geschehen. Aber demokratisch ist Holland nicht. Die Elemente der Anarchie sind in dem reichen Lande zu spärlich vorhanden. Arbeiterbewegungen und Strikes haben hier noch keine Nachahmung gefunden. Gegen die Kaufleute und Ackerbauer treten in Holland alle anderen Stände zurück. Und mit dem Wohl dieser beiden hervorragenden Klassen ist der gemeine Mann zu eng verbunden.

Die erinnerungsreichen Räume, wo schon die Generalstaaten einer glorreicheren Periode als der jetzigen holländischen gewaltet haben, aber auch ein Patriot wie Oldenbarneveld seine letzten Stunden verschmachten, das Schaffot besteigen mußte, weil ihm Prinzenlaune seinen Ruhm beneidete, Fürsten-Undankbarkeit nicht mehr den alten Zoll der Achtung eines Schülers vor dem Lehrer erweisen wollte — dieses interessante Gebäude sah ich mir nur von Außen, besonders in dem malerisch gelegenen Hofe an. Die Aufdringlichkeit von Führern, die aus jedem Winkel hervorschießen, wenn man sich ruhig, freilich sein verrätherisches rothes Buch in der

Hand, auf seine eigenen Augen verlassen will, verleidete mir die Besichtigung, die ich dann später nicht nachholen konnte.

Eine dieser Harpyen, die mir an einer Straßenecke auflauerte, ruhte nicht eher, bis ich die Gemäldesammlung eines Oberhofmeisters der Königin gesehen hatte. Allerdings hatte ich Ursache, ihn für seinen Eifer zu loben und der abwesenden Excellenz im Geiste mein Compliment zu machen. Der Besitzer ist Garçon. Seine Geliebte ist diese Gemäldesammlung, die in vier Zimmern Bilder von außerordentlichem Werth vereinigt. Deutschland ist leider dabei nicht vertreten. Nicht einmal von einem Stuttgarter Maler, etwa Freund Rustige, hat dieser Herr Jonkheer (Holland besitzt keinen zahlreichen, aber einen sich fühlenden Adel) zur Genugthuung für die königliche Dame, bei der er im Dienst steht, ein Bild angekauft. Wir begegnen nur alten Meistern oder von neuern Belgiern und Franzosen. Deutsche Art und Kunst wird in Holland von obenher nicht anerkannt. Im Winter gesellt sich eine französische Schauspielertruppe zu einer holländischen. Hoffentlich ist die französische Oper, die es im Winter ebenfalls geben soll, nur eine Erweiterung des Schauspiels, oder hat Madame Musard wirklich noch eine zweite Truppe zur Verfügung? Seltsam, wie manche Völker sich ihre Meister auswählen! Was hat dies Holland unter Ludwig XIV., unter den französischen Revolutionairen, unter Napoleon I. erdulden müssen! Und doch — die Blicke seiner Bewohner sind nur nach Westen gerichtet, von wo ihnen, ganz nach Victor Hugo, die Civilisation zukommt. Sie haben vor den deutschen Ruhmeserfolgen allen Respect, aber auch zugleich von dem siegreichen „Militairstaat" eine Vorstellung, als wäre in ihm der Mensch zu einer Art von Hausknecht degradirt, der ihn nicht mehr für die gebildete Gesellschaft Europas verwendbar mache.

Die zweite Pression, die mein Führer auf mich ausübte (natürlich gehörte er dem Stamm an, der in Holland schon lange seine volle Freiheit genießt, auch Minister hervorbringen kann, wenn das Talent eines Lasker dazu vorhanden ist, sich aber bis jetzt noch vorzugsweise mit Schachern begnügt, ja

in Amsterdam beinahe polnische Zustände zeigt), war die, einen Wagen zu nehmen, um in „den Busch" zu fahren und das „Haus im Busch" zu besehen, den Wohnsitz unserer Landsmännin, der Königin.

Wären bei diesem Schlößchen die Gewässer ringsum nicht gar so still und todt, der grüne Laich, der auf ihnen liegt, so weit entfernt von dem Charakter hesperischer Cascatellen, man könnte sich an ein Belriguardo erinnert fühlen. Der sonnige, herrliche Himmel unterstützte die Vergleichung; ein grüner Park war da und in ihm ein Gebäude, das mit künstlerischem Auge angelegt, vornehm in seinem Treppenaufgang, sich auch vielversprechend in seinen Seitenflügeln präsentirt. In der That sucht in ihrem Innern die Rotunde ihres Gleichen. Sie ist durchweg bemalt. Man fühlt sich nach Versailles unter die historischen Bilder eines veralteten, aber majestätischen mythologischen Geschmacks, in die Rubensgalerie des Louvre versetzt, wo die königlichen Hoheiten, die Prinzen und Prinzessinnen mit Mars, Amor und Minerva Arm in Arm gehen und die Allongenperrücke, auch ohne Blumauer oder Offenbach, schon im Homer vorgekommen zu sein scheint. Hier ist es Rubens' Schüler Jordaens gewesen, der mit Hülfe anderer Künstler, die sich seiner Idee unterordneten, unter ihnen Honthorst, die gewaltige Kuppelwölbung und die Wände ringsum mit einer phantastischen Verherrlichung des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien bemalte. Die Witwe des Letzteren, eine geborene Gräfin von Solms, eine Deutsche, hat diese unzähligen Figuren, diese Schimmel und Triumphwagen, diese wilden Cyklopen, Drachen und Engel mit ihrem Witwengehalt bezahlt. Man glaubt, wenn man in der Mitte des Saales steht, eine Symphonie der Zukunftsschule zu hören, Wagner's berühmtes Lohengrinkunststück mit den viermal verschiedenartig nacheinander einsetzenden Trompeten oder einen ähnlichen Spectakel. In diesem Saal zu speisen oder gar hier zu wohnen, muß schrecklich sein. Aber darin muß der Beurtheiler gerecht sein, wenn man ähnliche deutsche Allegorieen, etwa die Welterschaffung nach Hesiod, das Schinkel'sche Durcheinander in der Vorhalle des Berliner Museums oder die gelehrten Malereien von Cornelius, Genelli und Andern

überhaupt mit diesen Arbeiten vergleicht, so verdienen die mehr als zweihundert Jahre alten Werke nach Malerei und Schwung der Phantasie den Preis. Denn diese sind mit wirklicher Inspiration geschaffen. Sie sind nicht an der Studirlampe aus Büchern, die dem Maler wildfremd sein sollten, mühsam herausgelesen. Diese Bilder hier scheinen aus dem Rahmen zu springen, z. B. die Schimmel — nein, richtiger Isabellen, die den Triumphwagen ziehen. Jeder Muskel an ihnen zuckt. Man begreift bei den Künstlern, die dergleichen schufen, den Ursprung der Ruhe nicht, die dazu gehört, ein so unruhiges Leben auszuführen.

Dann wandelten wir weiter durch die Zimmer der Königin. Leider setzten die Eindrücke, die wir empfingen, die aufregende und — abstoßende Wirkung fort. Die Wohnräume sind berühmte chinesische und japanische Zimmer, ausgestattet mit Allem, was an Hollands Beziehungen zu diesen Ländern, die den Holländer noch jetzt bevorzugen, erinnert. Zum Chinesischen und Japanischen gehört allerdings das Barocke. Daß aber eine sinnige Frau in einer solchen Fülle von Fratzen, Teufeln, Drachen, die rings als Nippsachen auf dem Kamin stehen, unter Unschönheiten über Unschönheiten, die sich in den Formen der Gefäße, Kisten und Kasten u. s. w. aussprechen, wohnen kann, ist unbegreiflich. Und doch — das Piano stand in diesem Chaos! Wenn Mendelssohn bei der Königin von Holland gespielt hätte, so würde er zur Rechten eine häßlich braune Katze und einen widerlichen Teufel von rothem Thon gehabt haben. Bedenkt man, in welcher Art jetzt geist- und gemüthvolle Fürstinnen verstehen, die Spuren ihrer Existenz dauernd in ihren Wohnräumen auszuprägen, die Sinnbilder ihres Denkens und Fühlens in Kunstwerken, Bildern, Kupferstichen, in Büchern zu hinterlassen, so würde man von diesem „Hause im Busch" mit dem Gefühl scheiden, die Schwelle des Aufenthalts einer Seele voll Leere und Alles schal und erbärmlich findenden Nichtbefriedigung verlassen zu haben, wenn nicht das in einem dieser Zimmer unter den häßlichen Butten, Kannen, Büchsen, Töpfen hängende Portrait des Amerikaners Motley, Gesandten im Haag und berühmten Geschichtsschreibers des Abfalls der Niederlande, doch wenigstens einen ein-

zigen warmen, weiblichen, wohlthuenden Zug, der die Regungen der Freundschaft und des literarischen Interesses verbürgt, hinterließe. Warum ich diese Anmerkung gemacht habe? Weil ich von einer in's Ausland verheiratheten deutschen Fürstin in ihren nächsten Umgebungen die Spuren der Verherrlichung des deutschen Namens verlange.

Es war noch hinlänglich Zeit, das um drei Uhr geschlossene Museum zu besuchen. In seinen untern Räumen, wo allerlei historischer Raritätenkram gezeigt wird, wiederum japanische Fratzen und Scheusale, auch Erinnerungen an Peter den Großen, dem ich Alles schenke, was auf seine überschätzte Persönlichkeit Bezug hat, alle seine Schiffsmodelle, Kinderstuben, Trinkgläser, ließ ich den Inhalt des einfach bescheidenen Hauses auf sich beruhen. In den obern Räumen fesselt sogleich in der Ecke des Treppenhauses ein alter Bronzeguß, Wilhelm von Oraniens Büste. Ja, ihr Dichter und Maler und Bildhauer! Wie gestaltet ihr euch einen historischen Charakter mit allen Willkürlichkeiten der Phantasie! Diese prachtvolle Scene in Goethe's Egmont: Wilhelm von Oranien kommt noch einmal, um von dem alten Freunde Abschied zu nehmen — sie hat stattgefunden zu Willebroek im Jahre 1567 — wer dächte sich hier nicht die Worte der Ueberredung, der Warnung und der dringendsten Bitte, Egmont möge den Spaniern nicht vertrauen, gesprochen von einem unserer zwar schon älteren und gesetzteren, aber immer noch aufgerichteten, männlich schönen Bühnendarsteller! Auch schon in manchem Bilde sah ich Guillaume le Taciturne, wenn nicht als Rivalen eines apollinischen Egmont, doch als eine Art Posa oder Wallenstein. Im Haag steht der Schweigsame einmal auf einem Platze als eine himmellange Figur im spanischen Kleide und ein andermal sitzt er, kriegerischer, wie ein Turnierheld zu Roß in einem Denkmal vor dem Schlosse des Königs, das der Vater der jetzigen Majestät hat errichten und von einer wunderlichen, doch gefälligen, nur die schon etwas enge Straßenpassage noch mehr verengenden mittelalterlichen Mauerstaffage umgeben lassen. Alle diese Darstellungen aber, und die beiden letzten auf unverantwortliche Weise, sind, verglichen mit diesem alten Erzguß, reine Phan=

tasiebilder. Mag auch der ungenannte Bildner den Prinzen nur in seinen alten Tagen aufgenommen haben, so wurde doch ohnehin das beklagenswerthe Opfer des jesuitenerzogenen Mörders Gerard nur etwas über fünfzig Jahre alt, und diese Züge hier zeigen einen hinfälligen, greisen, einen durch die furchtbaren Erlebnisse seiner Zeit und seiner eigenen Person, durch die ewigen Niederlagen, durch die vergeblichen Anstrengungen gegen Alba und dessen Nachfolger, durch die Hinrichtungen seiner besten Freunde, durch die Treulosigkeiten und Ueberläufereien vermeintlicher Bundesgenossen fast gebrochenen, alten Mann mit kleinem, gebeugtem Kopf, nur noch spärlichem Haar, jedenfalls gänzlich ergrautem, dünnem Bart. Dieser Kopf ist noch in einem andern Betracht lehrreich. Wilhelm von Oranien liebte die Frauen. Als ein äußerlich wahrlich nicht mehr begehrenswerthes Ideal für die Liebe wurde er der Gatte einer vierten Ehe, die er schloß. Diese Vierte war eine Französin, die Tochter des in der Bartholomäusnacht ermordeten Coligny. Sie wurde die Mutter jenes in dem „Haus im Busch" von den Malern verherrlichten Oraniers und die Ahnin eines nähern Verhältnisses der Oranier zum Hause Brandenburg. Sie soll sich mit ihrer Pariser Bildung wenig zurecht gefunden haben, weder in dem damaligen bedrängten holländischen Leben, noch in ihrem Gatten. Neben Wilhelm von Oraniens politischer Glorie läuft eine Geschichte seines Herzens parallel, und nicht ganz mit gleicher Strahlenbrechung.

Die Perle des Museums ist keineswegs der Potter'sche Stier in Lebensgröße, um den sich Alles, was am holländischen Käse interessirt ist, drängte und Sessel neben Sessel aufgestellt stand; auch nicht einer der mehren Rubens, den man sonderbarerweise fast consequent in Holland Rubbens schreibt; sondern ein Bild, von welchem soeben eine Copie genommen wurde, die Anatomie von Rembrandt. Grauenvoll ist allerdings der Gegenstand. Doch milderte diesen schon der Künstler durch die sinnige Berechnung, den zur Section bestimmten Leichnam nicht in ganzer Länge, sondern in einer Verkürzung, die perspectivisch vollkommen befriedigt, auf den Tisch zu legen. Die Präparation gilt dem

Arm der blutbedeckten Leiche. Aber nicht der leiseste Gedanke an Unschönheit kann hier aufkommen in Folge der Erhabenheit des Vorgangs selbst. Der Professor steht vor uns wie der würdige Repräsentant einer weihevollen, heiligen Stunde im Leben der Wissenschaft, ein Lehrer, ein Prophet. Mit begeistert-ernstem Forscherblick untersucht er das schönste Gebilde der Schöpfung und sucht im Tode nach dem Geheimniß des Lebens. Diese Schüler — lebensvoll sind sie um ihn her gruppirt. Es sind nicht alles unbärtige Jünglinge, sondern gereifte Männer darunter, die vielleicht von weither, aus Deutschland, Frankreich gekommen, um sich die Ergebnisse der Leistungen eines vorgeschrittenen Forschers anzueignen. Unserer modernen Cigarre, die wol jetzt, zum Zeichen der Gleichgültigkeit gegen die Peinlichkeit der anatomischen Morgue und als Präservativ gegen den Geruch, am Cadaver geraucht werden darf, entspricht der Hut, den der Professor aufbehalten hat. Die dunkle Färbung der von den Studentenköpfen geworfenen Schatten ließ mich Anfangs glauben, auch die Leydner Studenten seien auf dem Bilde nicht barhaupt, ein Irrthum, von dem ich lange nicht loskam, da auch mein Scheveninger Barbier, der vielleicht in Leyden studirt hat, mich regelmäßig mit dem Hut auf dem Kopfe rasirte. Aber auf einer Photographie, die hoffentlich nach keinem veränderten Kupferstich aufgenommen worden ist, sind die Studentenhäupter entblößt. Die mächtigste Verschönerin des Stoffes, der zugleich wunderbar gemalt, im Lichteffect mit classischer Meisterschaft behandelt ist, bleibt die Ehrfurcht, die uns vor dem heiligen Beruf der Wissenschaft erfüllt, der Schauer der Freude über die Fortschritte einer Aufklärung, der man selbst solche Opfer der Selbstüberwindung zu bringen im Stande ist.

Soll man nun sagen: Eine Sehenswürdigkeit des Haag ist *Scheveningen*, oder: Eine Sehenswürdigkeit von Scheveningen ist der Haag?

An der Table d'hôte unter den „Sehr Vornehmen" galt der letztere Satz. Niemand wollte anderswohin als nach dem berühmten Fischerdorfe, wo sich die Meereswoge an der sandigsten, molligsten Düne der Welt bricht, wo sich aber auch

— der holländische Gulden (er ist von gleichem Werthe wie der süddeutsche) ganz nur noch in einen französischen Frank verwandelt hat. Scheveningen ist das theuerste aller Seebäder. Ich habe ihm sechs Tage gewidmet und muß ihm ein eigenes Kapitel geben. Die in solchen Fällen der Annäherung an das Meer bei den deutschen Schriftstellern übliche Ekstase, Poseidon's, des feuchten Lockenschüttlers, Anruf, einige Liebesblicke mit den Nereiden, einige Schmeichelworte für die Oceaniden, einige Griffe in die alte Nordlandsharfe, etwas Mövengeflatter und zum Schluß ein jauchzendes „Thalatta! Thalatta!" (mancher unserer betriebsamen Literaturmacher glaubt gewiß, diesen Ausruf hätte H. Heine und nicht die 10,000 xenophontischen Griechen erfunden) — diese Feuilletonkünste wolle mir der freundliche Leser erlassen, aber auf den Gegenstand wohlgeneigt gespannt bleiben.

3.

Sollte der Leser geneigt sein, sich einmal an der Düne von Scheveningen in Amphitritens Arme zu werfen, so muß ihm gerathen werden, bereits in dem betreffenden Winter, der seinem Vorhaben vorangeht, eine Correspondenz mit dem Magistrat der königlichen Stadt Haag zu eröffnen.

Diese so schöne, comfortable, reinliche Stadt (man lernt letztere Eigenschaft in einer Stadt wie Berlin schätzen), deren Wahrzeichen ein Sumpf- und Röhrichtvogel, ein Storch ist, der einen Fisch verspeist, ist die Besitzerin der Badegerechtigkeit von Scheveningen, unterhält die Verwaltung eines großen Logir- oder Kurhauses und hat als ebenbürtige Rivalin nur noch eine Actiengesellschaft, die nebenan auf dem Rande des mächtigen Deiches, der die Sturmfluthen abhält, eine gleiche Veranstaltung für die Unterkunft von Mynheers und Mevrouwes mit Gouvernanten, Bonnen, Bedienten u. s. w. begründet hat.

Sind diese beiden Localitäten, die etwa 60—80 Parthieen aufnehmen können, besetzt, so bietet sich noch ein halb Dutzend unterhalb jenes mächtigen Deiches angelegter „Villen" zur Vermiethung dar. Das ist aber auch beinahe Alles, was

dem Bedürfnisse bequemer Unterkunft entgegenkommt. Natürlich ist schon seit Wochen, ja Monaten Alles in Beschlag genommen; die reichen, holländischen Familien bekommen gutgeschrieben: Von dem und dem Datum an gehören Nr. 60, 61, 62 auf 6 Wochen dem Mynheer Jansen von Oudewater u. s. w.; unmittelbar darauf hat eine andere Familie die Anwartschaft, und nur einmal das Krankwerden eines Familiengliedes oder das Entlassen eines Domestiken bringt eine Möglichkeit, daß die Verwaltung ein Zimmer auf einige Tage anderweitig abläßt, wie mir das Glück zu Theil wurde, der ich ein Gesindezimmer mit Tisch, zwei Stühlen und sogar zwei eisernen Betten zugleich, aber nur auf sechs Tage, eroberte.

Es fehlt hier eben aller Unternehmungsgeist, aller Schwung des speculativen Hoffens und Vertrauens, der z. B. in unsern kleinen Ostseebädern einen Bau nach dem andern hat entstehen lassen. Das holländische Phlegma sieht den Schaden ein, hilft ihm aber nicht ab. An dieser herrlichen Düne, an ihrer Parallele, dem prächtig gepflasterten Deiche, einer der schönsten Promenaden der Welt, sollte sich doch schon längst Haus an Haus erhoben haben. Wer vermag, ohne erhitzt an die Badestelle zu gelangen, den weiten Weg zurückzulegen, der denen zugemuthet wird, die im Hotel Zeerust am Hafen oder in dem Fischerdorfe selbst wohnen sollen? Ja, man verweist die Badegäste sogar nach dem Haag und muthet ihnen demnach zu, sich nach dem genommenen Bade, mit doch nur halb getrocknetem Körper, durchfeuchteten Kleidern, in den Tramway-Omnibus zu setzen, der, von allen Seiten offen, die beste Bürgschaft für eine Erkältung ist. Kurz, Scheveningen hat Platz, um ein Weltbad zu sein. Wer aber nicht seine bequeme Unterkunft im „Grand Hotel" oder „Hotel garni" oder, wenn er einen weiten Weg zur Badestelle nicht scheut, im Hotel Zeerust (See-Rast) schon im Voraus sicher und gewiß hat, der vermeide den Reiz gerade dieser Düne, so verlockend sie auch sonst nach dem Charakter ihres Wellenschlages und der unmittelbaren Nähe eines großen Parkes und einer großen Stadt sein mag.

Die Bewohner Scheveningens, welches Fischerdorf ganz

abseits von der Badestelle gelegen und durch einen gewaltigen Deich, der jedoch nach der Hafenseite zu nicht geschlossen ist, gegen dessen Tücke geschützt ist, können unmöglich mit den Holländern von einer und derselben Race sein. Holland wurde in uralten Tagen durch Einwanderungen bevölkert. Wenn diese Scheveninger Männer und Frauen des Abends feiernd zusammenstehen und sich von ihnen, vom Hafen aus, wo nur Fischerbarken und diese theilweise weit vom Wasser auf dem Sand liegen, auf dem herrlichen, hochgelegenen, gepflasterten Damme eine bescheidene Minorität dem Kurhause nähert, so erstaunt man über diese meist blondhaarigen Athletengestalten, diese Frauen und Mädchen, die fast alle über das übliche Maß unseres Wuchses hinausragen. Es sind darunter Gestalten, wie sie in den Hünengräbern gefunden werden. Gewiß hat man hier Abkömmlinge der alten Friesen vor sich, die sich halb zu Wasser, halb zu Lande den Küstenrand Hollands eroberten. Und keinem deutschen Lyriker will ich rathen, eine solche nordische Maid von Scheveningen, deren Wuchs der Tanne gleicht, zum Gegenstande einer Heine'schen Seebad-Reminiscenz zu machen, so verlockend, ja spöttisch verlockend auch die hochgeschürzten, auf derben Holzpantoffeln und langen, weißwollenen Strümpfen daherschreitenden Jungfrauen den vorübergehenden Fremdling anlachen oder, wie sich die Lyriker in solchen Fällen ausdrücken würden, „kichern". Jeder Versuch einer Helgolanderei à la Lichnowski würde übel ankommen. Diese Frauen stehen im magischen Dämmerlicht, wenn sich die letzte Gluth des majestätisch untergegangenen Taggestirns in Dunkelviolett verwandelt hat, und in dem von allen Seiten hell aufblinkenden weißen Sande mit den spärlichen halbvertrockneten Halmen eines langen, in Büscheln wachsenden Grases, wie die Geisterjungfrauen da. Man kann sich so die Mägde der Velleda denken.

Im Uebrigen ist der Mensch in Scheveningen auf seine innern Ressourcen angewiesen. Es soll ein Lesezimmer vorhanden sein; ich habe es nicht entdecken können. Musik ertönt allabendlich von sieben bis neun Uhr. Ein Wiener, Hr. Botgorscheck, berühmter Flötist, ist seit Jahren nach dem Haag verschlagen, Mitglied und zuweilen auch Dirigent der Kapelle des Königs

und Unternehmer dieser Kurmusiken, die ein gewähltes Repertoire bieten. Auch hier Deutschland auszuschließen, verbietet sich wol dem französelnden Haag von selbst. Der Walzer und die symphonische Musik, in der Oper wenigstens Weber, machen ihre Rechte geltend. Vor dem deutschen Ungeschmack der sogenannten „Potpourris“ bewahrt Hr. Botgorscheck so viel als möglich die Ohren seiner Hörer. Ich gestehe, gelinde Anfälle von Verzweiflung zu bekommen, wenn ich gelegentlich sich die jetzt von den militairischen Kapellmeistern heruntergezogene öffentliche Musik in den geschmacklosesten Zusammenstellungen von hundertundeiner Melodie ergehen höre. In einem Biergarten mag dergleichen geduldet werden. Aber z. B. am Kurhause von Wiesbaden, wie mir in diesem Monat Mai geschehen, die Kapelle von einem endlosen Quodlibet sogar auf „Was gleicht wol auf Erden dem Jägervergnügen“ — kommen zu hören — ich mußte mich aus dem Bereiche solcher Concessionen an den Ungeschmack der Zeit und — ich glaube der reisenden Amerikaner — entfernen.

In Scheveningen giebt es kein Spiel, keine Bälle, keine Demimonde. Hier herrscht nur die Familie. Die Hauptmatadore der Kurgesellschaft sind die Kinder. Diese wühlen entweder noch im Sande, der die kühnsten Biber- oder Kaninchenbauten ermöglicht, oder sie studiren über brillante Toiletten, die Hauptbeschäftigung der jungen Damen unserer Zeit. Wo man hier hinblickt, begegnet man Eleganz und sich fühlendem Besitz. Die Schönheit der Töchter, die hier am Arm ihrer Väter auftreten, der jungen Frauen, die nachlässig hingegossen an den Fenstern (gleichbedeutend mit Thüren) ihres Salons in den beiden großen und beinahe einzigen Hotels im Klappstuhl liegen, ein Buch in der Hand, ist allerdings ungewöhnlich. Wenn der Abend milde heraufzieht, der Sturmwind nicht das Verweilen am Kurhause nur in schützenden Ecken und Winkeln ermöglicht, der Mond auf dem ruhigen Spiegel des Meeres erglänzt, rings die Gasflammen, viel zu früh für die noch herrschende Helle, aufblitzen, dann ist jeder der hunderte von Tischen besetzt, und wo man hinsieht, erblickt das Auge eine reizende Gestalt oder eine geschmackvolle Toilette. Liefern die Holländerinnen oder die Eng-

länderinnen ein größeres Contingent zu dieser Schönheitsflora, die des Abends am Kurhause von Scheveningen aufgeht, ich weiß es nicht; aber der Genuß ist da bis zum Wohlgefallen, das man an der Anmuth der Kinder haben kann. Bildschöne Knaben sprangen in malerischen Costümes umher. Van Dyk hätte sie nicht sehen können, ohne Verlangen zu tragen, sie zu malen.

Zur Beförderung des bloßen Vegetirens und Träumens, worauf man in Scheveningen angewiesen ist, und auch, wie es scheint, allein angewiesen sein will (zu den angekündigten Bällen oder „Reünions", selbst wenn als Compelle intrare „einfache Stadttoilette" vorgeschrieben steht, kommt niemand), findet man unten am Meere, dicht an dem nassen Striche, den die letzte Fluth zurückgelassen hat, eine besondere Veranstaltung. Ueber hundert große, dauerhaft geflochtene Körbe, anzusehen wie gewölbte Nischen oder Schilderhäuser, und einen Sitz enthaltend, in der Rückenwand gegen die Sonne geschlossen, stehen hier zu vermiethen für Monate, Wochen, Tage oder Stunden. Sie sind für holländisches Phlegma, nach Andern für Luftbäder berechnet. Man kann darin einschlafen, und athmet doch noch den stärkenden Hauch des Meeres. Manche corpulente Dame, die ihren beständigen Mangel an guter Luft mit dem Mangel an Luft überhaupt verwechselt und überall da, wo sie nur einfach organische Brustbeschwerden hat, mephitische Ausdünstungen wittert, glaubt sich hier von ihrem Asthma befreit. Aber auch wie balsamisch, wie stärkend ist diese Luft! Man athmet das Jod des auf dem Meeresgrunde ruhenden Seetangs, das wie in Luft aufgelöste Salz des Meerwassers ein. So sitzt man stundenlang in einem jener Körbe und die Enkelchen oder Kinder spielen ringsum im tiefen Sande, drängen zum Ankauf von Muscheln, bleiernen Medaillen und allerhand Krimskrams, der auch hier von der Bäder-Industrie, doch in unendlich geringfügigerer Dimension als bei uns, angeboten wird. Hier sind keine langen Reihen von Buden aufgeschlagen mit Tiroler Handschuhen und Gmündner Goldwaaren. Die eleganten Läden auf der Spui- und Veenestraße im Haag ersetzen jeden Be-

darf. Nur das Glücksrad taucht zuweilen auf. Der Holländer verehrt, wie jeder Kaufmann, die Dame Fortuna. Ich begegnete dieser Neigung schon im Haag. Dort befindet sich ein Magazin japanesischer Industrieproducte, das durch sein Aushängeschild „Königlich" schon Manchen irre geführt haben mag. Man glaubt wunder die Sachen, die hier aufgestapelt liegen und zum größten Theile von europäischer, französischer, deutscher und belgischer Industrie stammen, Bronze- und Alfenidewaaren, wie wohlfeil erstehen zu können. Aber weit gefehlt! Die holländisch gestellten Preise schrecken vom Kaufen ab. Da man aber, nach Bädeker, „anständigerweise dieses Local nicht verlassen kann, ohne eine Kleinigkeit gekauft zu haben", so segnete ich den Einfall des königlichen Magazinters, dem Nichtanstand seiner Besucher vorzubeugen. Wenn man scheidet, erhält man von zarter Hand eine Schachtel mit Loosen zur Ausspielung. Geordnet liegen die Gegenstände, die man gewinnen kann, vor uns. Ich gewann für einen Gulden eine Schachtel Stahlfedern, leider aber nicht die rechte, die ich seit Jahren suche. Ach, der Mensch sucht in seiner goldenen Jugend das Glück, in seinen Mannesjahren, schon resignirter, nur noch die beste Cigarre, in seinem Alter nur noch die beste Stahlfeder!

Die Einrichtungen zum Baden gehen am Schnürchen. Man löst sich nicht weit vom Kurhause eine Karte und macht einen allerdings höchst beschwerlichen und sonderbarerweise nur zur Hälfte durch gelegte Bretter erleichterten Weg durch den Sand bis zu den Badekarren, die ein Gaul einige zwanzig Schritte in die überaus flache Meeresbrandung zieht. Rothbehosete Fischerknechte — zu gut bekleidet, um sie Wasser-Geusen zu nennen, ich nannte sie Meer-Zuaven — leisten Bedienung. Bei Meeresstille ist die Welle unbedeutend. Doch als sich Stürme erhoben hatten, ein Gewitter sich austobte, gerieth die See in eine Aufregung, die jedes Fischerboot vom Ausfahren auf den gewohnten Erwerb zurückhielt, aber den vollen Reiz eines Bades in der See gewährte. Während sich die Atmosphäre längst beruhigt hatte, tobte noch das feuchte Element. Mächtig schlugen die heranrollenden Wogen an den Karren, der bei jedem Anprall einige Zoll zurückfuhr.

Das Abwarten der schäumenden Woge, das Berechnen ihres Heranrollens, Näherkommens und endlichen Eintreffens, der Widerstand, den der ausgestreckte Körper dem schäumenden Gischt bietet, ist ein Genuß, der leider nur zu flüchtig vorübergeht. Denn das Heilsame aller kalten Bäder besteht in dem ersten Moment der Berührung des Wassers, dem zweimaligen Untertauchen und dem sofortigen Hinaus wieder in die Luft, die unsere natürliche Lebenshypostase ist — falls nicht unsere urweltlichen Vorfahren, nicht nach Darwin, die Affen, sondern, wie ein Jenaer Professor versichert, die Frösche waren.

Die Himmelswölbung, die über einem so günstig gelegenen Seebade wie Scheveningen ausgespannt ist, scheint unermeßlich zu sein. Die Ausdehnung, die der Blick verfolgen kann, nimmt kein Ende. Es sollte, so schien in den Luftschichten beschlossen, schlechtes Wetter werden, aber bei dieser Ausdehnung des Himmels war es nicht möglich, daß der Horizont vollständig ergraute. Immer wieder schimmerte über den tief hangenden düsteren Wolken ein freundliches Blau hervor und siegte zuletzt. Jenes Gewitter war ein aparter Vorgang auf der einen Seite dieses Horizonts, weshalb ich die Sodawasserverkäuferin, die zwischen Cour des Bains und Hotel garni ihre hier in der Regel mit Cognac versetzte Erfrischung spendete, albern finden mußte, als sie während des bischen Blitzens und eines noch fernen Donnerrollens schon die Fenster ihrer Bude zugezogen hielt und durch nichts zu bewegen war, von der Einstellung ihrer Functionen abzulassen. Eine Pommerin in Swinemünde wäre dreister gewesen.

Das aufgeregte Meer brauchte Tage, um sich wieder zu beruhigen. Jetzt überwog in dem Totalbilde die weiße Farbe die hellgrüne. Die vielen, von der Höhe des Meerspiegels herabrollenden schäumenden Wogen schienen immer eine einzige geworden zu sein; die Fernsicht nahm die Zwischenräume fort. Diesem anziehenden Schauspiele ließ sich stundenlang mit einer die Gemüthsstimmungen mehr beruhigenden als aufregenden Wirkung zusehen. Ueberhaupt wie calmirend ist ein solcher Aufenthalt in der Nähe eines von unserer

Macht nicht abhängigen großen Naturlebens! Wie regt sich da die Ueberzeugung, daß man in seinem Innern hundert rebellische Geister zum Schweigen zu bringen hat! Das ist es, was die Langeweile Scheveningens classisch macht. Man muß es einmal satt haben das Gewühl der Zeit, satt auch in unserm lieben deutschen Vaterlande die fast fieberhaft gewordene Machtanstrebung, Machtanmaßung, Gewinnsucht, Existenzjobberei, diesen Schwindel, der bis in die geistigsten Dinge hineinreicht, das Triumphgeschrei der Einen und das Zetermordio der Andern, um in solchem Frieden, in solcher Stille eine Wonne zu finden —! Ja, man muß sein Ohr durch das Geschrei des großen Marktes überreizt, sein Auge abgestumpft haben durch die Unschönheit so vieler alten Dinge und so vieler neuen, die erst werden wollen. Dann kann man aber auch vom Lago Maggiore kommen und man sieht mit Wohlgefallen auf diese Sandhügel mit den symmetrisch, als wären es köstliche Rebstämme, angepflanzten — Grasbüscheln, die ein Anschlag ernstlich vor dem „Asplucken“ in Schutz nimmt. Gewiß, großartig ist die Zeit, in der wir leben, und eine Blüthe des Jahrhunderts gerade der gegenwärtige Moment, ganz berechtigt, gefeiert zu werden, und nicht blos von den Männern gefeiert, die da sitzen Unter den Linden mit kaltgestelltem Sect, die Speisekarte in der Hand, in der einzigen Erwartung, ob die Trüffeln bei Ewest zahlreicher zum Ragout verwendet werden oder bei Hiller. Aber darum kann diese Zeit doch angeschuldigt werden, daß sie wunderliche Lebensarten aufgebracht hat, kalte Beziehungen der Gegenseitigkeit, Rücksichtslosigkeiten auf Alle, die nicht wir selbst oder unsere Förderer sind. Unser glorreicher Krieg hat auf die Haltung unseres Volkes nicht in Allem gut gewirkt. Wir polemisiren gegen die Anschuldigungen, die uns von den Franzosen kommen, aber man sehe doch nur die eingestemmten Arme, womit sich Alles jetzt bei uns Platz zu machen und am siegreichen Eventus betheiligt zu zeigen sucht. Unter den zwei- bis dreitausend Menschen, die an einem schönen Sonntag Abends auf der Düne von Scheveningen beisammensaßen und durcheinander lustwandelten, sprachen Holländer, Engländer, Amerikaner, Russen

ruhig und still, die Deutschen nur und Franzosen überschrieen jede nachbarliche Tischconversation. Jene, weil sie sagen wollten: Wir sind es! Diese, weil sie wahrscheinlich sagen wollten: Wir waren es und werden es wieder sein!

Doch am Tage herrschte Sabbathruhe. Jede Dame, die so glücklich war, ein Zimmer mit Meeresaussicht und Canapé gefunden zu haben, konnte hier ihren Lieblingsschriftsteller, wenn sie diesen mitgenommen hatte, dreimal wieder lesen. Malte sie, und hatte ihre Familie und ihren Farbenkasten bei sich, so konnte sie alle ihre Geschwister, Tanten und Großmütter und den Familienmops dazu aufnehmen. Nur derjenige fliehe vor Scheveningen, der nicht vorher, ehe er ankommt, ein sicheres Quartier und im Uebrigen Angst hat, mit sich allein zu sein.

„Wollen Sie nicht holländische Staatspapiere kaufen? Sie stehen zu gutem Cours!" sagte die Frau eines Wechslers, deren es in Scheveningen mehre giebt, als ich (mit bedeutendem Gewinn) preußisches Papier in holländisches verwechselte.

Ich fühlte mich über diese Anrede der jungen israelitischen Dame an die Eisenbahn- und Telegraphenschalter Süddeutschlands versetzt, in Löwe-Calbe's Eldorado der halbvollendeten Frauen-Emancipation.

Doch scheinen in Holland auch nur die Juden abzuweichen von der alten Ansicht, der zufolge die Frauen in jeder Annäherung an die Ausübung öffentlicher und nur dem Manne wohl anstehender Aemter eine unerfreuliche Erscheinung sind. Wie man wenig vom „Socialismus" in Holland findet, so auch keine „Frauenloos"-Agitation. Das weibliche Geschlecht sieht man nur als dienendes oder am Arm der Männer. Nicht einmal Kellnerinnen habe ich in Holland bemerkt, wie denn auch ein so excentrisches Kneipen- und Wirthshausleben, wie uns Deutsche jetzt schändet, hier nicht vorhanden ist. Wo die Frau in ihrer Sphäre bleibt, nicht an Stellungen Theil nehmen will, wo sie durch ihr Geschlechtsleben eine ständige, sie vor den Männern demüthigende und die Männer selbst peinlich berührende Unterbrechung erleiden würde, kann sie nur ein Gebild aus Himmelshöhen bleiben und so ge-

feiert werden, wie die Malerei der Holländer die Frau gefeiert hat. Individuell persönlich feierte der holländische Pinsel die Frauen, nicht wie der italienische, nur ideal — Rubens sogar im Preise seiner Ehefrauen bis zu einem Eindruck von Komik. Herrliche, charaktervolle Frauenköpfe hat uns die niederländische Kunst hinterlassen. Edle Matronen, sinnige Töchter, bescheiden einfache Hausfrauen. Zum Glück ist die Nation so reich, daß sich schon aus diesem Grunde die Frage vom „Frauenloose" nicht besonders aufdrängt. Was sich an gescheiterten Hoffnungen auf dem Gebiet des weiblichen Lebens vorfindet, kann in den reich dotirten Stiften, Parallelen der belgischen Beguinenhöfe, zu Trost und Beruhigung verwiesen werden.

Wie ein schriller Mißton fiel in diese Ruhe am majestätischen Meer, in dies Säuseln des schattigen „Boschs", welcher Scheveningen vom Haage trennt, in diesen monotonen Galopp des einzigen Reiters, der die menschenüberfüllte Treckschuyt vom Haag heraufzieht und wieder hinunter, in diese Signalrufe der Tramwayomnibus und das jeweilige Acuzena-Gejammer eines Leierkastens auch hier — ein Besuch aus Amsterdam, die deutsche Truppe des Heern van Lier daselbst, der als Isaak van Lier, wahrscheinlich junior, ebenfalls zu den Mitwirkenden seiner Truppe gehörte. Warum „Mißton"? Diese deutschen Landsleute, die in dem mit Stühlen besetzten und mit einer kleinen improvisirten Bühne versehenen Kursaal Vorstellungen gaben, versetzten mich in den Jammer unseres bildungslosen Theaterlebens, in den letzten Eindruck zurück, den ich vom gegenwärtigen deutschen Theater in Boppard und Köln mitgenommen hatte. Nicht spielen hatte ich die Künstler von Kölns neuestem Theater, einem Sommer-Tivoli, gesehen, nur sich allmälig vorbereiten, zurüsten und ansammeln an einem Brettergerüst, das ein Theater vorstellen sollte und dessen Decorations- und Garderobenschätze Nachts ein an die Kette gelegter Hund zu bewahren schien; denn am Musentempel lag dichtan die Hundehütte. Hoffnungsvolle Jünglinge, die gestern noch das Barbierbecken schwangen, Jungfrauen, die in einer Cigarrenfabrik ihre ersten Schritte in's Leben machten, schienen

mir da der Nachwuchs der deutschen Theater geworden zu sein, der Stamm, aus welchem sich die lebenslänglichen Engagements an den kaiserlichen Hoftheatern entwickeln sollen —!

In Scheveningen hörte mein Ohr in abendlicher Stille am noch immer bewegten grollenden Meer des Meerkönigs festlichen Reigen, die Sängerharfe wurde auf versunkenen Schiffen geschlagen, Geisterstimmen flüsterten Lieder über den Wogen von tausendjährigen uralten Völkergeschichten und Weltbegebenheiten, und da plötzlich erwachte ich zu —: „Gott sei Dank, der Tisch ist gedeckt", zum „Schwert des Damokles", zum „Salz der Ehe" — und wie sie heißen, die täglichen Bekleisterungen unserer Littfaßsäulen und die Bettelprogramme der Wandertruppen durch Deutschland und ach leider! auch — unserer großen Hoftheater. Der Gegensatz war traurig.

Aber er hätte zu jenem Humor gehören können, der schon bei Shakespeare anerkannt ist als das jeweilige Product einer im Menschen zweifelhaft bleibenden Stimmung ob mehr zum Lachen oder zum Weinen — falls nur Herr van Lier, wahrscheinlich diesmal senior, zu seiner Truppe gesagt hätte: „Ueberblicken Sie gefälligst das Terrain, meine Herrschaften! Bedenken Sie den winzig kleinen Saal; die wenigen Zuschauer — bedenken Sie, daß hinten im Saal sogar noch ein Glücksrad aufgestellt ist, wo derjenige, der kein Deutsch versteht, sich nur mit Gewinnen und Verlieren beschäftigt! Sprechen, aber schreien Sie nicht —!" Damit habe ich Alles gesagt. Unsere Landsleute spielten in dem kleinen Saal gerade wie in unsern Tivolis. Nächtliches Dunkel schien ihnen auf den Bäumen und Büschen zu lagern, eine ungeheure Zuschauermenge bis an den Rand, wo noch allenfalls Gaslaternen stehen, ausgebreitet. Ihr Sprechen wurde Schreien, ihr Spielen Toben. Die Pointe der Stücke schien immer eine Art Handgemenge. Oder sollte das Grobkörnige, Unfeine, Schreiende schon in den Stücken selbst gelegen haben? Wie sich der Verfasser des „Damoklesschwertes" in solcher Form, wie er schildert, einen Buchbindermeister möglich gedacht haben kann, dem die Erinnerung an den

Namen „Damokles“ nicht a tempo kommen will und der sich nun wie ein Rasender geberdet, ist mir ein Anlaß zum psychologischen Nachdenken gewesen. Der Darsteller gab geradezu einen Verrückten. Jeder andere natürliche, nicht nach vorausgesetzten falschen Theatererfordernissen construirte Mensch würde über den unablässig gesuchten und nicht gefundenen Namen in Zerstreutheit verfallen sein und in diesem Zustande komischer Unzurechnungsfähigkeit dies und das verkehrt angefaßt haben; aber hier geräth Einer in Berserkerwuth über das ihm fehlende Wort. Er wirft seinem Schwiegersohn, einer Erscheinung, die jeder Vater versorgungsbedürftiger Töchter mit einigem Anstand behandelt, beim Eintreten in's Zimmer mehre Bände Conversationslexikon an den Kopf. Fast scheint es, daß es der Autor, der sich auf das Ausbrechen eines wiehernden Gelächters der Roheit an dieser Stelle berufen durfte, selbst so gewollt hat. Man mußte seinen Hut nehmen und sich einer Erinnerung entziehen an Deutschlands Bühne, wie sie ist und wie sie uns hier im Auslande beschämt. Denn da hätte beinahe der Russe Turgenjeff Recht gehabt, wenn er zum Dank für die ihm von den deutschen Kritikern gespendeten Lobhudeleien sagte: Der schlechteste französische Schauspieler ist noch besser als der beste deutsche!

Das große Logirbuch des Hotel garni mußte an einem bestimmten Datum über meine beiden eisernen Bettstellen, meine zwei Stühle, den Schrank und den Waschtisch anderweitig verfügen, und so verließ ich denn lieber, statt noch schlechter oder von der Düne entlegen zu wohnen, Scheveningen ganz. Als ich in Amsterdam angekommen, merkte ich unmittelbar nach dem ersten Ankunftszeichen der Locomotive, daß ich in Scheveningen etwas mir Wichtiges vergessen hatte, einen Gegenstand, dessen Nachschicken ich der zweifelhaften Gefälligkeit des Hotelwirths nicht überlassen durfte. Ich kehrte sofort nach Scheveningen wieder um, fand auch schon mein Zimmer in Beschlag genommen von den Spuren holdester weiblicher Existenzen, farbigen Roben aller Art, rothen Unterröcken, koketten Badecostümes, aber am Abend war ich

mit meinem noch glücklich entdeckten Eigenthum wieder in Amsterdam.

Daß sich auf diesem, demnach an Einem Tage dreimal zurückgelegten Wege die Zahl der Windmühlen rechts und links nicht gut ausrechnen ließ, daß ich nur sah, Wasser, Sumpf, Wiese lagen in einem ewigen Kampfe, wobei ich aber wieder nicht entdecken konnte, wer der Sieger, wird man bei meinem Unternehmen, wo sich meine Befähigung, objectiv zu beobachten, abstumpfte, natürlich finden. Ja, als ich schon in der Beherrscherin des Süßwassersees Y, in der thurmreichen Hauptstadt Hollands angekommen war, fand ich mich, obschon ich sie von früher her kannte, noch so wenig zurecht, daß ich das Ende der tageshell erleuchteten, rauschenden Kalverstraat für den Anfang nahm und nicht bemerkte, wie mein mich befremdendes Hotel gerade an der Stelle lag, wo ich früher schon längst heimisch gewesen.

So sei es denn dem jedenfalls wieder, wie in diesem Juli fast täglich, goldensonnig aufgehenden Morgen überlassen, neue Sammlung zu bringen für das Studium und die Beschreibung dieser wunderbarsten, großartigsten Pfahlbaute, die je über Wasser, Schlamm und Moder erstanden ist und sich noch bis in die Gegenwart mit unerschüttertem Bestande, ja mit königlichem Glanz erhalten hat.

4.

Das Wunder der Welt war im 17. und bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts nicht Paris oder London, sondern Amsterdam.

Große Kupferwerke, wie sie in unserm Jahrhundert über die erstgenannten Städte erscheinen, waren von Amsterdam schon im Beginne des vorigen Jahrhunderts die mit Staunen betrachteten Leistungen Nürnberger und Frankfurter Kupferstecher. Die Möglichkeit, auf Sümpfen zu bauen, wurde für Hamburg (der alte Rödingsmarkt), für Berlin (die Schleusen und Grachten zwischen Ober- und Unterbaum) von Amsterdams Bauart entlehnt, einer Stadt, wo sich ein Gebäude wie das stolze, mit dem prachtvollsten Saale Europas

ausgestattete Rathhaus, über Tausenden von eingerammten Pfählen erhebt. In der Geschichte der Staaten, des Handels, der Kunst und Wissenschaft hat sich diese alte, aus bescheidenen Anfängen entstandene Stadt Amsterdam die ruhmvollsten Blätter erworben.

Aber nicht leicht ist die Orientirung unter diesen zahllosen Brücken, die sich einander alle ähnlich sehen, in diesen kaum zu unterscheidenden Straßenzeilen, die in der Mitte von einer mit trübem Schlamm versetzten, mit Kähnen bedeckten Wasserstraße durchschnitten sind. Um sich zurecht zu finden, muß man gleichsam wie der Vogel in den Lüften schweben und sich das Gesammtbild der Stadt aus dem Studium des Stadtplans zurückrufen. Die Eleganz des Haag wird nicht erreicht, obschon sich Ansätze dazu in der Heeren- und Keysersgracht finden. In einer Handelsrepublik, wie man denn doch die ziemlich freie Municipalverfassung Amsterdams zu nennen hat, hütet sich der Eine gegen den Andern zu sehr hervorzutreten. Als die Reichsten in Holland bezeichnet man noch immer die ursprünglich englischen Hopes. Jüdische Häuser haben den Glanz dieses Namens noch nicht erblinden lassen, obschon die treibende Macht des Mammon auch hier, wo sich jüdisches Leben fast, wie ich schon sagte, mit polnischem Elend verbindet, doch schon Namen wie Lippmann, Rosenthal, Wertheim, Gompertz u. A. zu den hervorragenden Stützpfeilern der Börse gemacht hat. Die Commanditaire Rothschild's rissen sich vor einiger Zeit von ihren Auftraggebern los und überließen den Frankfurt-Londoner Börsenkönigen, ihre Maßnahmen für Amsterdam, das den Bevollmächtigten vernachlässigt erschien, selbst durchzuführen.

Natürlich war im Juli die Börse still. Die meisten Kaufleute waren mit den Ihrigen auf Reisen oder lebten auf dem Lande. Doch hatte ich diesen Tummelplatz sich ausweichender oder begrüßender, meist großartiger Interessen schon früher im Winter gesehen, wo kaum durch die Menschenmasse hindurchzukommen war. Ob für Kaffee, Reis, Taback oder für Metalliques und was diesen ähnlich sieht (von österreichischem Papier war Holland sonst überschwemmt), gleichviel, die Amsterdamer Börse ist das Zifferblatt eines gewal-

tigen Verkehrs nach allen Richtungen hin. Wenn Holland in Europa isolirt zu stehen scheint, so liegt der Grund in der mächtigen Gravitation seines ganzen Lebens zur Seeseite. Hollands gesundester Lungenflügel ist das fernste Ausland, sind seine Stationen und Factoreien jenseit der Meere. Wie sehr dabei dieser ehrgeizige Staat bedacht ist, sich schon jetzt vor etwa vorhandenen Gegnern oder unholden Nachbarn, noch mehr vor vielleicht mit Unrecht gefürchteten künftigen Beeinträchtigern seines durch die Zeiten allerdings immer mehr verkürzten und geschwächten Bestandes zu schützen, ersieht man im Reichs-Marine-Hafen, wo man allen Vorrichtungen zum Wettkampfe der nationalen Leidenschaften begegnen und die Werkzeuge der Zerstörung mit demselben Eifer hergerichtet finden kann, wie in Essen bei Krupp oder auf den Werften von Woolwich oder Cherbourg.

In Folge einer dankenswerthen Fürsprache sah ich die Veranstaltungen zur Herstellung von Panzerschiffen, die man jetzt gesteigert hat bis zur Möglichkeit, ein solches Ungethüm unter den Spiegel des Wassers hinunterzudrücken, so daß davon nichts auf der Oberfläche zurückbleibt, als ein Thurm, der eine Vorrichtung für den Commandirenden enthält, sich über eine Annäherung des Feindes, über den Stand eines Seegefechtes zu unterrichten und seine Commandos durch einen Telegraphen, sage durch einen Telegraphen, in den Schiffsraum gelangen zu lassen. Dem Capitain, dem zu diesem Manöver, das vielleicht mit einem Hagel vollwichtiger Kugeln über seinem Haupte hinweg begleitet ist, die hinlängliche Kaltblütigkeit zu Gebote steht, kann man gratuliren. Es müßte ein Geistesverwandter des Heldenjünglings Van Speyk sein. Die Dampfvorrichtungen haben auch hier, in diesen Werkstätten für Panzerschiffe, Kraftwirkungen erzeugt, wo das Eisen wie Holz behandelt wird. Ein niederfallender, geschärfter Stempel schneidet jede Eisenstange durch. Die Naben für die später eingesetzten drehbaren Achsen oder Nägel wurden von einem sanft von der Höhe ausholenden Eisen so zierlich in den dicken Eisenkörpern ausgeschnitten, daß man hätte glauben mögen, die kleinen, durch eine chemische Befeuchtung sogleich hellblinkend gemachten Rundungen wären nur für die

gemüthliche Aufbewahrung von Eiern bestimmt. Da, wo Eisenplatten gesägt wurden, war allerdings mein erster Gedanke auf „Europäisches Sklavenleben" gerichtet. Wehe, unter solchen Tönen sein halbes Leben zubringen zu müssen! Wenn sich auch die Arbeiter für beständig Baumwolle in's Ohr stopfen wollten und sich durch Gesten verständigen, so muß ihnen doch zuletzt das Gehör schwinden. Hat man Ursache, jeden dieser intelligenten Menschen ohnehin mit Theilnahme zu betrachten, wie erst, wenn man an die ruchlosen Meuterer denkt, die gegenwärtig diese allerdings schweren Dienste in der Avantgarde des Zeitgeistes nur zum Anlaß der Aufwiegelung benutzen und denen, die diese ruhmvollen Dienste leisten, die freudige Hingebung an den einmal gewählten Beruf durch utopistische Vorspiegelungen eines besseren Looses und eines besseren Entgeltes verleiden!

In Gesellschaft einiger junger Kaufleute und der liebenswürdigen Gemahlinnen derselben wurde eine alte, ausgediente Fregatte bestiegen, ein ehrwürdiger Invalide, der sozusagen (wenigstens die vielleicht noch auf ihm hausenden Ratten) das Gnadenbrot genießt. Das alte Wrack muß manche Breitseite ausgetheilt, manche empfangen haben. Sein Geburtsjahr ließ es möglicherweise noch an den Revolutionskriegen, an Napoleon's Unternehmungen gegen England Theil genommen haben. Sein Hauptdienst bestand wahrscheinlich im Transport von Truppen nach Java. Mancher Schweizer, der auf dem Hofe seines älteren Bruders nicht länger als dessen Knecht hatte dienen mögen, mancher deutsche Offizier, den seine Schulden cassationsreif machten, hat hier auf plattem Boden hinter den Kanonen campirt oder sich des Nachts in den Hängematten geschaukelt. Wurde die Fregatte vom Sturm um das Cap der guten Hoffnung geschleudert, so mußten sich die Hängematten wie die Zweige eines vom Sturm gepeitschten Waldes unter einander geißeln. Wie ein Traubengehänge, so dicht schwebten die sich schaukelnden Schlafstätten. Das Zimmer des Commandirenden war kein Luxusboudoir. Nüchtern, streng, ernst, wie ein richtiges Kloster, sah Alles zugerichtet aus für dies schwimmende Troglodytenleben, wo der Mensch nur eine bloße Zugabe zu den Waffen und letztere

die Hauptsache sind. Nur in den Krankenstuben standen Bettgestelle. Wer die Augen schloß und nicht wieder erwachte, wurde in die Wellen versenkt. Der ganze düstere Raum war wie eine Stätte des Todes. Wir athmeten auf, als wir wieder in die warme Luft und zum blauen Himmel aufstiegen.

Amsterdam hat 300,000 Einwohner, die ein Gemeinsinn seltener Art verbindet. Doch haben hier meist nur die Unternehmungen einen Fortgang, an welchen die Ehre ganzer Stände, der Kaufmannschaft und des holländischen Namens überhaupt betheiligt ist. Die Speculationen Einzelner oder einiger wenigen Verbundenen gerathen bald in's Stocken. So hat man der Stadt ein hinter den vorgeschrittenen Hotels des Continents, namentlich der Schweiz, nicht zurückbleibendes Hotel geben wollen, das Amstelhotel. So schön dasselbe an dem blauen Spiegel der Amstel gelegen und mit einem wahrhaft palastartigen Treppenhause geschmückt ist, so kann es doch nicht zur rechten Blüthe gelangen oder die Mittel finden, eine weitere Ausdehnung zu gewinnen. Noch übler soll der Stand der Deckung eines Industriepalastes sein, eines wahrhaft imposanten Glas- und Eisenbaues, dessen Benutzung den enormen Aufwand an Herstellungskosten nicht herausbringt. Statt das Local zu sein für eine Menge von Zwecken, die sich der Erbauer träumte, z. B. für die permanente Ausstellung von Schöpfungen der holländischen Industrie, die es nicht giebt, muß es sich durch Concerte erhalten, die im Winter im Innern der Glaswände, im Sommer in einem daranstoßenden Garten gegeben werden. Der Anreger und Begründer, ein Arzt, soll ein trauriges Ende genommen haben. Um so nachhaltiger ist dann die Kraft aller durch ein großes Vereintwirken hervorgerufenen Institutionen, worunter vor allen zu nennen der Zoologische Garten, der Malerverein, das Gesellschaftshaus für Musik und der Musikverein selbst, an dessen Leitung musikverständige Deutsche betheiligt sind, die „Seemannshoffnung", ein geselliger Verein, das neue Casino für junge Kaufleute und vieles Andere. Das letztere, das Casino für die Kaufleute, bildet die Ecke an der Calwerstraat und dem Rathhausplatz, ist neu gebaut

und so außerordentlich zweckmäßig eingerichtet, daß ich wol wünschte, der neue Berliner „Westclub“ könnte sich für die 200,000 Thlr., die ihm demnächst zu Gebote stehen sollen, nächst einem Garten ein solches Haus erwerben wie dieses. Treppen und Corridore von Marmor, die Möbel geschmackvoll geschnitzt, gepolstert, mit Sammt überzogen, die Gasflammenvorrichtungen, die schönste Bronzeciselirung in allerlei Gestalten, schwere wollene Teppiche, Portièren, Decken auf allen Tischen, wenn diese nicht zum Trinken und Spielen bestimmt sind, schließlich eine zahlreiche Bedienung in Livree. Jeder junge empfohlene Commis findet hier im Parterre einen Restaurant, eine Treppe höher Gesellschaftsräume zur Conversation und jeweiligem Tanzvergnügen, im zweiten Stock die Bibliothek und die Lesezimmer, im dritten (hiegegen dürften bei uns die pensionirten Militairs und die Commerzienräthe protestiren) erst die Spieltische. Die lustige Jugend Amsterdams hat den Freunden des Whist und Boston zugemuthet, drei Treppen hoch zu steigen, wo diese allerdings beim Lärm der Calwerstraat allein sicher sind, für die weise Berechnung ihrer ausgeworfenen Stiche die nöthige Stille zu finden.

Beim träumerischen Schlendern durch die Straßen der Stadt wird man bald wieder einen Mann von jenem Stamm neben sich haben, der in Holland nicht zu sagen braucht: Dulden ist unser Erbtheil! Diesmal waren es sogar zwei Söhne von Jakob's Stamme, die sich an mich kletteten, als sie sahen, daß sich der Verfasser eines „Uriel Acosta“ betitelten Dramas mit einiger Bewegung der Gegend näherte, wo jenes Drama spielt und die portugiesischen Juden noch bis jetzt zusammenhalten, ohne es gerade weiter in ihrer Entwicklung gebracht zu haben, als bis zu den berühmten Amsterdamer Diamantschleifereien, einer Ausbildung der alten jüdischen Brillenfabrikation und Glasschleiferei. Die oben genannten Judennamen der Börse klingen gerade nicht nach Portugal.

„Was soll denn aber nur der Andere?“ fragte ich, als ich das in halb deutschen, halb holländischen Tönen vorgetragene

förmliche Wimmern und Betteln um Annahme der dargebotenen Dienste erhörte.

„Es ist mein Bruder!" war die elegisch gegebene Antwort. Dieser Bruder mit einem Bündel unterm Arm kam und verschwand. Er schien zu glauben, das Geschäft des Bruders müßte gemeinschaftlich sein. Bald war er vor, bald hinter uns, bis ich entschieden seine Entfernung verlangte.

Ob ich dann in der Muiderstraat wirklich an derselben Stelle stand, wo über Uriel Acosta die Füße seiner Glaubensgenossen hinweggegangen sind, als er „an des Tempels Ausgang sich auf die Schwelle legte als Büßer" — bezweifle ich. Der gegenwärtige Tempel der so unduldsam gewesenen portugiesischen Juden rührt aus einer etwas späteren Zeit her. Er soll etwas Prachtvolles vorstellen, verschwindet aber mit all' seinen griechischen Säulen und messingenen Leuchtern gegen die Pracht unserer jetzigen deutschen Synagogen. In diesem Frühjahr glaubte ich in Wiesbaden auf dem Michelsberg eine griechische Kirche betreten zu haben, die noch aus den guten Vorsätzen der Trauerzeit des Herzogs Adolph um seine erste Gemahlin und dem Geldbeutel ihrer Mutter, der Großfürstin Helene, stammte. Ich durchschreite den mit Gold und Ultramarin überladenen neuen Bau, sehe den einfachen Hochaltar mit einer wunderlichen Vorrichtung, förmlich zu theatralischen Lichteffecten, nehme noch immer keinen Anstoß, selbst an den hebräischen Buchstaben nicht, die mit Transparentbeleuchtung durch buntes Glas wie zu einer Wunderwirkung zum Vorschein kamen. Was aber war es? Ich befand mich in Wiesbadens neuer Synagoge, von welcher prachtvollen Moschee ich keine Ahnung gehabt hatte.

In Amsterdam aber behielt ich den Hut auf, den ich in Wiesbaden aus irrthümlichem Respect vor dem heiligen Isaak der Christen an der Newa abgenommen hatte. Der Schließer des Tempels war ein kleiner ehrgeiziger Jüngling. Als er seinen halben Gulden empfangen hatte, intonirte er, jedenfalls von Eitelkeit gestachelt, eine musikalische Strophe — ich könnte sagen von Meyerbeer; denn Meyerbeer hat die Synagogenstrophen zu würdigen gewußt. „Wie? was? Sie haben eine

so wunderschöne Stimme! Sie sind gewiß hier Vorsänger?" Diese Frage, die der Sohn des eitelsten Volkes der Erde für bestimmt erwartete, blieb von dem deutschen „Muff" unausgesprochen. Dafür producirte letzterer nach einigen Stunden einen um so größeren Erguß der Freude bei seinem Führer. Dieser hatte sich, als ich ihn vergebens abzustreifen gesucht, erboten, mich für einen halben Gulden zu führen. „O Herr, ich bin verheirathet und der Verdienst ist gar zu schlecht! Ganze Tage, daß ich nicht verdiene den Bissen Brot, um zu leben!" — „Warum lernt Ihr nicht etwas Ordentliches, wie die armen Leute bei uns Christen thun müssen? Warum faullenzt Ihr den ganzen lieben langen Tag in den Straßen und werft Eure Hoffnung auf den Zufall eines kleinen Schachers?" — Ein Achselzucken war die ganze Antwort. Als ich ihn aber dann nach einigen Stunden mit einem Reichsthaler entließ, dankte sein Entzücken und seine geringe Kenntniß der deutschen Sprache, die sich nur mit Mühe aus dem Holländischen herauswickelte mit der eigenthümlichen Bildung einer Figur, die man in rhetorischen Handbüchern Zeugma nennt. Statt zu sagen: „Ich danke und leben Sie wohl!" sagte er mit überwallendem Gefühl: „O mein Herr, leben Sie dankbar!"

Es war ein glücklicher Zufall, daß ich in Amsterdam gerade eine Ausstellung von Gemälden antraf, die nicht nur die Holländer selbst außerordentlich interessirte, sondern auch Kunstfreunde von nah und fern herbeigelockt hatte, englische, französische und deutsche Berichterstatter. Man hatte zum Besten eines Künstler-Witwen- und Waisenfonds einen Schatz von Bildern vereinigt, den man mit einer Million Gulden, Andere behaupteten, mit zwei Millionen, bei der Brandkasse versichern zu müssen glaubte, um die Einsender dieser Kostbarkeiten zu beruhigen. Ganz Holland war aufgefordert worden, die Schätze seiner Privatgalerieen, ja manchmal das vereinzelte Erbstück einer Familie nach Amsterdam zu senden und beizutragen zur Bildung einer Ausstellung von bisher unbekannt gebliebenen Gemälden aus den blühenden Zeiten der niederländischen Malerei.

Der Eindruck, der in den schönen, am sozenannten Bokin

gelegenen Sälen vereinigten Bilder war denn auch ein ganz eigenthümlicher. Man begegnete überall der Meisterhand berühmtester Namen, sah in der That „zeltsame en belangrijke Schilderijen" von „Rubbens", Rembrandt, Gerhard Dow, Metzu, dem in Holland besonders verehrten, glatten van der Werff u. A. Aber der fast durchgängige Charakter der behandelten Gegenstände war familiär. Entweder begegnete man nur dem Einzelportrait oder der Massenportraitirung, letztere ganz entsprechend unseren photographisch aufgenommenen akademischen Corpsverbrüderungen oder Waffenkameradschaften u. s. w., wie solche an unseren Straßenecken zu hängen pflegen. Da hatten sich die Vorsteher einer Schützengilde, die Beisitzer eines Gerichts, die Mitglieder einer Hafencommission, die Vorsteherinnen eines barmherzigen Stiftes in einer vom Maler angeordneten Attitüde abconterfeien lassen. Die Künstler selbst, die unter diesen Bildern genannt standen, waren zum großen Theil geachtete und die Leistungen als Portraits ausgezeichnet. Nur störte die Unbedeutendheit dieser obscuren Schiffscapitaine, Offiziere, Rathsherren, Leprosenhaus-Vorsteherinnen u. s. w. Die Gemeinden von Amsterdam, Gouda, Delft, Haarlem hatten die Zierden ihrer Rathhäuser, ihrer Spitäler geschickt, Amsterdam selbst ein Mittagsmahl, von Paul Moreelse gemalt, mit 24 lebensgroßen Mitgliedern der Schützengilde von etwa 1630. Mancher schickte das Bild seines Ahnen: so die Familie Six zwei Portraits von Jan Six und von Anna Six, die im Jahre 1641 Rembrandt mit der ganzen Kraft seiner lebensvollen Wiedergabe des Individuellen im Menschen gemalt hat.

Abgesehen von dem monotonen Eindruck solcher überwiegend conventionellen Bilder, war doch die Wanderung durch diese mit so viel anvertrautem kostbaren Gut ausgestatteten Säle ein Genuß. Wo man hinblickte fand sich Anlaß, länger zu verweilen, als leider bei einer solchen Wanderung auf der Reise und in Begleitung zweier liebenswürdigen Damen möglich ist. Die eine derselben (in einer Toilette, die immer wieder von den Bildern der Vergangenheit in die blühende, auch nicht zu verachtende Gegenwart zurückrief)

äußerte bei einem weiblichen Kopf, den ich lange betrachtet hatte und der mich geradezu auf jenen Congreß deutscher Frauen und Jungfrauen versetzte, der vor zwei Jahren im Berliner „Englischen Hause" unter des Professors von Holtzendorff's Vorsitz über „Frauenloos" tagte, und nachdem ich gemurmelt hatte: „Das ist ja eine zugleich wunderbar anziehende und ganz unheimlich abstoßende Physiognomie!" wohlgemuth nach dem Katalog sehend: „Ach, die Schurmann!" worauf sie weiterging. Alle Wetter, dachte ich: „Ach, die Schurmann?" Ist denn Anna Maria von Schurmann, geboren 1607 zu Köln am Rhein, hier in Holland eine so landläufig bekannte Personnage? Und ehe ich noch meine holde Begleiterin fragen konnte: „Wie so: Ach die Schurmann!?" war sie zu den andern Bildern übergegangen, und sinnend blieb ich vor dem Bilde stehen, das van Dyk gemalt haben soll. Es hätte mich stundenlang fesseln können durch den Reiz eines Frauenkopfs, der die Signatur nicht nur der geistigen Bedeutung, des Denkens und reichsten Wissens, aber auch des Sphinxartigen, Unheimlichen, des offenbaren Widerspruchs der Züge mit dem Charakter trug. Denn Anna Schurmann, ein in der Philologie, Theologie, Malerei und im Sticken gleich ausgezeichnetes Mädchen, das lebenslang im Jungfrauenstande blieb, Deutsch, Holländisch, Französisch, Italienisch, Lateinisch, Griechisch und Hebräisch verstand und sogar sprach, wenigstens schrieb, ein Kopf, anziehend und abstoßend zugleich, der Typus einer Physiognomie, die etwa sagt: Vertraue dich mir nicht an! hat im Gegentheil die großartigsten Proben der Liebe und Treue gegeben für einen vom Schicksal verfolgten Franzosen, den Ex-Jesuiten, Convertiten, Religionssectirer und Schwärmer Jean de l'Abbadie. Allerdings mit dem großen Anstoß für ihre Zeitgenossen, daß sie nicht nur etwas älter als der endlich auf seinen Irrfahrten in Altona bei Hamburg gestorbene und dort von der Schurmann begrabene Gegenstand ihrer Neigung war, sondern daß sie auch damals, als sie auf der Höhe ihres europäischen Rufes, eine Freundin des Salmasius und anderer Koryphäen der Zeit, diesen Wanderpropheten kennen lernte, schon nach der Meinung „der Leute" über die Jahre der Romantik hätte hinaus

sein sollen. Jenes „Ach, die Schurmann!" und van Dyk's Portrait könnte mich bestimmen, einen vor dreißig Jahren gehegten Plan, einen Roman „L'Abbadie" zu schreiben, wieder aufzunehmen.

Noch eine andere Freude hatte ich in jenen Sälen, die den alten Meister Jean Steen betraf. Wer erinnert sich nicht aus unseren Galerieen der meist nur auf ganz platte, natürliche Lebenserscheinungen gehenden Bilder dieses alten Holländers aus dem siebzehnten Jahrhundert, dem es im Leben schlecht genug ergangen ist? In Dresden der Frau, die ihrem Kinde mit dem Löffel den Brei reicht? In München einer Bauernprügelei? Jean Steen war der Sohn eines Brauers und wurde Maler, wurde dann selbst Brauer und wieder Maler, dann Wirth und Maler zu gleicher Zeit; er kam aus den Sorgen und manchmal auch aus dem Rausch, der die Sorgen niederschlagen sollte, nicht heraus. Nach seinem Tode wurden seine Bilder mit Gold aufgewogen, während er sie bei Lebzeiten fast verschenken mußte. Daß sie derb, natürlich, voll Lebensfrische sein sollten, hatte ich den Kunstkritikern immer geglaubt. Aber Nr. 217 der Amsterdamer Ausstellung zeigte den guten Jean Steen auf der Höhe der Poesie und Anmuth. Da hat er eine Bauernhochzeit, eine erste Anrede der Braut durch ihren Bräutigam gemalt, ein Bild, das von Watteau's landschaftlichem und Gruppirungszauber angehaucht ist. Das Haus der Braut, die Gartenumgebung, die landschaftliche Perspective, der Zug, der den Bräutigam begleitet, alles ist so symmetrisch und dem Auge wohlthuend geordnet, daß hier Jean Steen mit dem Löffelbrei und dem häßlichen schreienden Bäby in Dresden ganz vergessen wird. Von den Jungen zur Rechten würde freilich der selige Professor Theodor Rötscher in Berlin, der im Shakespeare jeden Einfall der Nebenpersonen als zur Idee der Haupthandlung organisch hinzugehörig erklärte, Rechenschaft verlangen, warum sie während der Rede des Bräutigams und der schmetternden Musik sich gerade am Brunnen mit Wassertrinken ergötzen. Vielleicht sollte es eine Andeutung des sich regenden Durstes sein, der Besseres zu erwarten hatte, als Wasser. Das Bild ist wohlthuend in

der Haupthandlung und im Beiwerk. Der glückliche Besitzer ist wieder ein Herr „Six in's Graveland".

Die Holländer sind noch jetzt so eifrige Käufer von Bildern, daß man in Amsterdam einen ständigen Markt von verkäuflichen Zusendungen aus Düsseldorf, Berlin und Wien unterhält. Die wohlfeileren deutschen Preise sind dabei maßgebend.

Einen Markt, auch für neuere deutsche Literatur, freilich in Uebersetzungen, fand ich im Schatten des obenbeschriebenen Casinos für junge Kaufleute, nachdem ich mich dort auf meine Wanderungen im Restaurant erfrischt hatte, auf einer Schiebkarre, ziemlich ähnlich jenen Gemischt-Waaren-Handlungen auf der Karre, wie sie ehemals am Hamburger alten Steinweg standen. Hier lagen, ganz frisch aus der Presse und vom Buchbinder gekommen, Hunderte von Exemplaren des „Buitenland", (Ausland) einer holländischen Uebersetzungs-Bibliothek, die in Ermangelung eines literarischen Cartellvertrages besonders die deutschen Autoren plündert. Dienstmädchen, Hausknechte, Schubkärrner, Matrosen u. s. w. umstanden die Karre, blätterten nach den Titeln der sämmtlich gleichförmig gebundenen, völlig neuen Bändchen und erstanden davon, was ihnen eine Unterhaltung versprach.

Das Schicksal, als Schriftsteller auf die Karre zu kommen, scheint auf den ersten Blick nicht eben schmeichelhaft zu sein, und dennoch möchte ich unseren Colportagegeschäften diesen wirksamen Zauber von hundert gleichförmigen Exemplaren eines und desselben Werkes und des Verkaufes von saubern, ganz neuen Büchern überhaupt selbst an den oft so unsaubern Straßenecken empfehlen. Die Frauen lieben die Reinlichkeit. Wenigstens ging das so saubere „Buitenland" von der Karre reißend ab.

5.

Amsterdam bei Nacht —! Haben wir da ein Seitenstück zu Paris, London, New-York, Hamburg, Berlin bei Nacht —? Ein Blatt mehr in den Hexensabbaths-Annalen, welche die von Goethe geschilderte edle Dame Baubo mit der

Mistgabel, diesem ihrem gesattelten Hippogryphen zum Blocksberg, zu schreiben scheint?...

In Berlin hat sich ein Buchhändler, falls ihm dieser Ehrenname zuzuerkennen ist, im lebhaftesten Theile einer großen Straße — Anfangs in einen Hauseingang und dann in einen kleinen Laden eingeklemmt, wo der Mann, bei der honettesten Umgebung, die Literatur der Nachtseiten von Paris bis Krähwinkel feilhält, eine Schande für unsere Söhne und Töchter, die täglich des Weges vorübergehen und ein nur zu neugieriges Auge für jedes Bild an einem Schaufenster, jedes mit einem grellen Umschlag versehene Buch haben. Und auf Reisen — müssen nicht Eltern und die Ehemänner in jedem Wartesaal einer großen Eisenbahnstation in peinliche Verlegenheit gerathen, wenn die Töchter oder Gattinnen an einen Bücherstand treten, wo in bunten Umschlägen, oft mit frivolen Bildern versehen, die Literatur der Nachtseiten feilgeboten wird?

Wenn man nach all' den französischen Werken ginge, die im vorigen Jahrhundert und zu Napoleon's I. Zeiten à la Haye und à Amsterdam gedruckt wurden, nach den Herbergen der vulgivagen Venus, die mit einer noch die Hamburger übertreffenden Gemüthsruhe der Nachbarn mitten in die Welt der Ehrbarkeit hinein verpflanzt sind, so möchte man fast versucht sein, sich „Amsterdam bei Nacht" als einen von Sang und Klang umrauschten Venusberg vorzustellen.

Aber mit nichten! Die bacchantische Wuth, die sich z. B. in Berlin nächtlich austobt, liegt weder im holländischen Charakter überhaupt, noch in den Consequenzen eines im Ganzen genommen nur geringen Zustroms von Fremden. Hunderte von problematischen Existenzen Berlins werfen sich auf nichts als auf Anlegung von Herbergen des Vergnügens. Der Polizei-Präsident von Wurmb versicherte mich, daß sich um die Concession zu einem Theater ein mehrmals mit längerer Gefängnißstrafe bestrafter Wirth beworben hätte und daß man ihm auch, nach den neuen Anschauungen des Reichstags und der Regierung vom Theaterwesen als einfacher Gewerbefrage, seine bürgerliche Rehabilitirung in keiner Weise stören könnte, auch nicht in der Anlegung eines Musentempels.

„Keller", diese dumpfmodrigen, von Gasflammen boudoirmäßig erleuchteten, meist mit grellrothen Tapeten bezogenen Räume Berlins und Hamburgs, wo früher nur Kohlenvorrath und kleingehacktes Holz aufgeschichtet lag, jetzt dem Genuß in allerlei Gestalten gefröhnt wird, existiren in Amsterdam überhaupt nicht. Nicht einmal giebt es Keller für den Wein des Familientisches. Das Grundwasser steht so hoch, daß die Häuser da, wo sie nicht wie auf den Sand förmlich hingeschoben erscheinen, keinen weiteren Unterbau als die eingerammten Pfähle haben.

Die deutschen Theater, für welche die Manchestermänner alle Garantieen, sie als Pflanzstätten der Bildung und Kunst zu betrachten, abgelehnt haben, verdanken allerdings Holland und im Besondern Amsterdam die erste Einführung der Sitte, selbst im geschlossenen Zuschauerraum Bier und Taback als Nichtschändung des Musenspiels zu betrachten. Bei Herrn van Lier, Scheveninger Andenkens, lernten unsere Schauspieler zuerst die Muse eines Benedix, eines Bauernfeld mit dem Qualm der Javacigarre und des in Rotterdam gebrauten „echten Erlanger Biers" zu verbinden. Aber die Zahl dieser Theater ist in Amsterdam selbst nur gering.

Auch schrecken hier von allem nächtlichen Schwärmen und mit eingenommenem Kopf Umherirren die vielen Gewässer ab, die zahllosen Brücken, die geländerlosen Quais an den Grachten, die jedem Hinunterstürzenden den Erstickungstod in einem urweltlichen Schlamm bereiten würden. Um elf Uhr ist die Calverstraat dunkel und still. Und die oben bezeichneten Herbergen sind es schon bei einbrechender Nacht, wo es doch scheinen sollte, daß sie da erst ihr Leben gewinnen. Die Seemannsfreude, auf deren Befriedigung leider die Rivalität der großen Hafenplätze Bedacht zu nehmen hat, ist selten eine gemeinschaftliche, mit Andern im Bunde. Der Schiffscapitain umzieht sich mit einem Bann, in welchen niemand eintreten darf, der nicht sein besonderes Vertrauen hat.

Wie bürgerlich, wie streng ehrbar das in so mancher Hinsicht verrufene Amsterdam die Nacht genießt, ersah ich an mehren Concerten, die im Industriepalast-Garten und in einem andern Vergnügungslocale, im Park, unter Monden-

und Sternenschein und brillanter Illumination gegeben wurden.

Obschon der Eintrittspreis für die Person einen Gulden betrug, waren doch Tausende von Menschen an den milden Juliabenden versammelt; Tisch neben Tisch war besetzt. Die Beleuchtung durch Gas bot sich als eine feenhafte dar. In mächtigen Bogen wölbten sich die Lichtguirlanden über den Häuptern der nur mäßig ihrem Bier, ihrem Eis und einer gewissen Mischung, ich glaube von Genever, Zucker und Ei, zusprechenden Hörer eines rauschenden Concertes, das im Industriepalast zuweilen durch die Vorträge einer schwedischen Sängerin (von dünnem Stimmchen) ergänzt wurde. Zu einer in allen Farben schillernden Beleuchtung, die in der That Alles übertraf, was in ähnlicher Weise in Deutschland, namentlich Wien, geboten zu werden pflegt, kam noch zuletzt das Abbrennen eines Feuerwerks.

Als aber die letzte Note des Programms verklungen war, brach urplötzlich das gesammte Publikum auf und nicht eine Seele blieb zurück. Niemand, der nun erst noch recht, wie in Deutschland Sitte, die Situation genießen wollte, niemand, der in den dunkelgebliebenen entlegenen Büschen eine gemüthliche Stelle gefunden hatte, die behauptet blieb, wenn auch nur mit einem Windlicht und falls nur die Cigarre oder das Getränk nicht ausging; niemand, der es im Saale an zusammengerückten Tischen auf einen Versuch, die Polizeistunde zu einem Märchen aus alten Zeiten zu machen, ankommen ließ! Alles zerstob. Jede Dame hing sich in den Arm ihres Begleiters. Mit Kind und Kegel wanderten die Kaufleute zu Fuß nach Hause, wo mancher gegen zwölf Uhr erst eintreffen konnte. Man versicherte mich, daß die Familie dann noch einen Nachtimbiß hält, der Hausherr die Zeitung, einen angekommenen Brief liest und sich zuletzt jener Amsterdamer nächtlichen Ruhe in die Arme wirft, die den Philosophen Cartesius so beglückte. Wer sich nicht einen Wagen bestellt hat, muß zu Fuß gehen. Auf den Ruf: Droschke! der in solchen Fällen in unsern Tivolis, Vauxhalls, Elysiums hundertfach vernommen wird, antwortet das Amsterdamer Echo: „Ist nicht!" Liegt es an dem Mangel von Fremden oder

an der Spazier- und Bummelsucht aller Seefahrer, die endlich das Land betreten haben, oder woran sonst, man erhält auf jede Bemerkung, die man über die fehlenden, allezeit bereiten Fiaker macht, die Antwort: Aber in jeder Straße liegt ja eine „Uitspanning", wo sofort ein elegantes Coupé aus der Remise gezogen und ein Pferd eingespannt werden kann —! Natürlich wird die einfache Fahrt unter solchen Umständen nie unter einem Gulden berechnet.

Holländisch sprechen zu hören und nichts davon zu verstehen, ist eine Qual für das deutsche Ohr. Denn immerfort hören wir die uns so wohlbekannten „Nee's" und „Ja's" und sogar „O ja's" — und alles darauf Folgende oder Vorhergehende, selbst wenn wir's gedruckt verstehen würden, geht uns und namentlich durch die Schnelligkeit des Sprechens verloren. Der Holländer spricht nicht, wie er schreibt. Er kürzt ab. Er nennt es affectirt, so zu sprechen, wie man schreibt, namentlich wenn man den vollen Infinitiv austönen lassen wollte: Verzinnen (nicht kupferne Geschirre verzinnen, sondern ersinnen), besparen (ersparen), verdrinken (nicht durch die Gurgel jagen, sondern ertrinken) u. s. w. Wie würde da dem die Sprache kurz beim Kragen nehmenden Holländer der Einfall Friedrich's des Großen behagt haben, der die deutsche Sprache melodischer und italienischer zu machen vorschlug durch ein noch an die Infinitivform „—en" angehängtes a = ersinnena, ersparena, ertrinkena, eine Potsdamer Neuerung, die sich glücklicherweise durch keine Cabinetsordre einführen ließ.

Der Holländer spricht rasch, wie jeder Mann, der die Freiheit liebt. Nur der gebundene Mensch spricht langsam und bedächtig. Wäre Russisch so mit dem Deutschen verwandt, wie das Holländische, wir würden es sicher verstehen. Im Sprechen offenbart sich nicht das „holländische Phlegma".

Daß die Holländer lieber Hochdeutsch sprechen hören als Plattdeutsch, war mir überraschend. Doch geht es immer so, das volle Gegentheil von unserm eigenen Sein und Wesen ist uns lieber als eine Neckerei mit Aehnlichkeiten, die nicht zutreffen. Die Forscher muß es interessiren, herauszubringen, wie sich diese so weit verbreitete niederdeutsche Sprache, die

Wonne der Fritz-Reuter-Enthusiasten, eine Mundart, die dicht bis Holland reicht, wo denn auch „sprekken" und „hebben" und „trekken" und „seggen" und so Vieles ganz eins ist mit dem Holländischen, dennoch nicht vollkommen im Holländischen wiederfindet, und noch weniger im Vlämischen. Der Moment, wo die germanische Sprachenbildung bei Emmerich am Rhein westwärts abschwenkte, und sowol das so absonderliche Friesenthum rechts liegen ließ als im Norden bis nach Antwerpen hin ein ganz anderes, in sich geschlossenes, in sich geregeltes, an feste Gesetze gebundenes Idiom schuf, ist historisch kaum nachweisbar, dürfte aber in der Epoche Karl's des Großen zu suchen sein. Mit dem Ausdruck „verkommen" oder „entartet" nehme sich der hochdeutsche Wahn beim Definiren des Verhältnisses vom Holländischen zum Deutschen in Acht. Der sprachbildende Volksgeist geht sehr subtil. Wer sich dem Sprachenstudium gründlicher ergeben hat, erstaunt über die Gewissenhaftigkeit im Gesetz der Laut- und Wortbildung. Der Dilettant glaubt mit dem Ausstoßen von Consonanten, mit dem Verwechseln von Vocalen hätte die Sprachbildung das immer so leicht genommen. Im Gegentheil; die bestimmtesten Gesetze verbieten willkürliche, obenhinnige Etymologieen. Ist es z. B. nicht eine überraschende Erscheinung, daß sich trotz des fast allgemeinen deutschen Bestrebens, sich deutsches Sprechen bequem zu machen und Namen von Personen und Ortschaften wie in Schlafrock und Pantoffeln auftreten zu lassen (Berne = Pirna, Bockenem = Bockenheim, Minken = München), doch seit den ältesten Zeiten, im Curialgebrauch, in den Pergamenten der geschichtschreibenden Klöster, in den Siegeln der alten Städte, in den Documenten derselben immer der volle hochtönende Klang einer Ortschaft, eines Personennamens vorfindet? Selbst in der Stadt der größten Sprachverwahrlosung, Berlin, wo bei dem abhanden gekommenen Unterschied zwischen Mir und Mich die Sprache sogar alle Fühlung mit der Logik verloren zu haben scheint, giebt es doch gewisse Regeln z. B. für die Umbildung der Diphthongen (wie ei in ee), deren sich die Nachäffung der Berliner Sprechweise in witzig sein wollenden Blättern oder in den Plattitüden der Bühne, wenn diese nicht von gebornen

Berlinern kommen, nicht bewußt ist. Der geborne Berliner wird zugeben, daß man Stein in Steen verwandelt, aber nicht heilig in heelig.

Die holländische Sprache formt enorm lange Worte, die uns dies Idiom beim Lesen holländischer Bücher als den Ausdruck des Phlegmas und als ständig im Schneckengang wandelnd bezeichnen könnten. Aber theils das rasche Verschlucken von Formen, wie: „gedurende lange tyd" (lange Zeit hindurch) oder „namelijk", „behagelijk", theils die im Gegentheil in ganz Holland herrschende Gewohnheit, sein Lebensgefühl sicher und entschlossen zu äußern, läßt alles das wie im Wirbelwind an uns vorüberfliegen.

Die Satzbildung ist die deutsche geblieben, die denn allerdings mit ihrem an's Ende der Perioden gestellten regierenden Zeitwort den Franzosen und Engländern große Mühe macht, ja, schon Deutsch-Amerikaner, die uns aus der Union Neues und Besseres bringen wollten, verführte, wie Friedrich der Große das melodische A, so die englische Schreibweise: „Ich habe wiedergesehen Ihre Kinder, welche geworden sind sehr schön —", auf's dringendste zu empfehlen. Nur ein einziger neuerer deutscher Schriftsteller, Heinrich Laube, ist darauf eingegangen und hat diese Sprechweise förmlich im Großen betrieben. Doch kommt dabei kaum etwas Anderes heraus, als was man bisher bei uns „Mauscheln" genannt hat.

Die Ausstattung des Amsterdamer Zoologischen Gartens, der unstreitig den Vorrang vor allen ähnlichen Instituten verdient, kommt besonders dadurch zu einem großartigen Effect, daß mit dem Raum, der den Thieren gewährt ist, nicht zu viel Verschwendung getrieben wird. Die beiden Nilpferde z. B., von denen sich die Nilstute in interessanten Umständen befand, machten gerade durch den engen Behälter, der sie umschließt, einen um so kolossaleren Eindruck. In einem kleinen Hause war ein tiefes Bassin mit Wasser gefüllt, unter welchem man unablässig ein Schnauben, starkes Auftreten, Sichwiegen, Sichheben und Sinken vernahm. Zuweilen kamen die ungestalten Köpfe der beidlebigen Dickhäuter zum Vorschein und holten sich wieder eine Portion Luft, die ihnen,

richtigen Amphibien, unterhalb der Wasserfläche nicht hinreichend gespendet wird. Der Wärter verstand beide Behemoths, das Männchen und entsetzlich ungestaltete Weibchen, hervorzulocken. Es war ein imposantes Schauspiel, wie diese riesigen — Schweine; denn das sind sie eher als Pferde — allmälig aus dem Wasser auftauchten, langsam einige Stufen erstiegen und alsdann, von Wasser triefend, in ihre kleinen, kaum ein Umdrehen gestattenden Wohnhäuser eintraten. Am Nil hat die zunehmende Civilisation angefangen, sich alles urweltlichen Wasserlebens, der ungeheuerlichen Ueberraschungen aus dem classischen Fruchtbarkeitsschlamm immer mehr zu entledigen. Diese Nilpferde stammen, ich glaube, vom Senegal, nicht vom Nil, wo man Hippopotamus, Krokodil, Kaiman auszurotten anfängt.

Die Schlangen Amsterdams waren größtentheils indische und javanische. Die Abgottsschlange kam in den trüb beschlagenen großen Glaskästen, deren wol gegen zwanzig aufgestellt sind, am häufigsten vor. Die Paradiesesschlange, die einst die ersten Menschen verführte, muß mehr Lebendigkeit entwickelt haben, als diese schöngefleckten Ungethüme, die sich für die geringste Bewegung in ihren Käfigen eine Zeit ließen, die des Beobachters Geduld erschöpft. Bis dem kleinen Kopf mit den seitwärtsschielenden matten Augen einer der hundert Rückenwirbel folgte und sich einer der Ringel des gewundenen Körpers von einem der Aeste, die man in ihrem Käfig aufgepflanzt hat, loslöste, verging eine Ewigkeit. Es waren ausgezeichnete Exemplare dieser in Leibnitz' „bester der Welten" wenig motivirten Schöpfungsproducte; von lendendicker Stärke, manche wohl 15 Fuß lang. Den Begattungstrieb schien man durch das Zusammensperren zweier solcher Unholde nicht befördern zu wollen. Vielleicht fürchtete man, daß eines schönen Morgens eines der kostbaren Exemplare das andere verschluckt hatte.

Einen erfreulichen Eindruck machten die Giraffen, diese delicaten Einwanderer, die in der Regel bei uns an Kniegeschwulsten erkranken und sterben. Auch diese ganz außerordentlich imposanten Exemplare Amsterdams zeigen schon bedenkliche Anschwellungen an den hohen Stelzenbeinen, auf

denen sie sich in der Wildniß jedenfalls geschwinder bewegen, als ihnen in unsern Thiergärten gestattet werden kann. Daß der schöne Anblick nicht geboten ist von Bäumen, von wo herab sich die riesenhaften Thiere eine ihnen zusagende Blätternahrung bequem, wie von einem niedrigen Strauch, holen, hat mich gewundert. Auch in Berlin fehlt dieser hübsche Effect, der vor Jahren im Jardin des plantes die Erscheinung der Giraffen nicht wenig hob.

Im Affenhause hatte einer der geschwänzten Vettern des Menschengeschlechts einem allzudreisten Jungen die Mütze gestohlen. Der Wärter schritt ruhig durch die schreiende Bestienwelt und entwand die Beute den „Händen" des Diebes. Außer den Meerkatzen war nur noch der Pavian und dieser mit den widerlichsten Formen seines Sitzfleisches vertreten. Ich gestehe, die Art dann, wie ein Affe dem andern sein Ungeziefer ablas und immer einen Strich Haare mit der Pfote festhielt und genau nach etwa darin vorhandenem Lebendigen Untersuchung hielt und das Attrapirte nur nebenbei verschluckte und im Wesentlichen nur auf die Beseitigung der Beschwerden seines Kameraden bedacht schien, hat mir denn doch erschreckende Erinnerungen an Bilder aus der ersten Jugendzeit zurückgerufen, wo alte Großmütter ebenso ihre Enkel zwischen die Beine nahmen und deren Köpfe von den Folgen allzuzärtlicher Schulbankfreundschaften reinigten. Man hatte hier eine förmliche Familienscene voll Gemüth und Verstand vor sich und fuhr betroffen zurück vor dem ruhigen Tempo dieser Unterhaltung, dem successiven Ergreifen bald dieses, bald jenes Büschels brauner Haare, dem intelligenten Forschen und Betrachten derselben, wobei nur noch die aufgesetzte Brille fehlte, um den Darwin'schen Proto-Menschen vollständig zu haben. Schopenhauer hätte bewundernd die Hände gefaltet vor so viel Kundgebung von „Intellect" und zur Gourmandise neigender „Bejahung zum Leben".

Die uns näher verwandten Grade unserer Ahnen fehlten leider. So der in Berlin bereits bis zum Abonnenten für Rührdramen reif erklärte, immer als sentimental, zum zärtlichen Umarmen und Weinen geneigt geschilderte Schimpanse;

so der Gorilla, der schon zu Verwechslungen mit einem steuerpflichtigen Berliner Bürger (wenigstens in Helmerding's Persönlichkeit) Veranlassung gegeben; vor allen aber der Waldmensch Orangutang selbst, der nach Schopenhauer in seiner Jugend mehr Verstand hat als im Alter, welche Aehnlichkeit mit dem Menschengeschlechte unsere jüngere Generation als einen ganz besonders zutreffenden Beweis für die Darwinlehre gewiß unterschreiben wird.

Hütten am dunkelblauen Spiegel der Amstel zu bauen, konnte nicht möglich werden, so wohl mir auch die zuvorkommendste Gastfreundschaft Amsterdams gebettet hatte. Nach einigen Tagen verließ ich die Hauptstadt eines Staates, den unser deutsches Selbstgefühl unterschätzt.

Wir unterschätzen sogar eine ganze Strömung geschichtlichen Lebens, die eine eigenthümliche Bedeutung hat, wenn sie auch nicht ihren Weg über Berlin und Leipzig nimmt. Ich erstaunte über die unmittelbare, fast nachbarliche Verbindung zwischen den russischen Ostseehäfen, Stockholm, Kopenhagen, Holland, Frankreich. Nicht daß der Handel diese nahe Beziehung, die gleichsam Deutschland überspringt, in natürlicher Folge hat (der mercantile Zusammenhang versteht sich von selbst), nein, die Culturentwicklung, die Bildung seiner Anschauungen, Gesichtspunkte, die Begründung seines nächsten Lebensglücks nimmt an den Küsten entlang diesen fast noch althanseatischen Wasserweg und ignorirt die Stammesverwandtschaft mit dem Kern des europäischen Festlandes, sich nur an Frankreich, England, Amerika lehnend. Deutsche Einwanderer, deutsche Kaufleute, die in Holland ihr Glück gemacht haben, giebt es allerdings genug; aber leider haben sie nicht den sonderbaren holländischen Wahnglauben zu widerlegen vermocht, daß sich Deutschland bis zur Zuydersee auszudehnen wünsche und Colonieen brauche, die es andern Staaten stehlen wolle —!

An Combinationen in den Köpfen der Politiker und Landkarten-Veränderer, bei denen auch Holland einzubüßen haben würde, mag es allerdings nicht fehlen. Aber deutscherseits dürften doch solche Ansprüche nur erhoben, solche Racheacte nur ausgeführt werden in dem Falle, daß die Revanche-

Träume der Franzosen eine Aufwiegelung dieser oben bezeichneten Kette von Staaten, eine Ausnutzung ihrer Reizbarkeit gegen die Neubildung des deutschen Reiches im Gefolge haben sollte. Thiers beantwortete die Drei-Kaiser-Zusammenkunft mit Schießübungen zur See. Fast scheint es, daß die Marine in seinem Feldzugsplan gegen Deutschland noch eine größere Rolle spielen soll, als der Uebergang über den Rhein. Wir verschließen uns nicht einem trüben Bilde schon der allernächsten Zukunft. Denn Thiers, der alte Gegner der Louis-Philippistischen Friedensliebe, ist keineswegs einer jener edlen Köpfe, die auch in der Realpolitik immer noch eine Annäherung an die allgemeinen Menschheitszwecke unseres Erdenlebens versuchen. Die bis 1848 nur auf den kleinen St. Georgsplatz in Paris gebannt gebliebene Revanche für Waterloo machte den Besitzer des schönen Hotels daselbst, wo Schreiber dieser Zeilen zweimal die Ehre hatte, mit dem großen Redner über Deutschland zu plaudern, zum ungefährlichsten Gegner des dritten Napoleon, weil er von diesem, nach Magenta und Solferino, all die Heldenthaten auch gegen Preußen erwartete, die seine Geschichte des Kaiserreichs glorreicher abrunden sollten. Von einer Politik der zu heilenden Wunden, der Nationalwohlfahrt, der Ruhe, des Friedens, der Pflege innerer Interessen ist bei dem unruhigen alten Manne, wenn ihm die Kraft und die Jahre es noch verstatten, keine Rede.*) Aus seinem eigenen Munde hörte ich vor Jahren die geringschätzendsten Aeußerungen über Alles, was bestrebt ist, das Leben der Staaten nach andern Anschauungen zu regeln, als nach denen der traditionellen Politik Ludwig's XIV., Napoleon's I. und der Gleichgewichts- und Intriguen-Politik überhaupt. Unser Historiker Ranke, der eben auch nicht dem Idealismus in der Politik hold ist, würde wenigstens gesagt haben: Habt nur Erfolg, ihr Philanthropen und Idealisten, dann will ich euch ganz gern in die Factoren der Politik einreihen

*) Spätere Anmerkung. Seitdem er als Präsident gestürzt ist, fügen sich seine öffentlichen Reden der allgemeinen Friedensliebe, dem Nothschrei der Geschäftswelt.

und euch neben den Männern des grünen Tisches gelten lassen! Thiers aber verdammt allen politischen Idealismus a priori und posteriori. Die wesentliche Aufgabe eines französischen Staatsmanns besteht ihm im regsten Antheil an den Aufgaben des Kriegsministeriums. „Wir waren nicht gerüstet —!" So lautete die Klage, die seine naive Offenheit unter die in Petersburg, Wien und Florenz vergossenen Thränen mischte.

Wenn jetzt Holland ein Panzerschiff nach dem andern baut, so kann das in Zeiten, wo selbst die Chinesen Kanonen bei Krupp bestellen, lediglich eine Verstärkung der Hülfsmittel bedeuten, die ein Mutterland braucht, um seine Colonieen zu schützen. Bedeutet es aber die Antheilnahme an einer Coalition der nordeuropäischen Seemächte, Schwedens, Dänemarks, Hollands mit Frankreich, so soll Amsterdam nicht vergessen, daß es sich 1787 einem kleinen preußischen Corps schon nach wenigen Tagen hat ergeben müssen. Holland ist seit Jahrhunderten aus jedem Gelüste, wieder an den großen Welthändeln Theil zu nehmen, immer verkürzter und geschwächter hervorgegangen.

Möchte Holland die schöne Mission begreifen, sich offen und ehrlich den deutschen Neugestaltungen anzuschließen! Möchte es sich frei machen vom französelnden Geschmack seines Hofes und Adels, seiner Begüterten, und das Beispiel seiner Gelehrten auf sich wirken lassen, die längst den Vorzug der deutschen Forschung, der deutschen Philosophie und Schule erkannt haben. Möchte es bedacht sein, sich nicht dem Vorwurfe auszusetzen, daß es die Sympathieen für unser Land wol gar nur deshalb unterdrückt, weil wir zwar die allgemeine Militairpflicht (wie die Holländer darüber denken, das sagte ich schon), sonst aber mehr *Gefühl für Menschenrechte, Freiheit und Humanität haben, als sich mit holländischer Colonialpolitik, die bekanntlich nicht mehr die Kritik unseres Jahrhunderts aushält, verträgt.* Victor Hugo meint zwar, die Sonne der Civilisation leuchte von Paris. Aber des dritten Napoleon lange Herrschaft hat bewiesen, daß von Frankreich aus weit mehr die Gedankenlosigkeit leuchtet, die Nichtuntersuchung,

die Zurückstellung der Humanität gegen die Fragen des nationalen Vortheils (Algier), der Genuß und das leere Vergnügen.

Wenn die Strecke Bremen-Hamburg durch eine directe Bahn zurückgelegt werden kann und sich dadurch eine größere Continuität der jetzt nach dem östlichen Holland, nach Ostfriesland, abzweigenden neuen Bahnen mit den norddeutschen herstellt, wird uns dieses alte ehrwürdige Land, das einen deutschen Fürsten als den Begründer seiner Freiheit feiert, geistig und politisch näher rücken.

Ich nahm die Route von Emmerich wieder südwärts, war bald in dem kohlengeschwärzten Oberhausen, wo man zu allen Zeiten glaubt, ein Aschenregen des Vesuv wäre eben niedergefallen (denn selbst die Bäume schimmern schwarz), und kehrte auf der Linie Köln-Minden in die Berliner Winterquartiere zurück.

IX.

Vom Mittelmeer.

Tagebuchblätter.

Winter 1873.

— Die Teufelsjungen! Wie geschickt sie die Polizei zu spielen verstehen! Sie belästigen den Strolch, der sich da auf unsere Höhe von mehr als tausend Fuß, in die Schluchten und Engpässe, in denen wir mit dem Blick auf's Meer wohnen, halb bettelnd, halb vielleicht Stehlens halber wagte, nicht im mindesten, sehen ihn immer nur neugierig an, haben ruhig die Hände in den Hosentaschen, und bewachen ihn so lange, bis er wieder tief unter uns auf der Landstraße am schäumenden Meer und bei der Eisenbahn angelangt ist oder hoch oben von den Schneebergen herab beim sicher garantirten Niedersteigen in ein anderes Thal, das Bett des rauschenden Caruso, erblickt wird. Ja — Schnee bedeckt ringsum das obere schroffe, zerklüftete Gestein! Unten rauscht die schäumende Brandung des Meers. Der kleine Dampfer da, eine Nußschale für's Auge, fährt von Savona nach Genua.

Nur den Lampenrestaurator und den Kaffeekannenflicker oder ähnliche bewährte Besucher unserer öden Bergeinsamkeit lassen die Jungen ruhig auf Kundschaft und nach Invaliden in ihren Fächern fragen, nach Töpfen, die geflochten werden müssen, zerrissenen Körben, leckgewordenen Schuhen. Der

Lampist trägt, was er kurirt hat, auf der Brust und auf beiden Hüften ebenso, wie auch die neue Waare. Die zierliche italienische Ampel mit den fünf Löchern für Oel und Docht, die wir eben gekauft haben, sieht sie nicht aus, als käme sie aus Neapel und wäre bei Puteoli ausgegraben und hätte schon bei einer Badesaison in Bajä einer römischen Calpurnia Dienste geleistet? Und der ganz auf andere Dinge, als Winckelmann's Geschichte der Kunst, gestimmte Genueser Cittadino rühmt uns das Ding mit dem Ausruf: Signor, ich versichere Sie! Sie werden den Kauf gewiß nicht bereuen! Denn es ist eine echte — — Berliner Lampe! Wir fielen aus den Wolken! Alle diese römischen Lampen werden in Berlin gemacht! Wer konnte mehr erstaunt sein, als wir, die wir noch vor einigen Monaten täglich vor Stobwasser's Fabrik vorübergingen und regelmäßig unser Petroleum von da bezogen!

Ob hier Wahrheit, ob Mythe —? Ob der Klang „Berlin" hier wirklich jetzt so bezaubernd für des Italieners Ohr klingt? Das untere Volk hat Sinn für Siege und Niederlagen, Feldherren und große Namen. Es spricht mit Respect von Bismarck und von den Alemannen. Aber die gebildete Sphäre — da sieht es für unser Selbstgefühl und unsere Hoffnungen auf Italiens Beistand im Culturkampf noch traurig aus. Die Männer und die Frauen, wenn sie etwas französisch parliren, einen Roman von Alexander Dümas lesen können, leben im Bann von Paris. Auch die Gelehrten. Mein Arzt und mein Apotheker, beides Brüder, letzterer sogar ein Dottore wie jener, sind klerikal. Der Klerus scheint nämlich der einzige Stand zu sein, der hier außer den Fremden noch Geld auszugeben geneigt ist. Daher wol bei allen Geschäftstreibenden die Abhängigkeit von den durch die Klerisei ausgegebenen Losungsworten.

Nur über Eines bin ich meinen kleinen Schutzmännern in unseren Bergen böse. Sie bringen uns täglich in unsere einsame, nur durch Klettern, durch ein ewiges Auf und Ab auf manchmal nur fußbreiten Wegen zu erreichende grausig kalte Villa die schönsten Singvögel, Zeisige, Dompfaffen, Blutfinken und — alle todt und für die Küche bestimmt!

Schon in der „Pension" zu Pegli, dem Städtchen, das uns zur Seite liegt und von einem olivenbewachsenen Bergrücken verdeckt wird, waren mir die kleinen Vögel, die wir scharfgebraten au gratin servirt bekamen, als „Becasses" oder Quasi-Leipziger Lerchen oder Krammetsvögel verdächtig. Nie bemerkte man beim Kauen und Riskiren eines leicht verlierbaren, lange schon nicht mehr sturmfesten Vorderzahns den Geruch der Wachholderbeere. Es steht eben die Sucht nach „Jagd" und der Mangel an „Wild" in Italien in einem solchen Mißverhältniß, daß zum Sport auch die Verfolgung der lieblichen, mit den schönsten Farben geschmückten kleinen Thierchen gehört, von denen die Mehrzahl im Sommer in unsern Wäldern zubringt. Mangel an Proviant ließ uns auf die kleinen Braten, deren jeder nur aus einem oder zwei Bissen bestand, eine Zeitlang Rücksicht nehmen. Auf die Länge sind uns aber die Vögelvertilger so lästig geworden, daß wir sie nur noch mit einem heftigen Niente! Niente! empfangen. Die schon wacker von den Jungen gehandhabte Flinte und ein Sprenkelnetz, das wir in der Tiefe unter jetzt blattlosen und seitdem verrätherischen Weinreben aufgeschlagen sehen, bringt uns unausgesetzt die gefiederten Sänger des Waldes. Wir nehmen nur noch lebende und geben ihnen dann die Freiheit, die ihnen freilich nichts nützen wird. Einige, die besonders schön befiedert waren, Grasmücken, Blauschwänze, Blutfinken, Rothkehlchen, setzten wir in Käfige, um sie möglichst zu erhalten. Die Käfige waren zu klein, die Witterung wird zu rauh. Die Sänger, die im Sonnenschein mitunter hüpften und zwitscherten, starben bald nach einander.

— Ja, das ist ein trauriger Winter. Ich suchte Italien, um einen ständigen Katarrh, ein Rheuma in allen Gliedern los zu werden, und wie hat uns Venedig, Genua begrüßt! In Venedig, wo alle Kirchenkuppeln mit Schnee bedeckt waren, auf dem Marcusplatz jeder kleine Tümpel Wassers zu Eis gefroren war, da erkältete ich mich vollends. In dem Städtchen

Pegli hielten wir 6—7 Wochen aus. Dann mußten wir den Versuch machen und eine eigene „Villa" miethen, ein Familienhaus in gebirgszerklüfteter Höhe. Wie hier der Sturm saust! Nachts rüttelt er an den geschlossenen Fensterladen. Er beugt die Pinien, daß sie seufzen und knacken! Das Meer wirft Wellen bis auf die Eisenbahn, die sich unten an der Landstraße hinzieht nach Nizza, wo dieselben Täuschungen über den italienischen Winter etwaige Zureisende erwarten! Und das Alles hindert nicht den armen kleinen Pächter (der 400 Lire des Jahres aus der Milch einer einzigen Kuh und dem Gemüsebau auf unsern Felsen heraustreiben muß), meinen Mithausbewohner, von seinen beiden Mulos den stärksten zu satteln und die schon gestern Abend zum Transport vorbereiteten Körbe mit Blumenkohl dem Thiere aufzuladen, das dann die schwere Bürde bis nach Genua auf den Frühmarkt tragen muß. Von zwölf Uhr Nachts bis vier Uhr Morgens kommt gerade die Zeit heraus, die der Weg unten auf der krummen Landstraße dauert. Um vier Uhr muß man am Platze sein; denn die Concurrenz ist groß. Die Unterkäufer drücken den armen Bauer. Der meinige hatte bei Solferino gefochten; er gab gern zu, daß der linke italienische Flügel geschlagen war. Jetzt hatte er aus dem nächsten Nachbarhause, da dicht an dem bösen Vogelherd, drei Büchsenschüsse von uns, ein Weib genommen, das Land da (Berg und Bergspalten und ein paar Baumgruppen) gepachtet und zieht Gemüse. Seine Specialität ist Blumenkohl; unten prangt noch unter der leichten, hoffentlich bald schmelzenden Schneedecke ein ganzer Abhang voll seines schönen Carviol! Die dazu nöthige Erde muß der Arme, wie zum Weinbau, in Körben zusammentragen! Weil diese Menschen hier ringsum so unsäglich viel arbeiten und dabei so mäßig leben, scheinen sie matt wie die Fliegen zu sein. Der Charakter ist lässig und gutmüthig. Dennoch wird Abends jedes Wohnhaus in seinen Fenstern bis auf die kleinste Ritze geschlossen. Der Sonnenstrahl stiehlt sich Morgens immer nur verstohlen herein. Wie sich die Sonne, die tiefdunkelblauen Wolken, Sturm und Regen so gut vertragen!

— Unten in Pegli sieht man, wenn das Wetter nur irgend im Freien zu sein erlaubt, die ganze Hauptstraße entlang junge (in Italien schnell alternde) Frauen in der Hausthür sitzen und entweder Matratzen auskratzen oder Netze ausbessern, am meisten aber faullenzen und schwatzen, bis es irgend einen Zank giebt. Sind sie verheirathet, so sind ihre Männer — in Südamerika! Dort verweilen sie als Arbeitssklaven, europäische Kulis, eine Reihe von Jahren, schicken ab und zu einiges Geld, sparen das Uebrige und kommen, wenn sie nicht am gelben Fieber sterben, solid und brav und ihrem Weibe treugeblieben zurück. Deutsches Raffinement, in New-York eine zweite Frau zu nehmen, während die erste noch in einem Dorfe am Schwarzwald sitzt, und dann, wenn die Geschäfte in Amerika nicht gehen wollen, wieder die Amerikanerin zu verlassen und zur ersten, hoffend auf Versöhnung und gute Unterkunft in dem Hof, der dieser gehört und den sie tapfer gehalten hat, zurückzukehren, kommt nicht vor. Die Correspondenz freilich mit Peru ist schwierig. Nicht der Post wegen. Nur daß von all' diesen Frauen keine schreiben kann! Nur unsere Brigida, die Köchin, kann es. Das ist eine vollständige Gelehrte. Sie ist die Briefschreiberin für halb Pegli. Neulich sah ich einen ihrer Briefe. Dieser war an ihren eigenen Mann gerichtet. Da ich noch nicht wußte, daß Südamerika für diesen Theil Italiens als Abzugskanal seiner Arbeitskräfte diente, so konnte ich die Adresse „Lima", die ganz so hingekritzelt war, wie wenn der Brief nach Genua bestimmt gewesen wäre, nur auf Italien beziehen und suchte im Bädeker nach Lima, weil ich glaubte, der Mann unserer Brigida arbeitete etwa als Maurer in den Bädern von Lucca, die in einer Gegend liegen, die man die Lima nennen soll. Aber nein, es war das wirkliche, hinter den Cordilleren liegende heiße amerikanische Lima gemeint, die Hauptstadt Perus, die Stadt der Erdbeben und Pfaffenherrschaft. Abends, wenn sich Brigida zu dem kalten Braten oder zu der Wurst, die ihr als Nachtimbiß zu Theil wird, eine Sauce von Essig und Oel, Pfeffer und Salz gemacht hatte (denn ohne diese Zusätze eine Speise zu genießen, die nicht warm ist, schaudert sie's), verbrennt sie dasselbe Oel (Oel der dritten Pressung,

gekauft von unserm Pächter, der es selbst fabricirt), das sie zu ihrem Salat verwendet hat, auch zum Licht, um zu lesen oder zu schreiben und wie ich bemerkt habe in hochtönenden, an Alfieri's Tragödien erinnernden Phrasen.

Ob sie ihrem Gatten auch nach Lima das Ereigniß melden wird, das heute ganz Pegli in Aufruhr brachte? Es rührte nur von einem Paar alter Stiefeletten meiner Tochter her. Brigida hat mehre Schwestern. Wir sahen zwei derselben. Eine etwas geistgeschwächte, die zum Bewachen der zu trocknenden Wäsche ausreichte, eine andere jüngere, schlank gewachsene, wenn auch nicht gerade schöne Brünette. Diese erlebte einen sittlichen Fall, der für die Moralität dieses Theils von Italien spricht. Meiner Tochter fehlte plötzlich das obenerwähnte Gehwerkzeug. Die brünette Schwester hatte es in aller Frühe annectirt, brachte es aber um Mittag mit verweinten Augen wieder zurück. Was war damit geschehen? Sie hatte die Schuhe angezogen und war stolz damit über den Corso von Pegli auf und ab marschirt. Da stutzten alle Matratzenzupferinnen, alle Netzflickerinnen. Sie kannten doch Mariettens Fußbekleidung, sie wußten doch, wie diese von urweltlichem Koth zu starren pflegte; nun diese plötzlich so stattlich und elegant beschuhte Marietta! Da gab es Lachen und Hohn und Spott und gleich durch das ganze Fischerstädtchen die Anschuldigung, sie hätte wol oben solchen Staat in der Villa Causa gemaust. Das zischelte und raschelte so laut und stark hinter ihr her, machte ihr Schritt auf Schritt unsicher; wenn die Jungen aus der Schule kamen, war Alles verloren; die Bachstelze wuchs zum Kranich, der im Laufen auch seine Beine übereinanderschlägt, als wollte er sie verbergen, und so flüchtete sich die von Neid oder sittlicher Entrüstung Verfolgte wieder zu uns zurück und ihr Mitnehmen der Schuhe kam auf Rechnung des Sturms, der die eben gereinigten vom Fenstersimse entführt hätte. Marietta hätte die Flüchtlinge, hieß es, weit unten im Thale gefunden und für Engländerinnenreste aus der vorjährigen Saison gehalten. Merkwürdig und fast einem katholischen Wunder gleichzuachten war dabei der Umstand, daß beide Schuhe im Sturm immer zusammengeblieben waren. Der Wind jagte sie, aber die

Schuhe liebten einander und blieben ein Paar. Das Volksgericht und das Gefühl für Ehrlichkeit durfte für Italien überraschen.

— Unsere „Villa Causa"*) ist nur für tropische Hitze im Sommer berechnet. Wir bewohnen im Wesentlichen nur den untern Salon, dessen Fenster zugleich Thüren sind. In den Kamin, den einzigen im ganzen Hause, geht, was nur täglich an morschem Oliven- oder Zwerg-Eichenholz aufzutreiben ist und doch erreicht der kalte Raum nie die Temperaturhöhe von 15°. Will ich hinaus, will ich laufen, steigen, so läßt mich der Sturm nicht hundert Schritte weit kommen. An den Ecken der Felsvorsprünge faßt uns der Nordost mit einer Gewalt, die sogleich in allen Bronchien der Brust gespürt wird. Man kehrt um. Zwanzig Schritte lang vor'm Hause ist Ebene und Schutz gegen den Sturm. Ich gehe die Strecke fünfzigmal und dividire die Schritte. Hinter uns, mehr dem Hochwalde und dem Schnee zu, liegt in einem Weingärtchen eine rothbemalte Villa von angenehmer Wirkung für's Auge. Sie ist nicht, wie hier oben alle Villen, geschlossen. Sie birgt sogar einen kleinen Roman, der sich Genua entzogen hat, um vor der Kritik, vor der Kritik der Medisance oder meinetwegen der conventionellen Tugend und Sitte sicher zu sein. Oefter begegnet mir eine hübsche junge Frau mit einem Knaben. Die Wege sind bei uns so enge, daß man nicht ohne ein Anlächeln und einen Gruß an einander vorüberstreifen kann. Die hübsche Frau war eine — Kellnerin in einem Café Genuas. Ein angesehener, noch junger Beamter der Verwaltung machte sie zu seiner Gattin, konnte aber niemals hoffen, ihr in Genua eine seiner eigenen Lage angemessene gesellschaftliche Stellung zu geben. Da kaufte er zwei Meilen von seinem Wirkungskreise entfernt diese in den Bergen wie verlorne Villa und kommt jeden Samstag Abends mit der Eisenbahn in sein eigentliches Home, um am Montag in der

*) Vergl. Gesammelte Werke Bant VII. S. 150.

Frühe wieder in die Welt der Vorurtheile zurückzukehren. Meine Stimmung ist zu sehr die eines Leidenden, als daß ich dem Triebe folgen könnte, einmal an einem Sonntag beim Herrn Nachbar, der in der Regel gleichfalls mit dem Feuerrohr über dem Arm erscheint, anzupochen und Bekanntschaft zu machen. Wie sehr der Mann das Bedürfniß hat, die arme Ausgestoßene zu unterhalten, ersieht man aus einer Einladung, die heute zu einem Ball an alle Bauern und Kleinpächter der Umgegend gelangt ist. Der Bote wird einen halben Tag gebraucht haben, um seine Einladungen überall an den Mann zu bringen. An den Mann! Denn — die Frauen sind zwar auch geladen, aber — keine wird der Einladung Folge geben. Sollte man sich unter Frauen, die nicht lesen, nicht schreiben können, die den Kuhstall abwarten, die den ganzen übrigen Tag im Mist stehen und im Felde arbeiten, soviel Prüderie für möglich denken, daß auch sie die ehemalige Kellnerin über die Achsel ansehen! Keine Einzige wird die Einladung annehmen; nur die Männer! Ich denke mir: Vielleicht ist der Nachbar gar nicht kirchlich getraut und die Geistlichkeit ist es, die hinter dem Bann steckt.

Ja, ja, die Geistlichkeit! Es herrschen hier Sitten, als wenn wir in Herrenhut wären. Hatten sich doch auch die Jesuiten besonders Genua erwählt, um von da aus ihrer Wiederherstellung nachdrücklichen Erfolg zu geben. Ich muß mir selbst applaudiren, der ich im neunten Buche meines „Zauberer von Rom" gerade diese Genueser Kirchenwühlerei geschildert habe. Gern hätte ich den Geistlichen in Pegli gehört, der ein guter Redner sein soll, doch liegt die Kirche zu entfernt. Der Küster besucht mich öfters. Er ist zu gleicher Zeit Lohndiener in dem großen Hotel Mediterranée und Vater einer Tochter, die Herrenhemden schneidert, ganz wie bei Herrn Schnuphase — wieder in meinem „Zauberer von Rom". Warum soll ich nicht an mich selbst denken? Die Einsamkeit und das Meer führen auf diesen erlaubten Egoismus. Ge-

denkt man im Vorgefühl seines baldigen Abscheidens vom Leben seiner Fehler, so darf man auch seiner Tugenden gedenken.... Der Ball hat übrigens bis um ein Uhr Nachts gedauert, war aber nur von den Männern der Umgegend besucht. Doch nein! Damen gab es ebenfalls. Aber das waren eigens für solche Fälle miethbare Personen aus Genua! Ehrbare Ballerinen, die gegen Bezahlung und Kost sich den Männern zum Tanze verdingen! Man sage noch, das Blut des Südländers rolle feurig um! Die Jesuiten haben es langsam zu wallen gelehrt. Vollkommen sicher, daß ihre Männer von diesen Tänzerinnen von Gewerbe nichts zu besorgen haben, lassen die Frauen, z. B. unsere blondgelockte, anmuthige, dicke Teresina, ihren Giuseppe auf den Ball gehen und bleiben daheim. Aber auch wenn Teresina, ihre Mutter und ihre Schwestern mitgingen und sich über das Vorurtheil hinwegsetzten, daß der kleine Begleiter der schönen Nachbarin doch wol vor dem geschlossenen Ehebunde geboren wurde, so würden sie nicht getanzt haben. Keine Frau, kein Mädchen hier in der Gegend tanzt. Ist es nicht, als hätten sie am Altar der Kirche einen Schwur leisten müssen? Sie selbst sagen: Aus Anstand, aus Ehrbarkeit tanzen wir nicht!

— Wieder fallen in den Bergen die Schüsse! Wieder gilt es den armen Singvögeln! Ich sitze trauernd, selbst krank; die Zeitung bringt die Nachricht von Strauß' schmerzhaftem Tode. Ich mußte des Bildes gedenken, das ich mir beim Lesen seines letzten Buches vorgeführt hatte. Wie trifft es jetzt zu! Auch Strauß' scharfes kritisches Rohr erlegte die buntgefiederte Welt des schönen Wahns und brachte — die Singvögel an den Bratspieß! Das ist es, das Zerreißen der Illusionen, die uns seither noch aufrecht erhalten konnten, gerade das that so weh. Wir wissen ja, die Schnepfe ist nur für den Mittagstisch ob des Fuchses oder des Menschen, gleichviel, bestimmt. Aber die Nachtigall, der Blutfink leisten mehr

als daß sie ihr Körperchen an den Bratspieß hingeben. Diese Illusionen über Gott und Unsterblichkeit sind eben ihre Waldgesänge. Von den Zweigen herab sagen sie uns nicht etwa, daß der christliche immer nur menschlich gedachte Gott der richtige sei; sie sagen uns nicht, daß die Themata eines Concils, einer Generalsynode für den Denker eine besondere Wichtigkeit haben. Aber die Illusion einer anthropomorphischen Vorstellung von jenseitigen Dingen', die eine poetische Berechtigung hat, die einen Ruhepunkt in unserm zweifelnden Gemüth bildet, schließt die richtige Vorstellung vom göttlichen Princip und vom unerweisbaren Jenseits eben so wenig aus, wie man den Christenthumsbekennern einzuräumen hat, daß ja ein unendliches Quantum von Aufschwung, Hingebung, sittlicher Veredlung durch sie in die Welt gekommen ist! Warum das Alles nun an den Bratspieß! Dieser absolute Nihilismus hat wol nur denen nicht wehe gethan, die sich an ihr Nichtssein schon auf Erden so lange gewöhnt hatten. Wieder blättere ich in seinem Buche. Ueberall möchte ich Einspruch thun. Im Hauptergebniß kann ich es nicht. Soll ich mich gefangen geben?

— Da ist nun der geistreiche, so unterrichtete Freund niedergestiegen in sein ewiges Nichts und niemals wieder soll nach seinem Glauben dem Auge, selbst eines Denkers und Sehers, die Binde abgenommen werden. — Im ersten Schmerz schrieb ich eine Erinnerung an den Verstorbenen, eine Mittheilung an eine Wiener Zeitung. Der alte und neue Glaube berührten sich einmal vor Jahren bei mir am Mittagstisch. Ein gelehrter Israelit, streng orthodox, Dr. Beer in Dresden, mußte nichts so sehr verabscheuen als Aale, einen Fisch, den Moses, „da er der Schlange gleicht", ganz ausdrücklich verboten hat. Strauß hatte sich gerade Aale als sein Leibgericht bei mir bestellt. — Während meine Tochter den Artikel copirt, will ich aus alten Büchern, die ich mitgenommen, eine Reminiscenz auffrischen. Vor mehr als dreißig Jahren schrieb ich:

„Von Dr. Strauß ist jetzt eine Prüfung der christlichen Glaubenslehre erschienen. Dies Buch will ich zur Linken, die Bibel zur Rechten legen und es versuchen, durch den Schleier der Zeiten und der Vorurtheile zu jener Wahrheit zu dringen, die mich dereinst über die schwindelnde Brücke vom Leben zum Tode begleiten soll.

„Ich lese erst noch einmal die beiden Fragmente des kühnen und gelehrten Mannes über Bleibendes und Vergängliches am Christenthum. Mich spricht in diesen Ergüssen eines Geistes, der nach der Märtyrerschaft der Aufrichtigkeit in diesem Jahrhundert trachtet, (und unser Jahrhundert ist mit Scheiterhaufen da gar nicht zurückhaltend!) mich spricht in diesen Ergüssen nicht Alles an. Was ich aber bewundern muß, ist die Unbefangenheit dieses Schriftstellers. Leset die Schriften aller Theologen und sie werden immer Christen und dann erst Philosophen sein! Selbst die freidenkendsten, wie Schleiermacher, haben vom Lehrstuhl oder der Kanzel, von der Gewöhnung oder ihrem Gemüth her immer eine christliche Färbung des Ausdrucks, ein theologisches A priori, das man bei Strauß nicht finden wird. Er verschmäht es, seinen Freimuth durch theologische Salbung zu verdecken, braucht niemals biblische Wendungen, verschmäht am Schluß seiner Aufsätze das Ja! und Amen! oder die Doxologie einer Anknüpfung freisinniger Prämissen an das Vorurtheil oder an das Jenseits. Er schlägt nie Wunden, die er mit kleinen Schmeicheleien gegen unsern kindlichen Glauben wieder zu heilen sucht. Er ist offen und ehrlich, wie ein guter Anwalt, der uns vor dem Beginn eines Processes warnt, den wir uns schmeichelten, nie verlieren zu können.

„Ich muß noch Eins an Strauß bewundern: seine Universalität. Sein Wissen erstreckt sich über ein so weites Feld, daß er in Allem, was das menschliche Nachdenken nur reizen kann, heimisch scheint. Er verweist nicht im Sinn des alten gelehrten Kastenwesens die naturwissenschaftliche Frage an den Physiker, die politische an den Historiker, die kritische an den Aesthetiker, sondern er hat Ursache, sich in allen diesen Fächern zum Selbsturtheil berechtigt zu fühlen. Dies ist eben die Luft der Freiheit, die in seiner Darstellung weht. Man

sieht nirgends den Theologen oder Aesthetiker oder Historiker, sondern den Philosophen, der alles das zugleich ist, und den Menschen, der mitten unter seinen nächtigen Formeln sich die gesunde, frische Farbe des Lebens erhielt. Heimisch in Poesie und Kunst, in Geschichte und jeglicher Lebenserfahrung verräth er, daß er über jede Frage mitabstimmen könnte. Ruhig und getragen wallt gleichsam sein Urtheil über Untiefen und Klippen dahin.

„Man kann noch einen Schritt weiter gehen. Muß man Strauß über eine gewisse Weltlichkeit seines Wesens preisen, die ihm den Gleichmuth giebt, frei und unbefangen über sonst mystisch verschleierte Dinge zu reden, so will ich selbst nicht leugnen, daß sich diese Weltlichkeit bisweilen bis zum Gewöhnlichen zu verflachen scheint. Es liegt dies theils in seinem Gegenstande, wo die Voraussetzungen des Katheders und der Kinderlehre fast ganz dieselben sind, theils in seinem Talent für populäre Darstellung. Ich möchte Vieles nicht so ausdrücken, wie es Strauß ausdrückt; daß er aber selbst den Vorwurf des Gewöhnlichen nicht fürchtet, ist ein neuer Beweis, wie hohen Beruf dieser Gelehrte zum Reformator hat, wie verwandt er ähnlichen Vorbildern ist, denen es gelang, über schwere Fragen mit dem Volke zu verhandeln. Strauß erschrickt vor nichts, ja selbst vor dem Trivialen nicht; er wiederholt sich ohne zu ermüden: er ist deutlich manchmal bis zum Flachen. Man muß einen geistvollen Mann bedauern, der hier in der Nothwendigkeit ist, Dinge, die eigentlich unbestritten sein sollten, vertheidigen zu müssen und zu demonstriren, daß etwas, was außer der Bibel nicht möglich ist, es auch nicht in der Bibel sein könnte.

„Man nennt Strauß gewöhnlich einen Hegelianer und er ist es, was die Methode seines Denkens anlangt. Aber welche Freiheit dabei! Wie verwirft er jede Formel, die ihm nicht aufgeht in eine klare Vorstellung! Strauß ist Rationalist in der edelsten Bedeutung eines Wortes, das leider des Trivialen und Nüchternen viel in der Welt beschönigen muß. Hegel selbst war nicht frei von einer Vorliebe für Dämmerungszustände. Nur in seiner rein logischen Periode, die den Anfang seines Berliner Wirkens bezeichnet, hatte er seinen

romantischen Ursprung überwunden und das Mystische völlig abgestreift. In seiner Lebensneige, als ihn die praktischen Beziehungen seiner Lehre auf Geschichte, Leben, Sitte und Ueberlieferung mehr beschäftigten, als er sich in Nürnberg und Baireuth möglich gedacht hatte, fiel er oft in ein trübes Schwanken und Tasten nach dem Helldunkel zurück, das Strauß und den Besten seiner jüngern Schüler fremd ist.

„Nur über zwei Punkte im Vergänglichen und Bleibenden habe ich mich nicht zufrieden geben können: über Straußens Ansichten von der Unsterblichkeit der Seele und von der Person Christi.

„Strauß sagt nicht, daß wir die Bestimmung hätten, todte Asche und erdiges Nichts zu werden: er streitet nur, und sicher mit Recht, gegen unsern Egoismus, den wir in den Ausmalungen unseres künftigen Jenseitlebens nur zu sehr zur Schau stellen. Ich bin nicht im Stande, die dereinstige persönliche Fortdauer des Individuums zu beweisen, allein, wenn irgendwo, scheint mir doch die Unsterblichkeitsfrage ein Gebiet zu sein, in welchem der Denker nicht ohne Vorsicht sich bewegen, ja selbst eine höhere Weihe seiner Sprache nicht verschmähen sollte. Ich glaube, daß Strauß, um sein großes Werk zu vollenden, die Bestimmung hatte, nicht Dichter zu sein; allein hier, gestehe ich, hat sein kalter Ton etwas Fröstelndes und sein Gemüth entweder nicht Tiefe genug oder zu vielen Trotz. Das Bestreben, gegen Vorurtheile zu kämpfen, reißt ihn zu Behauptungen hin, mit denen das gesunde menschliche Gefühl sich nie vertragen wird. Er kämpft gegen die Annahme, daß es einen Raum und eine Zeit geben müsse, in denen die Widersprüche der Erde ausgeglichen werden, und findet diese Ausgleichung schon hienieden. Wer mag ihm das glauben? Wer mag dem gelehrten Manne glauben, wenn er sagt: „Ein Paulus mit dem Pfahl im Leibe fühlte sich glücklicher, als ein Nero im Purpur." Hier hat ihn das Streben, gegen etwas Sentimentales zu kämpfen, selbst zu einer Sentimentalität verführt. Nero im Purpur wäre unglücklich gewesen? Unglücklicher der Wollüstling, der Tyrann, der den Gott spielen durfte, ohne dabei aus der Rolle zu fallen, (denn halb allmächtig war er gewiß!) unglücklicher

Nero, als der schmerzenzerfleischte Märtyrer? Das kann nicht der Ernst eines Mannes sein, der wissen sollte, daß auch die Wollust des Schmerzes eine Grenze hat. Das Bewußtsein einer künftigen Ausgleichung ist tief in der Menschenbrust gewurzelt: und wenn es auch nicht der Arme hegt, der nicht weiß, warum ihn Gott auf diese Erde sandte, um unter Thränen sich sein trockenes Brot zu verdienen, so hegt es sicher der Reiche, dem sein vom Glück geschenkter Besitz ein Schrecken ist, den er vergebens durch Wohlthätigkeit ganz zu verscheuchen sucht. Wenn nicht das unbelohnte Verdienst für die Zukunft zeugt, so zeugt das belohnte Unverdienst dafür; denn dieses fühlt es, daß es nicht auf ewig bestehen kann.

„Wenn Strauß von Christus spricht, so versteht es sich für uns, die wir dem Aberglauben entsagten, von selbst, daß eine salbungsvolle Sprache, die Terminologie: der Erlöser, der Heiland u. s. w. als gewöhnliche Redeweise bei einem Streben nach historischer Gewißheit über Christus unstatthaft ist. Selbst Schleiermacher, der in Christus nicht mehr Göttliches sah, als wir Alle erreichen können, wenn wir ihm nacheifern, half sich gegen das Vorurtheil der Menge oder „Gemeinde", wie er's nannte, durch den orthodoxen Schmelz der Worte: Heiland, Mittler, Erlöser, und zwar nicht wie der Rationalismus als „Weltenheiland" und in ähnlichen verwässernden Amplificationen, sondern ganz im Sinne der Genugthuungslehre und der Bluttheologie. Es ist redlich von Strauß, daß er diese Täuschung verschmäht. Aber selbst wenn nun Christus uns dieser wieder eroberte und dem Aberglauben abgewonnene Mensch, dieser schwärmerische Rabbi von Nazareth ist, sollte er nicht eine höhere Stellung verdienen, als die ihm Strauß unter den Märtyrern des Genius, fast neben Sokrates, Cäsar und Napoleon anweist? Strauß stellt, um den hohen Werth Christi anzuschlagen, eine fast arithmetische Berechnung an. Er nennt ihn unter den Guten den Besten, er weist ihm unter allen moralischen Vollkommenheiten die höchsten zu und fertigt ihn, indem er in andere Reihen ausgezeichneter Menschen, in die Reihen der Dichter, Helden, Denker eintritt, als einen moralischen Superlativmenschen ab. Gegen diese Taxirung sträubt sich

etwas in unserer Brust. Wenn nicht schon die ungeheure Umwälzung der Welt, die durch die Christuslehre erfolgte, unsern Vergleichungsmaßstab steigern sollte, sollte nicht das ganze Wesen des Stifters unserer Religion, mit Abzug aller frommen Sage, ihn uns dennoch verklärter erscheinen lassen, als einen bloßen relativen ascetischen Superlativ? Ist es so leicht hingesagt: unter den Guten der Beste zu sein, und noch leichter ausgeführt? Tritt uns aus dem historischen Christus nicht etwas entgegen, das ihm moralisch etwas fast specifisch Verschiedenes von denen, die Strauß mit ihm vergleichen möchte, vorbehalten sollte? Man braucht kein büßender Trappist zu sein, um über das Verhältniß der Sittlichkeit zum Genie, der Selbstüberwindung zur Ausbildung einer Prädestination, das Verhältniß dessen, was wir uns geben müssen, zu dem, was man aus Gottes Hand bekommt, anders zu denken, als Strauß zu denken scheint. Ob man nun der „griechischen" oder der „nazarenischen" Lebensansicht huldigt, welche erfordert wol mehr Entsagung, innere Durchbildung, Seelengröße? Und wenn Strauß alle diese Fragen widerlegte, dann bliebe mir noch diese übrig: Sollte ein Mann von Genie, wie Strauß selbst, nicht schon an sich bereit sein, dem Genie im Grunde doch weniger einzuräumen, als der Tugend?

„Die neue Tübinger Glaubenslehre wird wieder eine große Aufregung in der theologischen Welt hervorrufen, d. h. in ganz Deutschland; denn sonderbar, wir Deutsche sind fast alle geborene Theologen. Es handelt sich jetzt um das, was Strauß Positives geben kann. Es soll mich wundern, ob nicht die, denen er zu wenig Geschichte einräumte, ihm jetzt den Vorwurf machen werden, daß er ihnen zu viel Lehre gelassen hat. Die Theologen, die den ganzen Glauben auf den einen Satz reduciren möchten: „Ein höchstes Wesen giebt es", dürften sich durch Strauß leicht eben so getäuscht finden, wie die, die den Glauben auf die Mythe gründeten."

Auch jetzt noch, nach dreißig Jahren, obschon im Wesentlichen mit Strauß einverstanden, möchte ich ständig mit ihm hadern. Wenn z. B. das Christenthum deshalb von ihm

culturfeindlich genannt wird, weil es den „Erwerbsinn nicht ermuntre, ja im Gegentheil diesen einschüchtere", so möchte ich fragen: Soll es Religionen für Gründer geben? Hatte jener Börsenspeculant Recht, als Saphir die Börse persiflirte, auszurufen: Diesem Menschen ist doch nichts heilig! Den mangelnden Erwerbssinn werden die modernen Buddhisten von Berlin noch am ehesten dem Christenthum nachsehen. Auch darin folge ich nicht einer gleichsam „speciellen Malice", wie man zu sagen pflegt, die Strauß auf die Erscheinung des Christenthums in der Welt mit den Jahren erfüllt zu haben scheint, daß ich zugeben könnte, Christus sei ein Prophet der Commüne gewesen, nur mit dem Unterschiede, daß er die productive Rente und den Gewinnantheil auf den Himmel verwiesen hätte. Eine Gegend, die der Glaube jener Zeit mit sichtlichen Augen vor sich sah, war ja das Jenseits. Die Menschen ragten auf Kopfeslänge, während sie wandelten, in die Wolken der Unsterblichkeit hinein. Sterben war ihnen nichts, ein Spaziergang vor's Thor. Warum gingen die Märtyrer so freudig in den Tod? Diesen Glauben an eine jenseitige Welt hatte Jesus nicht gemacht, sondern nur edler bestimmt. Schließlich — — möchte ich nur um Eines bitten: Wenn ihr gebratene Singvögel eßt, trinkt nicht noch Champagner dazu! Diese gräuliche neue Jubel-Literatur über das ewige Nichts! Es fröstelt uns bei euren Siemens'schen Oefen! Und der Ersatz, den Strauß für die gebratenen Singvögel anbietet, Abonnements-Concerte auf Beethoven, Mozart und Haydn! Armer Dulder, du verliebtest dich einst in eine Sängerin. Ich sehe dich als Tübinger Stiftler, wie du Sonntags nach Stuttgart flogst und dreifache Ausgabe, Reise, Entrée zum Theater, Nachtessen im „König von England", durch dreifachen Enthusiasmus an der „Zauberflöte" wieder herausbringen wolltest! Papageno, der Vogelfänger schon wieder —! Nun gut! Also die Religion. „Schiller und Goethe"! Aber was geschieht nicht durch unsere Schulmänner und Lesart-Mikrologen, um uns gerade „Schiller und Goethe" zum unausstehlichen Gemeinplatz zu machen! Gewiß, ich glaube, wie Strauß, einst in dunkle Nacht hinunterzusteigen; aber ich möchte vorher nicht Alles zerstören, was der

Geist des Menschen ahnungsvoll von einem möglichen Doch-noch-anderssein des ganzen Weltzusammenhangs aufgebaut und die Natur durch die Entfaltung ihrer Schönheiten zu glauben unterstützt hat.

— Die Stürme hören endlich auf. Man kann auf einige Augenblicke sogar in der Sonne im Freien sitzen. Und was am wohlthuendsten wirkt, das Meer beruhigt sich.

X.

Zimmerreisen.

---

1. Schweden. 1841.

Müssen doch die guten Deutschen zu allen Zeiten einen fremdländischen Schriftsteller haben, den sie in allen möglichen Formaten auflegen und als Modeautor installiren. Ist es kein Tunguse, so ist es ein Franzose; ist es kein Kamtschadale, so ist es ein Engländer. Sogar Holländer, Ungarn, Dänen, Schweden und sogar die Russen können hoffen, in Deutschland den einheimischen Schriftstellern vorgezogen zu werden und in diesem Lande der Widersprüche, das wir Deutschland nennen, zu einer Geltung zu kommen, die man ihnen vielleicht manchmal im eigenen Vaterlande nicht gestatten würde. Besonders sind die englischen Romane zu allen Zeiten für die deutsche Literatur Concurrenten gewesen. Die empfindsame Clarisse, eine Dame, die sieben große Octavbände hindurch den Verführungen der Männer widersteht, hat in Deutschland mehr Thränen vergießen lassen, als, glaube ich, in England selbst. Durch den Wechsel des Geschmacks hindurch, von der Tugend-Epopöe bis zur historischen Novelle hat sich der Deutsche dem Engländer als anhänglicher treuer Fridolin bewährt. Walter Scott gab unserer Phantasie einen romantischeren Tarantelstich, als je unsere

romantische Schule selbst, aus welcher Walter Scott erst hervorging. Cooper, Irving, Bulwer, Boz — wir haben in Mainz die Dampfschiffkanonen gelöst, als Sir Edward Lytton den „Cockerill" betrat. Als Uhland kam — schwiegen sie.

Nun ja, Weltverkehr in der Literatur soll ja sein. Die Engländer und Franzosen sind nicht undankbar; sie wissen schon, daß die Deutschen ein Gedicht, Namens Faust, besitzen, sie vergleichen Kotzebue mit Molière und kennen unsere jüngste Literaturepoche; die Epoche der — Arndt, Körner, Schenkendorf, aus dem Grunde! So wie wir unsere märkische, lausitzische, schlesische Wolle nach England führen, und von dorther, als englische Fabrikate verarbeitet, über Hamburg und Stettin wieder zurück bekommen, so übersetzt sich mancher leserlose deutsche Autor in's englische Athenäum und die Engländer sind gutmüthig genug, zu glauben, daß ihre Landsleute schon so viel Toleranz besitzen, sich um die Literatur der Serben, Deutschen und Walachen zu bekümmern und citiren oft deutsche Schriftsteller als Autoritäten, die jenseits des Canals, im Bann der deutschen Bundesacte, nie dafür gegolten haben. Immerhin; es sei! Und doch ist mir kürzlich Eines recht aufgefallen.

Ich las Bulwer's Pelham noch einmal. Noch stehen mir vor Augen die bedeutungsvollen Winke, wie man vor acht Jahren auf Pelham verwies. Ja, Pelham! Haben Sie Pelham gelesen? Kennen Sie Pelham? Versäumen Sie nicht, Pelham zu lesen! Und alle Welt schien berauscht von Pelham. Nun las ich den Musterroman wieder und finde, daß er Eigenschaften enthält, die man von einem deutschen Roman kaum ertragen hätte. Schreibt das geistvollste romantische Gedicht in Prosa und laßt euch in den vermittelnden Raisonnements, im Dialog ein wenig zu sehr gehen, so seid ihr sicher, keine Leser zu finden. Und dieser Pelham — was ist er anders, als durch und durch Geschwätz! Und hier ertragt ihr geduldig die Pedanterie der Räsonnements, hier überschlagt ihr stillschweigend die unfruchtbarsten Erörterungen über Gott und Welt, Staat und Kirche, Literatur und Armenwesen, Diatriben, in denen sich dieser von seiner Frau

so boshaft und schlecht, aber, wie es scheint, vollkommen wahr geschilderte Baronet gefällt. Kommt man in diesem Roman zu etwas, was einer Handlung ähnlich sieht? Wo ist hier das, was euch immer das Erste ist, der Stoff? Ist dies ein Weltmann, der die Sucht hat, originell zu scheinen und doch Originelleren, von denen er da und dort erzählt, dem Glanville, dem Tyrrel, dem Thornton, nur zu Folie dient? Und welche Breite! Wie umständlich und barock in seiner Pedanterie dieser ehrenwerthe Sir Edward Lytton! Nie sind an sich geistvolle, aber zum größern Theil doch nur entlehnte Theorieen und Aperçüs mit mehr Redseligkeit vorgetragen. Montaigne, Rochefoucauld, denen er das Meiste, ohne diese zu nennen, entlehnt, sind treffender, kürzer. Genug, Bulwer ist ja auch zum Theil schon der Vergessenheit anheimgefallen; aber ich sage nur, was durfte er uns auf seiner Höhe bieten? Einem Deutschen hätten wir diese redselige Breite, dieses pedantische Sich-allein-reden-hören-Wollen, diese Unsumme von ungehörigen Abstractionen und zwecklosen Raisonnements, nimmermehr durchgehen lassen.*)

Vor einigen Jahren hatte es das Ansehen, als würde sich unser Lesehunger an russischem Schwarzbrot sättigen. Schwarzbrot? Doch nein! Die russische Literatur ist Schwarzbrot, aber mit einer Kruste von Zucker, einem Ueberguß französischer Leichtigkeit und Spiritualität. Man übersetzte uns Romane, in denen dunkles Blut aus Alt-Moskaus historischen Schauderverließen mit dem Orangeublüthenwasser der Pariser Cafés vermengt war. Baron Heckeeren erschoß Puschkin, den Russen-Mohren. Wir machten Nänien auf Puschkin, ohne seine Werke zu kennen; dann lasen wir sie und konnten vor slavischer Steppen- und Völker- und Sitten-Staffage nicht zur Hauptsache, nicht zum cor poeticum kommen, oder entdeckten, wenn wir einen Funken fanden, daß es eine Schnuppe vom Sterne Byron war. Gott sei Dank, das Wesen hat nicht munden wollen und die Bemühungen

*) Spätere Anmerkung. Ich gestehe, daß ich auch vom später so vielgerühmten Thackeray den Roman Pendennis zu lesen anfing und vor Breite und Wiederholungen nicht über den ersten Band hinauskommen konnte.

Varnhagens, dem Genius der deutschen Poesie den Wladimirorden siebenter Klasse um die Brust zu hängen, schlugen fehl.

Nun aber haben wir es mit Schweden! Der Deutsche ruht nicht. Er muß sich in der Fremde Einen aufsuchen, den er im Taschenformat genießen kann. Und siehe, es findet sich Einer. Es ist nicht der holländische Verfasser des „Schafhirten"; nicht Josika, der ungrische Leibrock, nicht James, der Engländer, sondern ein Weib, ein Weib mit blonden Haaren, wenn die Dame nicht zu alt ist, um noch von ihren Haaren zu sprechen, ein Weib mit blauen Augen, wenn sie nicht braune hat, mit einem Wort: eine Schwedin. Fedrike Bremer heißt sie, und diese hat sich bei Brockhaus in Leipzig so consequent übersetzen lassen, daß unsere Leihbibliothekare endlich stutzten, die Grisetten neugierig wurden, die Frauen sich Stunden für sie ermüßigten und die alten Jungfern in der That schon anfingen, Thränen zu vergießen. Fedrike Bremer, die Verfasserin der Töchter des Präsidenten, „der Alltagsgeschichten", ist es, die in einer Zeit, wo die deutsche Literatur fast ganz in die Hände der Frauen gekommen ist, zum rechten Augenblick erschien und die vertraute Freundin und süße Trösterin der deutschen Lesewuth werden konnte. Sie hat die Bettina, Rahel, die Sand, die Schopenhauer, die Schoppe, die Tarnow, die Hahn und — das will gewiß viel sagen — die Paalzow überflügelt. Fedrike Bremer, eine Schwedin, ist jetzt die Beherrscherin der deutschen Leihbibliothek.

Jetzt war es meine Absicht, zu lachen; aber der Deutsche ist doch so gut und treu, so ehrlich selbst in seinen Thorheiten, daß ich eher weinen möchte. Erst romantische, hochländische Schwärmerei mit dem großen, noch unübertroffenen Walter Scott, dann blasirte, pedantisch ennuyante Stubenphilosophie mit Bulwer, hierauf französische Ungeheuerlichkeit und der höchste Indifferenz-Pol derselben, der androgyne Georg-Sandismus. Dann von hoch oben herab in die Boz'schen Kloaken englischer Sittenmalerei, mit Cooper durch die Meere, mit Irving durch die Prairieen, mit Marryat schiffbrüchig auf dem Wasser, mit Mistreß Trollope seekrank zu Lande — und nun durch Himmel und Hölle endlich — in

schwedische Kinderstuben und norwegische Pachthöfe, wo Federvieh umhergackert, die Enten in den Pfützen waten und die ideale Welt, in die wir uns mit der Verfasserin hineinphantasiren, z. B. die Gefühle einer Dienstmagd sind. Von einer Lelia bis zu einer Anne Marie — entweder wir sind kühne Springer oder die Dichter sind große Zauberer.

Skandinavien! Was soll man thun? Das Wort klingt so groß, so herrlich, so erhaben! Steffens hat uns gemalt, was Skandinavien ist. Fedrike Bremer hat einen großen Vorsprung, daß sie in einem Lande wohnt, wo sich der Trolhetta von zackigen Felsen stürzt und die Sonne in des Sommers Mitte sich über den Anblick der schönen Erde so verliert, daß sie vergißt, unterzugehen. Aber wird sie uns die erhabenen Berge und noch erhabeneren Thäler mit entsprechenden Menschengestalten bevölkern? Wird sie an das Spalier der Felsen die üppige Rebe, nicht nur Bohnen und Erbsen ranken lassen? Wird sie den Horizont ihres Vaterlandes uns mit jenem Finger ausmessen, in welchem die Muse ihren Griffel hält, oder mit jenem, den die Magd befeuchtet beim Flachsspinnen? Wunderliche Gegensätze in diesen Fragen; aber Fedrike Bremer rechtfertigt sie.

Da liegt vor mir Streit und Friede (Berlin, bei Morin 1841). Ich bin in Norwegen. Das Gemälde des Landes wird mit warmen Tinten gegeben — dann treten eine schwedische Wirthschafterin auf einem Adelshofe, ein norwegischer Hausverwalter ebendaselbst auf, beide streiten sich über den Vorzug ihrer Heimath, eine verwitwete Obristin, die ein ihr abhanden gekommenes Schwesterkind betrauert. Der Roman besteht darin, der Hausverwalter ist dies Kind, es folgt eine Heirath mit der Wirthschafterin Barbara Susanna — glückliches Ende und das Ganze wie ein weiblicher Brief mit einem Postscript versehen: ein Abschied vom „freundlichen Leser".

Daß ein solches Pfennigssujet mit einem Agio von Gefühlen und netten Schilderungen in Umlauf gesetzt werden kann, ist natürlich. Natürlich, daß das kleine Buch Freunden und Freundinnen gemüthlicher Lectüre gefällt, daß man dabei an Aehnliches in deutscher Literatur, an Vossens Louise, an

Eberhard's Hannchen und die Küchlein denkt; aber daß Bücher in diesem Kleinvolks-Genre beliebt werden können, übersetzt, begehrt, höchst günstig beurtheilt — das ist eine Thatsache, die wir — nicht angreifen wollen, sondern über die wir uns nur zu verständigen haben.

Ich denke mir in Fedrike Bremer eine etwas bejahrte gute, liebe Frau. Traulich schmiegt sie sich den Menschen an, sie beglückt durch zarte und natürlich-wahre Einfachheit ihre Umgebungen, ich möchte sie als Tante, entfernte Verwandte auf dem Lande, die man im Sommer vier Wochen lang unter ihren Hühnern und Tauben besucht, mit Freuden mein nennen. Nun ergreift sie auch die Feder und schildert uns gute Menchsen in einfachen bürgerlichen Situationen, in Alltagsgemälden aus der wirklichen Welt, Menschen, wie sie durch unsere Stuben gehen, Stuben mit weißen Gardinen, Gardinen, hinter denen Vögel im grünen Käfig hängen, Käfige, aus denen mehr Vogelfutter fällt, als die sorgliche Hausfrau für die Reinlichkeit des Fußbodens gestattet, Fußböden, die jeden Sonnabend gescheuert werden, Sonnabende, auf welche gute fromme Kirchen-Sonntage folgen, Sonntage mit erheiternden Nachmittagen vor dem Thore in einem grünen Holze, von denen man sich endlich ermüdet auf's Lager wirft, um gestärkt und froh zum „Alltagswerke" der Woche wieder aufzuwachen. Ach, ich liebe diese kleine Welt: sie heimelt mich an in jedem ihrer Pulsschläge, ich schmiege mich ja gern an sie, wie an die dürre Wange einer alten, guten Mutter, die es von Allen, Allen in der Welt doch am besten mit uns meint! Aber ich liebe diese Welt nicht am Mittag, sondern nur am Abend, wenn die Glocke Vesper läutet, am Morgen, wenn die Hähne krähen und ungeduldig das Pferd im Stalle stampft. Ich liebe diese Welt als Trost, Zuflucht; ich liebe sie manchmal, nicht immer, als Letztes, nicht als Erstes. Das ist es. Fedrike Bremer ist kein Poet, dem die Idylle Genesung giebt für den letzten Act einer Tragödie: die Idylle ist ihr Erstes und Letztes; die beschränkte philisterhafte Welt ihr Ganzes, nicht ihr Theil. Darum vermißt man bei aller Nettigkeit ihrer Schilderungen die Poesie. Alles ist Aquarell, Alles ist Wasserfarbe. Lauter sonnenhelles Mittagslicht, nirgends

ein tieferer, romantischer Schlagschatten. Allen ihren Personen sieht man die Kleiderstoffe an, Kattun, Gingham, Mousline de Laine. Ja man kann sagen, wie viel die Elle davon einer Jeden gekostet hat. Das näht und stickt und strickt und flickt — Strümpfe, Hemden, Tücher, und dabei haben alle diese guten, besseren und besten Menschen kleine Gefühle, kleine Vergangenheiten, kleine Erlebnisse, kleine Schmerzen, kleine Abenteuer, und die gute Fedrike Bremer legt ihre segnende Hand darüber und schließt das kleine Concert ihrer kleinen Figuren mit dem vollen, stets ergreifenden Schlußaccord aller beliebten Romane: Sie bekommen sich!

Daß man diese Erzeugnisse jetzt in Deutschland mit so großer Vorliebe liest — soll man sich darüber ereifern? Soll man mehr als spotten? Soll man zürnen, lärmen? Nein! Wohl uns, daß wir uns einmal von dem Wirrsal der Zeit und Literaturen unserer Epoche im klaren Wasser der Unbedeutendheit reinigen und im Schatten eines kleinen Haselnußstrauches erholen. Es lag viel Duft und Wust auf uns, die Höhen waren zu luftig, die Tiefen zu unerquicklich; wohl uns, daß wir uns sammeln und unsere Kranken (jeder Schriftsteller glaubt ein Arzt zu sein) vor den größern nachkommenden Krisen wenigstens mit unschädlicher Aq. font. unzenweise aufhalten können. Deutsches Publikum, brauche ein Jahr lang die unschädliche schwedische Molkenkur dieser Fedrike Bremer: in zwei Jahren wird die ländliche Kost dir selbst widerstehen. Vielleicht bist du dann reifer, die Talente deines eigenen Bodens zu schätzen. Und willst du dich der Gegenwart verschließen, dann wirst du in deiner Ungerechtigkeit wenigstens wieder so gerecht — und gestärkt worden sein, daß du rückkehrst zum ewigen und großen Meister Goethe oder willst du doch einmal einen Fremdling, zum größern Meister Shakespeare.

2. Rußland. 1839.

Heinrich Koenig, der freisinnige Verfasser der Hohen Braut, der kurhessische Landtagsdeputirte und unterbrochene

Guttenbergsredner vom Jahre 1837*), versetzt mich mitten unter die Russen. Wie ist dies möglich? Ja, wir sollen sogar Achtung vor der Literatur des „nordischen Kolossen“ haben, Achtung vor einer Legion von Schriftstellern, die dem civilisirten Europa kaum dem Namen nach bekannt geworden sind. Ich kann mir die Sprödigkeit denken, mit welcher Koenig das Interesse, das er für einen Herrn Melgunoff hatte (den russischen Souffleur dieses Buches, der einige Monate in Koenig's Nähe zubrachte), auf alle Russen übertrug, und wie er gezögert haben muß, seine angeborne Abneigung gegen den unauslöschlichen Charakter aller moskovitischen Cultur zu überwinden. Der weiße polnische Adler hat ihn gewiß so oft umkreist, als er den geistigen Fortschritten der Russen, die ihm dieser Reisegefährte Melgunoff wahrscheinlich machen wollte, eine Huldigung einräumen mußte, und mancher Blutstropfen von dem armen angeschossenen Thiere ist ihm gewiß auf das weiße Papier gefallen, das sich ihm unwillkürlich unter der Hand zu einer kleinen Ruhmessäule für Rußland aufbaute. Koenig mußte zuletzt, um kein ironisches Werk zu liefern, die Abneigung überwinden und ganz in die Begeisterung dieses Melgunoff aufgehen, der seinerseits glücklich sein konnte, einen so schriftgewandten und als Liberaler in diesen Dingen zutrauenswerthen Dolmetscher seiner Vaterlandsvertheidigung zu finden.

Der Wortführer ist eigentlich durchgängig in diesem eben so belehrenden, wie unterhaltenden Buche Herr Melgunoff aus Moskau, der alle Materialien dazu lieferte. Herr Melgunoff soll selbst eine achtbare Stelle in der russischen Literatur einnehmen. Die Kenntnisse, die er von den fremden besitzt, scheinen uns die Bürgschaft zu geben, daß seine Vergleichungen im Ganzen zutreffend sind, ob es auch z. B. zu übertrieben sein möchte, Puschkin und Byron auf eine Linie zu stellen. Aus der Manier, in welcher die russischen Dichter die fremden nachahmen, darf man noch nicht auf den Grad, bis zu welchem sie diese erreicht haben, schließen. Es wäre wünschenswerth gewesen, daß Herr Melgunoff diesen Grad auf der

*) Siehe „Rückblicke auf mein Leben“ S. 163.

Fahrenheitscala des guten Geschmacks und der Unpartheilichkeit angegeben hätte. Einigemal hat mich die Vergleichung russischer und deutscher Dichter überrascht, und ich wurde förmlich böse auf Koenig, daß er S. 119 seinem Gewährsmann so ohne Weiteres nachschreibt, daß Schukowsky's Uebersetzungen dichterischer seien, als die von Voß und Schlegel! Wetter, das sollte ihm Koenig nicht eher eingeräumt haben, als bis er selbst Russisch gelernt hätte; denn wer weiß, ob Schukowsky's Uebersetzungen nicht darum gerade fehlerhafter sind, weil sie dichterischer sind!*) Koenig wird von seinem Gewährsmanne oft so fortgerissen, daß er ihm sogar seine eigensten Ideen, z. B. seine katholischen Reformversuche, zum Geschenk macht. S. 30 leitet er aus der griechischen Kirche eine Zukunft für das Christenthum her, welche diese Confession sicher niemals haben wird.**)

Das Hauptresultat dieses Buches über die Anlage der Russen zur Dichtkunst ist dies, daß sich dieselbe hauptsächlich zur Satyre neige. Wer die Russen kennt, hätte die Sentimentalität (wem fällt nicht ein: „Schöne Minka, ich muß scheiden!") gleich daneben stellen müssen und würde dadurch auf das, was Herr Melgunoff Satyre nennt, ein deutlicheres Licht geworfen haben. Die Satyre der Russen ist ursprünglich jener gutmüthige Humor, mit welchem sich der Leibeigene über sein Schicksal tröstet, jene Satyre, die heute dich, morgen sich selbst lächerlich finden kann. Allmälig erst wurde die russische Satyre die beißende Lauge, die man aus der Asche eines knisternden, verkohlten Hasses gewinnt. Freilich berührt die Charakteristik nur die Sphäre der Bildung, die Sphäre der Blasirtheit. Das Volk ist weich, der Despotismus hat es nie erbittert, weil derselbe auch in der Form der Hierarchie auftrat und der Russe abergläubisch ist. Der weite Umfang des Reiches ließ die Einzelnen nie in so starkem

*) Spätere Anmerkung. Die vielen Complimente, die bei uns dem später in Düsseldorf wohnenden Schukowsky gemacht wurden, galten doch wol nur — dem Erzieher des jetzigen Kaisers.

**) Spätere Anmerkung. Eine Religion, die den im Jahre 1875 in Athen verhandelten Simonieproceß möglich machte, hat Beweise zu liefern, ob sie überhaupt veredelnd wirken kann.

Grade das fühlen, was wir geschichtlich an der Petersburger Regierungsmethode zusammenfassen.

Das Anziehendste dieser literarischen Bilder sind die Persönlichkeiten der darin geschilderten Dichter. Die Biographie einiger derselben hat einen novellistischen Anstrich. Während uns classicisirende Odensänger vorkommen, die früher Fischhändler waren, dann Professoren wurden und zeitlebens den Branntwein liebten, treten auch einige romantische Charaktere auf, die interessant durch die Selbstbestimmung sind, die sie sich gegeben haben, indem sie nicht als Cadetten für die Literatur auf kaiserliche Unkosten auferzogen wurden, sondern bald in Sibirien, bald in Persien von der Regierung Muße bekamen, ihren Träumen nachzuhängen. Bald lesen wir von einem Novellisten, den Nikolaus bei seinem Regierungsantritt stranguliren läßt, bald wird ein Gribojedow, als russischer Gesandter in Teheran, dort von dem persischen Pöbel ermordet, bald schießen uns die Tscherkessen einen beliebten Romandichter aus den russischen Bücherkatalogen weg, einen Bestuscheff. Es sind ganz andere Figuren, die in dieser Literaturgeschichte auftreten, als unsere großen Schriftsteller, die gewöhnlich nur in einem Dorfe geboren sind, mit Hülfe mildthätiger Stipendien studirten, Hauslehrer wurden, einen Prinzen auf Reisen begleiteten, endlich geheirathet haben und mit einer Bibliothekarstelle unter Kindern und Kindeskindern selig gestorben sind.

3. Frankreich. 1838.

Siehe, wie mich das nach Brüssel versetzt! Auf den Münzplatz nicht, wo die Oper blüht! In's Parktheater, das ich so oft besuchte! Dort haben sie dem Dichter der Orientalen seinen „Ruy Blas" ausgepfiffen. Wahrscheinlich kam dies daher, daß die Belgier jede Gelegenheit ergreifen, sich für eine freie Nation zu erklären. Drucken wir, dachte das Parterre, das so streng richtete, eure Romane nach, so drucken wir doch nicht eure Urtheile nach; sind wir leider in der Lage, eure Protokolle annehmen zu müssen, so wollen wir uns wenigstens

eurer Feuilletons erwehren. Die Belgier haben aus Ruy Blas eine Sache der Politik gemacht; denn, ob sie gleich mehr Löwener Bier als Bordeaux trinken, so glaube ich doch nicht, daß sie so viel Sinn für Shakespeare haben, um anzunehmen, daß sie über Victor Hugo in einen ästhetischen Harnisch gefahren sind.

Ich würde mich mit dem Parterre von Brüssel auch eher befreunden, hätte es den Ruy Blas statt ausgepfiffen, nur ausgelacht. Es ist ja dies Drama ohne Zweifel mit vielem Geist geschrieben und entfaltet Schönheiten, über die man das gewöhnliche Requisit Hugo'scher Stücke, Masken, Tapetenthüren, geheime Gänge, plötzliche Ueberraschungen, die nur von einer versteckten Thürklinke herrühren u. s. w., übersieht; auspfeifen kann man es wirklich nicht, aber lachen muß man darüber. Nämlich das Erhabene grenzt in diesem Stücke so nahe an das Lächerliche, daß es nicht einmal eines besondern Talents zur Parodie, das in uns zu stecken hätte, bedarf, um statt in den Thränendrüsen im Zwerchfell gekitzelt zu werden. Man braucht nur einen kleinen Moment die Augen zu schließen und sich den Zusammenhang des Ganzen wie eine Schülerlection in aller Stille selbst zu überhören, und man wird nicht anders können, als lachen. Ich begreife nicht, wie V. Hugo, wenn er nicht geglaubt hat, daß nur Frauen und Lakaien der Eröffnung des Theaters der Wiedergeburt (Renaissancetheater in Paris) beiwohnen würden, einen so schwindelnden Pfad zu wandeln wagte, einen Pfad, wo nur eines Haares Breite die Tragödie von der Posse trennt; einen Pfad, wo der Rübezahlgeist der Parodie das tragische Pathos von allen Seiten neckt, wo jedes geringe Ausgleiten des Fußes in's Vaudeville stürzt, in eine Harlekinade oder wenigstens in die römischen Saturnalien, wo die Bedienten einige Tage lang ihre Livree mit der Toga ihrer Herren vertauschten. Für die Wahrheit des Satzes, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, wird man künftig nicht Napoleon's russischen Feldzug, sondern mit gleichem Rechte Victor Hugo's Ruy Blas anführen können.

Versetzen wir uns nach Brüssel! Ja, einen Tag nach der Vorstellung! In Brüssel und Paris herrscht die gute Sitte,

daß die Stücke, die gegeben werden, sogleich gedruckt zu kaufen sind. Ihr wißt, was ein Lakai ist. Ja, ein Lakai ist ein dummer Teufel vom Lande, der in die Stadt kommt und kein rechtes Talent für ein nützliches Handwerk hat. Er wird zuerst Hausknecht in einem Gasthof oder putzt einigen jungen oder alten Hagestolzen die Stiefel. Eine Aufforderung im Wochenblatt bestimmt ihn die Livree zu nehmen. Mit der Livree bekommt er das Gefühl, daß er allein dasteht und etwas zu repräsentiren hat. Er bekommt einigen Anstand, indem er anfängt sich etwas einzubilden. Er trägt einen Leibrock von grauem Tuch mit grünen Aufschlägen, eine rothe Weste, einen Hut mit einer Cocarde und saubre Gamaschen. Er servirt bei Tisch, gießt die Sauce über das Kleid einer Dame, das hundert Thaler kostet, und hat das Recht, sich mit einer leichten Verbeugung zu entschuldigen. Er liefert die Karten für die Spieltische und bekommt dafür einen Theil des Gewinnstes, leuchtet den Gästen an die Hausthür und erhält 16 Groschen Trinkgeld, wenn sein Herr ein reicher Banquier ist, an den man zum ersten Male empfohlen wurde, künftig weniger. Ein Lakai ist ein Ideal des Prosaischen und ein solcher Lakai ist Ruy Blas!

Nun gut, meine Damen, Ruy Blas ist allerdings doch mehr als Johann, den Sie seiner schönen Lieder wegen wol den „muntern Seifensieder" nennen, mehr als Ihr Wilhelm, der so allerliebst über das Theater zu urtheilen weiß, wenn er Sie des Abends nach Hause begleitet und mit dem Mantel im Logengang auf Sie gewartet und den fünften Act mit angehört hat; es ist ein spanischer Lakai, ein romantischer Heiduck, ein Bedienter aus einem Lande, wo die Granaten und Orangen wachsen. Ein solcher Lakai könnte bei uns recht gut einen Marquis vorstellen, und es wäre auch der erste nicht, der in Rom oder Lissabon hinten auf einem Wagen stand und den wir an einem kleinen deutschen Hofe eingeführt und gefeiert gesehen haben; allein es ist ein Unglück, wir wissen nun einmal, daß auch in Spanien Ruy Blas ein Lakai ist; der Dichter ist so indiscret gegen seinen guten Freund gewesen, dies nicht zu verschweigen; wir sehen,

daß in Spanien denn doch die Bedienten so gut wie bei uns nach einem Ball die Lichtstumpfe von den Leuchtern sammeln, wir hören, daß Don Sallust, der Herr dieses tragischen Bedienten, ihm sehr oft befiehlt: fermez la porte! Ouvrez la fenêtre! Es ist nicht einmal der Fall, daß Victor Hugo seinem Lakaien eine höhere Bestimmung zuschreibt, als die, Lakai zu werden; Ruy Blas ist kein Bedienter, der etwas Französisch spricht, in seinen Freistunden die Flöte bläst und Morgens beim Stiefelputzen alte Jahrgänge von Taschenbüchern, aus denen die Kupfer herausgeschnitten sind, liest. Ruy Blas ist weder so gelehrt, wie mein Wichsier in Heidelberg, der die Stellung Thibaut's und Mittermaier's in der juristischen Welt genau abzuzirkeln wußte, noch so empfindsam, wie das Mädchen einer Wirthin, bei der ich in Frankfurt wohnte, die, wenn die Herrschaft nicht zu Hause war, an's Klavier ging und einige Accorde anschlug, mit denen sie mir etwas, was sie mir oft sagte, beweisen wollte, es sei ihr nicht an der Wiege gesungen, daß sie von fremden Leuten ihr Brot essen müßte. Ruy Blas könnte zwar, wie wir gleich sehen werden, wenigstens Staatskanzler sein, so viel Geist und Beredtsamkeit besitzt er; aber der Dichter giebt darum den Contrast nicht auf; Ruy Blas muß aus dem Lakaien hervorgehen, um in den Lakaien wieder zurückzufallen. Das ist so lange das Lächerliche an diesem Stück, bis wir werden gezeigt haben, daß es auch falsch ist.

Ein Recensent darf auch darin nicht den Frauen gleichen, daß er die Vorreden der Bücher überschlägt. Wir müssen die stolze Vorrede lesen, womit Victor Hugo seinen Ruy Blas in die Welt sandte, einen Trompetentusch, wie Shakespeare's Könige auftreten. Nachdem ich dies gethan, finde ich, daß man ein genialer Dichter und doch zugleich ein Charlatan sein kann. Victor Hugo ruft in dieser Vorrede seine Verdienste mit einer Unverschämtheit aus, die eines Marktschreiers würdig ist. An sich ist es ja schlimm genug, daß das Genie in dieser Welt seinen Bajazzo haben muß, der das Volk heranruft und seinen Herrn auf eine Weise lobt, daß dieser in der Bude selbst erröthet; Buchhändler, Recensenten sind ja zuweilen solche Bajazzis. Aber wer möchte wie Victor

Hugo sein eigener Polichinell werden? Einem blöden deutschen Gemüth wird angst und weh, und zwar in die Seele Victor Hugo's, wenn es diese prahlerischen Declamationen hört, die ein geistvoller Dichter seinen eigenen Verdiensten spendet. Eine Dichtung ist für uns ein in stiller Brautnachtsverschwiegenheit empfangenes und dann mit verhaltenen Schmerzen gebornes Werk; unsere Faust, unsere Wallenstein, Egmont u. s. w. sind alle ohne Vorreden erschienen; wie kann ein Dichter, in seliger Erschöpfung von seinem Werke ausruhend, so poltern und so erschrecklich lügen, wie Victor Hugo in dieser Vorrede! Denn wäre es nur die Arroganz, so würden wir sagen: diese soll uns für edles Selbstgefühl gelten, das seinem Talente gebührt; aber es sind Lügen, für welche uns der Dichter Leichtgläubigkeit genug zutraut, es sind Großsprechereien, die hier für die Motive zur Dichtung ausgegeben werden, während es doch nur das triumphirende Jauchzen und Faseln ist, das manche Dichter überfällt, nachdem ihre Stücke gesiegt haben. Was soll dieser Ruy Blas Alles vorstellen! Er soll dreierlei Zwecken dienen, 1) den Denkern, 2) den Frauen, 3) der Masse zu gefallen; er soll 1) den Geist, 2) die Leidenschaft, 3) die Neugierde befriedigen; er soll 1) Lustspiel, 2) Tragödie, 3) Melodrama sein. Nun kommen eine Unzahl schöner Dinge, die schon alle in Victor Hugo's Absicht gelegen haben sollen, als er den Gedanken faßte, dies Stück zu schreiben. Die einfache Wahrheit, daß er ein Theaterstück schreiben wollte, mit welchen Lügen wird die hier umschrieben! Man möchte glauben, der Dichter wäre wirklich so närrisch, als er sich hier das Ansehen giebt, es zu sein, wirklich so phantasielos, so nichts als Speculant und Theoretiker. Jede Figur soll einen eigenen Artikel in der Geschichte, der Psychologie, der Aesthetik repräsentiren; es ist gleichsam, als hätte Goethe seinen Faust mit einer Vorrede herausgegeben, in welcher er erklärt, alles das wirklich bezweckt zu haben, was dreißig Jahre später Schubarth, Weiße, Goeschel und Andere in ihm aufzufinden glaubten. Man hat V. Hugo für arrogant geschildert; wer diese Vorrede liest, muß ihn für einen Narren halten.

Gleich die Unterscheidung der Zuschauer in Denker,

Frauen und Masse ist eine Trivialität. Das Parterre ist die Aesthetik, weiter nichts. Ob die Masse die Abwechselung, die Frauen die Leidenschaften, die Denker Charaktere lieben, das sollte einen wahren Dichter ganz unbekümmert lassen. Shylok ist ein Charakter; als solcher enthält er Alles, was jene drei eingebildeten Klassen von Zuschauern interessiren dürfte; der wahre Dichter speculirt nicht; ihm fällt, wenn das Eine, auch das Andere zu. Wo der Kunstrichter sagt: Da ist Leben, da ist Charakter! da wird auch der erste Rang sagen: Da ist Leidenschaft! und die Galerie: Da ist Interesse! Diese statistischen Distinctionen sind trivial; aber die spätern ästhetischen werden verlogen. Man sehe, mit welchem Pomp Victor Hugo die Entdeckung ankündigt, das moderne Drama müsse enthalten: Lustspiel für die Denker, Tragödie für die Frauen, Melodrama für die Masse! Was wir immer gewußt haben, daß das echte Trauerspiel eine Historie abwickelt, die eben so spannend wie wahrscheinlich sein muß, wo wir Interesse, Leben und Trauer zu gleicher Zeit haben, das bringt uns Victor Hugo in dem abstrusen Gewande einer neuen Doctrin vor. Die echten Krystall-Dichtungen spiegeln an der Sonne des Genies alle Farben zu gleicher Zeit ab. Nach Victor Hugo scheinen diese Farben die Folge *mechanischer* Mischungen zu sein. Sein Ruy Blas, wie alle seine Dramen, werden darum auch nie den Charakter echter und edler Kunstwerke an sich tragen, weil sie eben aus verschiedenen, oft disparaten Absichten zusammengeschweißt sind und nicht Allen Alles, sondern Jedem Etwas geben wollen. Nun noch die breite Auseinandersetzung dieser Kunstgriffe; das pomphafte Gemälde der Schwächen, die hier für neue Tugenden ausgegeben werden! Und selbst diese Rodomontaden kann man vielleicht noch in die Rubrik der Oberflächlichkeit stellen; die eigentliche Lüge beginnt erst, wo Victor Hugo die Charaktere seines Stückes zergliedert und ihren Rollen Ideen unterschiebt, an die er entweder gleich Anfangs gedacht hat, dann wäre er kein Dichter, oder die er erst später ihnen beilegt, dann wäre er ein Charlatan. Da man ihn nun unter allen Umständen für das erste halten muß, so muß er wol das letztere sein. Ich will mich nicht

damit aufhalten, die schönen Dinge, die er von Don Sallust, Don Cesar, der Königin u. s. w. aus einer Art historischen Nothwendigkeit herzuleiten weiß, zu prüfen; nur der Satz, daß Ruy Blas, als Person, der Typus des Volkes sei, daß dieser Lakai all' die schönen Eigenschaften repräsentire, die wir Demokraten an der untern Volksklasse lieben und verehren, das ist doch ein abscheulicher Kunstgriff, um aus einem mißlichen theatralischen Effectcuriosum eine sociale Frage, eine Frage des Jahrhunderts zu machen! Das mag Victor Hugo den Pariser Portiers, Lakaien und Decrotteurs weiß machen, nicht uns! Er erlaube uns, bei der Meinung zu bleiben, daß er den Effect berechnet hat, den ein in eine Königin verliebter Lakai hervorbringen müsse; er erlaube uns Demokraten, selbst wenn wir unästhetisch genug wären, die Intrigue seines Stücks geschmackvoll zu finden, wenigstens gegen die sociale Bedeutung desselben zu protestiren! Ja gesetzt, wir wollten auf Kosten unseres Geschmacks zugeben, daß die Neigungen und das Elend des Volkes in der Person eines Lakaien repräsentirt werden könnten, findet sich in dem Stücke irgend etwas, was diese Tendenz als die ursprüngliche des Dichters wahrscheinlich machte? Dieser Bediente ist ein Schwachkopf; wie kann er das Volk vorstellen, das zwar elend, aber gereizt auch stark ist! Wie kann Ruy Blas, der im vierten Act ruhig wieder in seine Livree zurückkehrt, das Volk sein, da das Volk keineswegs niederträchtig ist, keineswegs feig, sondern sich des Don Sallust schon würde versichert haben, ist es einmal durch einen Scherz im Ernst Minister geworden? Genug, wenn Rüy Blas das Volk in seiner Schwäche sein soll, dann wollen wir ihm sagen, daß Victor Hugo Recht hatte, ihn für jenes auszugeben; doch hätte dann seine Tragödie ein Lustspiel werden müssen; denn Bedientenseelen sind nur in der Posse erträglich oder in der Tragödie dann, wenn sie in Hofmarschällen und Ministern stecken.

Ruy Blas ist aber auch nicht das Volk, schon deshalb nicht, weil das Volk lieber ein nützliches Handwerk lernt, hungert und stirbt, als eine Livree anzieht und Bedienter wird. Victor Hugo wollte dem Volke schmeicheln und hat

ihm eine Grobheit gesagt; er wollte seinen Lakaien zum Märtyrer einer Idee und somit populär machen, und er hat uns erst recht mit ihm gezeigt, wie wenig wir unter diesen Umständen für ihn empfinden können. Victor Hugo hat das Volk, die Vorstädte, mit der Canaille des Palais Royal, die um Alles gern ihr Glück machen möchte, verwechselt. Er hat an die Kellner gedacht, die gern selbst ein Café anlegen möchten, an die Bedienten, die gern selbst Equipagen hätten, an die moderne Canaille der Hauptstädte, die Rouerie mit einem Worte, nicht an das sittige, fleißige, glücklich-unglückliche Volk. Wäre Ruy Blas ein Strumpfwirker, ein Gassenkehrer, ein Topfflechter; das wäre die Demokratie. Aber fast schon Schneider, beinahe Barbier, sicher aber Lakai — das gehört zur Aristokratie.

Nachdem Victor Hugo wie in einem Wachsfigurencabinet jede seiner Personen mit einem Stock in der Hand erklärt hat, sagt er in seinem Stelzenstyl: „Le sujet philosophique de Ruy Blas c'est le peuple aspirant aux regions élevées; le sujet humain, c'est un homme, qui aime une femme; le sujet dramatique, c'est un laquais, qui aime une Reine.“ Das letzte ist ohne Zweifel das Hauptsüjet gewesen, vielleicht das einzige. Die übrigen Süjets sind wurmstichig. Darin daß jemand nach höheren Regionen strebt, kann ich nichts Philosophisches erblicken; im Gegentheil ist es unphilosophisch, sich leeren Träumereien und ehrgeizigen Ideen hinzugeben. Le sujet humain, c'est un homme, qui aime une femme — wahrhaftig, dies Interesse hat das Stück mit vielen andern gemein und es wäre schlimm für den Erfolg, wenn es kein anderes hätte. Zuletzt kommt der Dichter, der kein Ende finden kann, die Unerschöpflichkeit der Gesichtspunkte nachzuweisen, unter denen sich sein Werk betrachten lasse, noch auf das Haus Oesterreich. Der Zufall, daß der Schattenkönig Karl II., der nicht einmal in dem Stücke auftritt, aus dem Hause Habsburg ist, soll gleichfalls insofern nicht ohne Bedeutung sein, als Hernani die aufgehende, Ruy Blas die untergehende Sonne des Hauses Oesterreich vorstellt. Könnte nun das Ganze nicht auch in Lissabon spielen? Was hat das Haus Oesterreich als solches mit der Geschichte dieses

Lakaien, als solchen, zu schaffen? So windbeutelt Victor Hugo fort und fort und streut seinen Franzosen Sand in die Augen. Wir haben den Fanfaron genug gehört, wir wollen in die Bude gehen und mit dem Arzt selbst sprechen. Der Charlatan ist heiser, hören wir jetzt den Dichter!

Don Sallust hatte gehofft, mit der Stelle eines bevorzugten Staatsmannes am Hofe zu Madrid auch die eines begünstigten Liebhabers der Königin zu bekleiden; aber die junge Königin, Gemahlin des früh entnervten Karl II., haßte ihn. Er fiel und wurde verbannt. Da hört er in einem von ihm belauschten Gespräch, daß sein Bedienter Ruy Blas in die Königin nicht minder verliebt ist und zur Rache an ihr beschließt er, diesen jungen Mann unter falschem Titel am Hofe auftreten zu lassen, in der Hoffnung, die Königin würde der Neigung desselben entgegenkommen. Dies geschieht, die hohe Dame befördert ihren Günstling bis dicht an die Stufen des Throns, dicht an die Thüre ihres Schlafgemachs! Wie sich Ruy Blas auf dem Gipfel des Glücks befindet, erscheint Don Sallust und zwingt ihn, wieder die Livree anzuziehen. Auf die Verzweiflung des Armen und den Schmerz der Königin ist das tragische Pathos des Stückes gebaut. Don Sallust weiß eine Veranstaltung zu treffen, wo ihm die Eröffnung des wahren Sachverhältnisses gelingt, indem sich die Königin und Ruy Blas eben ein Stelldichein geben. Dieser ersticht den hohnlachenden Intriguanten und nimmt dann, da die Königin außer sich ist, ihre Liebe einem Bedienten geschenkt zu haben, Gift. Als es zu spät ist, verräth sie ihm, daß sie nicht aufhören würde, ihn zu lieben. Ruy Blas stirbt und die Königin kehrt trostlos durch eine Victor Hugo'sche geheime Tapetenthür in den Palast zurück.

Von zwei Figuren, die kaum zum Stücke gehören, Don Cesar und Don Guritan, schwieg ich und doch sind es vielleicht die originellsten des ganzen Dramas. Sie haben Colorit, Individualität, während die übrigen nur dazu dienen, die Fabel des Stückes in Versen, die markig und bilderreich sind, abzuhaspeln. Gleich in diesem Mangel an individueller Charakteristik, den übrigens Victor Hugo mit dem ganzen neuern französischen Drama gemein hat, liegt einer der Hauptvor-

würfe, die deutsche Kritik dem Ruy Blas machen muß. Mag der Dichter in seiner Vorrede noch so große Dinge von jeder einzelnen Persönlichkeit seines Werkes zu sagen wissen, das Interesse derselben geht bei keiner über das Stück und dessen Anekdote hinaus. Keiner dieser Charaktere überlebt den Zweck, zu dem er hier verwandt wurde; jeder wird von der Fabel mit Haut und Haaren verbraucht. Wie anders Shakespeare und die classische deutsche Tragödie! Welch' eine Fülle von Beziehungen und hundert andern dramatischen Möglichkeiten liegen in den Charakteren des Briten und unserer großen Dichter! Wie könnte jeder derselben eben so gut noch zu einer andern Historie als der vorliegenden, verwandt und in einer andern Seite seiner Eigenthümlichkeit entwickelt werden! Das neue französische Drama ist arm an Charakteren. Das Lustspiel bietet dort nur Anekdoten, das Trauerspiel nur ernsthafte Intriguen, für deren Lösung die Personen als möglichst lebendige Maschinen gebraucht werden. Dieser Don Sallust, diese Königin, dieser Ruy Blas sind Stereotypen, die nur des Anzuges der Garderobe bedürfen, um heute in einer Staatsaction, morgen in einer Liebesgeschichte, übermorgen in einer Farce mitzuspielen. Es sind keine Charaktere, sondern es sind die Schauspieler! Unser Schiller war so bedacht, jeder seiner Figuren eine prägnante, nur ihr gehörende Physiognomie zu geben. Er schrieb den Personen im Fiesco jeder einen eigenen Paß, ein Signalement als „confiscirtem Mohrenkopfe" ꝛc. bei. Victor Hugo glaubt genug für die Charakteristik gethan zu haben, wenn er nur sagt: „Don Salluste est vêtu de velours noir, costume de cour du temps de Charles II. La toison d'or au cou. Par dessus l'habillement noir, un riche manteau de velours vert clair, brodé d'or et doublé de satin noir. Epée à grande coquille. Chapeau à plumes blanches." Seine Charakteristik entnimmt Victor Hugo aus der Garderobe.

Ich bin nicht Kenner der französischen Sprache genug, um den innern poetischen Gehalt dieses Dramas vollkommen zu würdigen. Uns Deutschen, die wir im Detail der Poesie so weit vor den Franzosen voraus sind, ist das geläufig und längst gewöhnlich, worüber man sich in Paris noch

als über etwas Neues entzückt. Wenn Victor Hugo natürlicher und lyrischer ist, als bisher auf dem Kothurn in Frankreich Sitte gewesen; uns, die wir Größeres besitzen, kann das wenig überraschen. So bleibt es mir auch nur möglich, über das organische Geflecht des Ganzen mit zustehender Spruchfähigkeit zu urtheilen und zu gestehen, daß die beiden ersten Acte vortrefflich exponirt sind, daß ihre Handlung klar und lebensvoll vor's Auge tritt, daß man, mag die Fabel auch lächerlich sein, doch von der Consequenz derselben, die ihr der Dichter in seinem tragischen Ernste zu geben wußte, hingerissen wird. Nach der berühmt gewordenen Rede des Ruy Blas hört jedoch die Natürlichkeit der Handlung auf und wird von Motiven und Wendungen abgelöst, die man nur noch Komödianterei nennen kann. Das Leben hört auf, das Theater beginnt. Es sind nun nicht mehr Menschen, die handeln, sondern Schauspieler. Der vierte Act ist ein Lustspiel, ganz für sich, das Aehnlichkeit mit hundert Vaudevilles hat. Er gehört nicht zum Ganzen, das Ganze gehört nicht zu ihm. Der fünfte Act ist nichts als das Facit der vier andern, die Rechnung, die sich jeder aus den gegebenen Factoren selbst machen könnte; es kommt kein neuer Impuls zur Handlung, kein plötzliches Motiv, das dem Stücke, wie es sein muß, seinen jähen und bei aller Vorbereitung doch unerwarteten Abschluß giebt. Die erste Hälfte des Ruy Blas ist einer Idee, die zweite den Schauspielern gewidmet.

Es liegt auch selbst bis zur Mitte des dritten Actes in der Idee des Lakaien nichts, was unsern Geschmack beleidigte. Die Rache des Don Sallust ist sicher sehr dramatisch. Lächeln muß man freilich darüber, daß Ruy Blas in der That in die Königin verliebt ist! Wenn man auch durch die vielen Freier, die neuerdings die Königin Victoria gefunden hat, an die Möglichkeit solcher Neigungen gewöhnt ist, so hätten wir sie doch immer mehr für einen Gegenstand halten mögen, der nach Bedlam, nicht nach Drurylane gehört. Indessen auch diese kühne Hypothese konnte dem Dichter eingeräumt werden, wenn nur nicht in der Mitte des Stücks ein Decrescendo angefangen hätte. Die Tragödie soll crescendo steigen bis zum fünften Act, wo ein plötzlicher Sturz von der erklom-

menen Höhe uns erschüttert. Ruy Blas geht aber schon nach der Mitte des dritten Actes wieder abwärts; alle dramatische Kraft und Spannung ist geopfert; das Hors d'oeuvre des vierten Actes hat zur Hülfe genommen werden müssen, um nur ihrer fünf herauszubringen. Nein, ich bin so dreist, mir zuzumuthen, daß ich dem Dinge eine andere Wendung gegeben hätte. Ruy Blas mußte Graf, Günstling und Minister bleiben; er mußte Don Sallust aufheben lassen. Don Sallust ist kein Bösewicht; seine Rache war ein fashionabler, freilich etwas greller Scherz, aus welchem Ruy Blas blutigen Ernst macht. Dies Blut muß ihn im fünften Act stürzen. Er muß durch sich selbst fallen, durch seine Ueberhebung fallen, nur so war er der Held eines kunst- und naturgemäßen Dramas. Erst sein niederer Stand und seine Liebe, dann eine Intrigue und sein Glück, dann die eigene Freiheit, die ihres Daseins kräftiger Meister ist, Uebermuth, Sturz — so waren alle Dramen, die sich seit Sophokles mit dem Schicksal eines Individuums beschäftigt haben.

Man sage doch nicht, daß Ruy Blas durch seinen ursprünglichen Stand verhindert wurde, auf seiner Höhe auszudauern! Sein Geheimniß kannte nur Don Sallust; wer würde dem Don Sallust geglaubt haben, wenn er, als Verbannter, auch gewagt hätte, *sich* zu verrathen und den Bedienten? Wir leben in Spanien; in einem Lande, wo Ruy Blas nicht der erste Günstling einer Fürstin wäre, der sich aus niederm Stande aufgeschwungen. Der Friedensfürst Godoy war Garde dü Corps. In Spanien ist Alles von Adel, nur die Mauren und Juden nicht. Ein Anderes wäre es gewesen, wenn V. Hugo sein Stück nach Rußland versetzt und aus Ruy Blas einen Kaiserlichen Ofenheizer gemacht hätte. In Rußland macht die Leibeigenschaft, (ich erinnere an Isidor und Olga) daß jemand *qualitativ* einen Makel an sich hat, wenn er nicht frei ist; Ruy Blas, als *Leibeigener*, hätte sich an die Stirn schlagen und schon im dritten Act wieder mit dem Ausrufe: Verdammt! in seine Livree zurückkriechen müssen. Als Lakai und ehemals

freier Mann aber brauchte er es nicht und am wenigsten in Spanien, wo die Dragoner und Castraten von je bei den Prinzessinnen glücklicher waren, als die entnervten Sprossen der Grandezza.

Aber noch mehr! Ruy Blas ist beim Dichter selbst ein Widerspruch. Wer den Muth hat, sich in eine Königin zu verlieben, der hat wahrhaftig auch den Muth, diese sich auch unter den am spanischen Hofe obwaltenden Umständen, besitzt er sie einmal, zu erhalten. Wer sich ferner mit so vielem Geschick in seiner hohen Rolle bewegt, wer wie Ruy Blas so große statistische, moralische, politische, historische Kenntnisse besitzt, daß er jene an sich sehr schöne Rede im dritten Act halten kann, der kehrt wahrlich nur in die Livree zurück, wenn er muß und eine solche Nothwendigkeit ist nirgends motivirt. Sie ist die bloße Caprice des Dichters, sie ist die Angel dieses melodramatischen Interesses, von dem Victor Hugo in seiner Vorrede spricht, dieser Huldigung, die man der Masse, der Galerie darbringen müsse! Ruy Blas hätte dem Don Sallust durch ein Geheimniß, ein Verbrechen, oder wie in Rußland durch seine Geburt verpflichtet sein müssen, nicht aber durch seine pränumerando erhaltene Monatsgage oder das kleine Papier, das er von sich ausgestellt hatte. Dies Papier konnte wol für einen Mann von „castilianischer Ehre", aber nicht für einen Lakaien ein Gewissensscrupel sein. Aber was wollen wir? Victor Hugo wird lieber eingestehen, daß er bereut, seinen Helden unnatürlicherweise zu einem so großen Redner und Premierminister gemacht zu haben, als sich den Effect des wieder in die Livree rückkehrenden Lakaien nehmen lassen. Er will sicher lieber unpsychologisch als untheatralisch sein. Er denkt nicht an den Geschmack und die Natur, wenn er dabei fürchten müßte, etwas an Curiosität und melodramatischem Interesse zu verlieren. Ist ihm sein Ruy Blas doch eine so zahme Haut, daß derselbe sechs Monate lang auf den Betrieb der Königin immer höher steigt und noch nicht einmal gewagt hat, ihr dafür in's Gesicht zu sehen! Ja, ja, schöne Leserin, Ruy Blas soll nicht mehr als Ihr Johann sein,

der ein so dummer Tölpel, aber sonst eine gute Seele ist! Sogar die Rede im Staatsrath bittet uns Victor Hugo, wenn's darauf ankommt, wieder ab.

4. Deutschland in Frankreich. 1835.

Unsere Literatur von heute muß gegen die Literatur Frankreichs und Englands in den Hintergrund treten. Schiller und Goethe haben gelebt. Der Idealismus ist nicht mehr die Richtung der Zeit und im Realistischen steht selbst die englische Mittelmäßigkeit höher, als das Talent der Deutschen für eine Gattung, die uns neu ist.

Die classische Periode der Deutschen ist ein Gut, das sich nicht veräußern läßt. Nun sich aber unsern Bestrebungen einmal die Ansteckung des Verfalles mitgetheilt hat, sind wir schwieriger zu den Musen gestellt, als irgend eine europäische Nation, und sinken manchmal so tief, daß man in uns die Söhne unserer Väter nicht wieder erkennt. Die Ursache dieser Erscheinung liegt sowol in den äußern Umständen, an welche bei uns die literarische Thätigkeit gebunden ist, wie zum großen Theil an unserer Erziehung und unserer Sprache. Fast alle fremden Nationen haben, wie wohlthätig auch in steifen und pedantischen Perioden die Reaction des Dilettantismus sein kann, doch auch gegen die nachtheiligen Wirkungen desselben glücklichere Gegenmittel als wir. Unsere Sprache ist ein so bildsamer Stoff, so geduldig, so gefügig, daß er sich dem Despotismus des Genies eben so bereitwillig hingiebt, wie den Einfällen eines Kindes, von dem er sich als ein Spielzeug brauchen läßt. Für England mag etwas Aehnliches hingehen; der Genius der englischen Sprache ist naive Ungebundenheit. In England haben die losesten Zusammenfügungen immer noch ein Gepräge, das den Regeln entspricht, und selbst mit dem Classischsten in einer unvertilgbaren Verwandtschaft sich befindet; doch in Frankreich sind diese Beeinträchtigungen des Gesetzes und der ästhetischen Regeln durch die dilettantische Formlosigkeit unmöglich. Die Akademie tyrannisirte den Geschmack, sie verhinderte vielleicht

eine begabte Nation, Ossian, Byron und Goethe zu besitzen, aber sie schützte sich auch vor einer solchen Lumpenwirthschaft, wie sie in der deutschen Literatur geherrscht hat und noch herrscht. Sprache, Ton, Haltung, Geberde ist für die französische Poesie stereotyp. Man muß wenigstens diese Ueberlieferungen erlernt haben und, um dies zu können, die Voraussetzung einer gewissen Bildung besitzen, wenn man den Muth hat, den literarischen Markt durch irgend ein Erzeugniß zu befahren. In Frankreich wird viel producirt, was schwerlich die Probe besteht, aber selbst das Unzulänglichste wird immer besser sein, als das, was bei uns für mittelmäßig gilt.

Aber nicht nur, daß Deutschland sehr wenig vom Ausland lernen zu wollen scheint, wir sind selbst in der Beurtheilung des fremden Eigenthums ungerecht oder stellen diese auf eine Weise an, die selbst Den, dem sie zu Gute kommen soll, in Verlegenheit setzt. So hat V. A. Huber in einem Buch über die neu-romantische Poesie in Frankreich derselben einen Dienst erwiesen; er vertheidigt sie, und sogar ihre Auswüchse bestimmen ihn nicht, sie zu verdammen. Aber wie soll man sich gegen Dienste verhalten, die uns nur in Folge eines Irrthums geleistet werden? Unser Apologet ist in Täuschungen befangen, die weniger auffallend sind, weil sie einer Sache zu Gute kommen, der man nicht abgeneigt ist. Seine Behauptungen sind da unsicher, wo sie nur charakterisiren wollen, und ungerecht, wo sie ausschließlich werden. Seine Partheinahme überrascht, aber sie ist so wenig energisch, daß nicht viel mit ihr gewonnen wird.

Die Achtung vor der neuern französischen Romantik wird in diesem Buche an Bedingungen geknüpft, die niemand unterschreiben kann. Nicht jeder hat ein so kleines Herz, daß er die Einen nicht zu lieben vermag, wenn ihm nicht erlaubt ist, die Andern dafür zu hassen. Die Gerechtigkeit verlangt, Jedem das Seine zu geben. Ich will meinen Lesern den Beweis für mein Urtheil nicht schuldig bleiben.

Ein deutscher Professor fängt vom Ei an. Huber will uns einige neuere Theorieen der französischen Dichtkunst erklären und beginnt mit dem Feudalsystem des Mittelalters. Er spricht vom Katholicismus, von der Buchdruckerkunst, der Reformation. Er sollte längst schon beim zweiten Decennium unseres Jahrhunderts angelangt sein, der ungeduldige Leser harrt; doch es währt lange, ehe der Verfasser aus dem Zeitalter Ludwig's XIV., den Jahren der Philosophie und Aufklärung, zurückkommt und über die Leichen der Revolution steigt und Napoleon's Siegeszüge verfolgt und mit den restaurirten Bourbonen in Paris eintrifft. Ein ausschweifender unlakonischer Schriftsteller! Jetzt endlich haben wir ihn und vermögen aus einem weitläufigen Discurs einige seiner Behauptungen auszuziehen.

Seine Schrift will die Quelle der neufranzösischen Romantik in jener Geistesrichtung finden, die Napoleon Ideologie genannt hat. Sie hält sie für deutschen Ursprungs und bezeichnet sie als die reinste Empfänglichkeit für höhere, die Oberfläche fliehende Wahrheiten. Was läßt sich dagegen einwenden? Will man einmal fremden Ausdrücken einen willkürlichen Sinn unterlegen, immerhin. Napoleon kannte die Ideologie nur in ihrer politischen Richtung. Er verstand darunter eine Schwatzhaftigkeit, die heut zu Tage noch nicht ausgestorben ist, die keiner Parthei erwünscht kommen kann, weil sie allen gefährlich ist, die politische Mondsucht, das Klettern auf dem Dach. Wenn es sich also auch hören läßt, daß die Schwätzer aus Deutschland stammen, wie trifft die neuere Romantik mit ihnen zusammen?

Man kann selbst zweifeln, ob der Verfasser von seinem Gegenstande eine richtige Definition zu geben wußte.

Huber behauptet, die neue Romantik wolle „das Leben der Gegenwart in seiner ganzen Ausdehnung, nach allen seinen Richtungen, auf allen seinen Stufen in das Gebiet der Poesie, der Kunst, der höhern Bildung wieder hineinziehen, und für unsere Zeit das sein, was die alte Romantik für das Mittelalter war".

Hier ist eine Begriffsverwechslung, aber es hält schwer, den Grund derselben anzugeben. Ist die Romantik jene

träumerisch sehnsüchtige Geistesrichtung, die sich an der Hand der deutschen Philosophie in eine Zeit flüchtet, die sie nach ihrem Gefallen ausschmücken kann, ist sie diese Hingebung an das Mittelalter, für welche sie der Verfasser in seinem Buche ausgiebt, wie kann sie mit jener neuesten Tendenz der französischen Literatur, der eingerissenen Novellistik und Genremalerei, verwechselt werden? Hat die von dem Beispiel Chateaubriand's, Lamartine's und Victor Hugo's geschützte Poesie je einen Blick in die Gegenwart gethan? Fand sie ihre Stoffe nicht immer in entschwundenen Zeiten oder in Empfindungen, die diesen verwandter sind als den unserigen?

Das innerste Wesen der Romantik ist noch nicht ausgesprochen. Man verhehlte, es einzig im Genuß zu finden. Den Romantiker leiten keine Vorsätze, er ist Dilettant, er versenkt sich in Alles, was seine Seele anzieht. Er betrachtet Alles, und was ihm gefällt, bricht er wie eine Blüthe ab. Warum soll Romantik Poesie des Mittelalters sein, wie Huber auf der einen Seite sagt? Warum soll sie die Poesie der Gegenwart sein, wie er sich auf der andern verbessert? Sie ist die Poesie aller Zeiten, weil sie sich für Alles interessirt. Friedrich Schlegel hatte nicht nöthig, katholisch zu werden, um zu beweisen, daß seine Gedichte romantisch seien. Tieck war immer ein indifferenter Mensch, Arnim sogar entschieden protestantisch, und niemand wird anstehen, ihre Werke für die Blüthen der neueren Romantik zu halten. Man irrt sich, wenn man in unserer Zeit für alle Dinge, die man predigt, auch den Glauben voraussetzt.

Wohin bringt Huber bei seinen Unterscheidungen z. B. die Schriften von Jouy? Jouy begann die Vergötterung der Gegenwart, er brachte diese kleinen Federzeichnungen der gemeinen Wirklichkeit, die Genrestücke aus dem Leben auf, die nicht mit Unrecht vom Verfasser der romantischen Schule zugetheilt werden. Jouy ist Akademiker, die neue Schule übersieht ihn, wo man ihn aber nennt, rangirt er mit den Classikern. Hier war ein Feld, wo sich Huber zu scharfen Combinationen hätte veranlaßt fühlen sollen. Er mußte

nachweisen, welche Phasen der Romantik zwischen den Threnodieen eines Lamartine und den Pariser Hunden eines Jules Janin liegen, und zuletzt würde er zu dem Geständniß gezwungen worden sein, daß eine Versöhnung zwischen den beiden in Frankreich streitenden Partheien vor der Thür, wenn bei den Tüchtigen nicht gar schon vollzogen ist. Nepomuk Lemercier schreibt Melodramen und Casimir Delavigne hat die drei Einheiten durchbrochen.

Huber sieht in den Romantikern weinerliche Kopfhänger, welche die Wirren der Gegenwart fliehen, nach Mysterien dürsten, sich das Haar in einen Scheitel kämmen und deutsche Philosophie studiren. Das sind Ausnahmen. Die neuen Romantiker sind lebensfrohe, heitere Menschen, die sich ein Reitpferd halten, gut essen und trinken, und nichts von der Verzweiflung kennen, die ihnen Goethe angedichtet. Wenn ihr sie bei einer Tänzerin antrefft, können sie da nicht vorher eifrig studirt und zarte, sinnige Gedanken niedergeschrieben haben? Braucht man ein Pfarrvicar zu sein, um einen Band Gedichte an die Gottheit nicht nur zu schreiben, sondern selbst tief zu empfinden? Ich verstehe die Menschen nicht, die da Jugend und Zufriedenheit mit dem Enthusiasmus für die Kunst, die Wahrheit, die Freiheit für unverträglich halten. Victor Hugo besingt Napoleon. Warum soll er dem Helden seine Bewunderung versagen? Hugo scheint ein energischer Charakter, hat einen freien, poetischen Blick, und ist eifersüchtig auf die Macht, welche die patriotische Hingebung der Rede und dem Gedanken verleiht. Huber urtheilt darüber anders. Es ist ihm Alles darum zu thun, in Victor Hugo einen — Christen zu retten, und nennt daher des Dichters Liebe für Napoleon „die Anwendung der christlichen Liebe auf die Weltgeschichte"! Kann bei solchen Maßstäben eine gesunde Ansicht gewonnen werden?

Wir können nicht umhin, Huber zu versichern, daß niemand die Größe und die Vorzüge der französischen Classiker mehr anerkennt, als die Neuromantiker selbst. Die Aufgabe der wahren Kritik ist nicht, wie der Verfasser will, christliche Liebe zu üben, sondern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und wer wollte diese den Koryphäen der französischen Lite-

ratur des 17. und 18. Jahrhunderts versagen? Es ist kleinlich, sich über den Alexandriner und das Enjambement zu erzürnen. Huber verräth den deutschen Schullehrer, wenn er hier nicht aufhören kann, die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen. Können alle seine grammatikalischen Antipathieen jene geistvollen, freien, dreisten Sprüche auslöschen, die wir dem Munde der französischen, von ihren Perrücken nie so, wie die deutschen Professoren, gedrückten Akademikern verdanken? Man ist auch in Frankreich von dieser Ungerechtigkeit zurückgekommen, oder, um einen richtigeren Ausdruck zu wählen, nie darin so weit gegangen, als es uns die deutsche Eitelkeit wollte glauben machen. Huber sagt, das Volk habe schon in der Revolution die Philosophen übersehen. Im Gegentheil, das französische Volk hat immer Achtung vor seinen großen Geistern gehabt und zufällig waren die Geister dieser Achtung würdig.

Was das Interesse, das die Franzosen an den Deutschen nehmen, betrifft, so ist hier ein Rollenwechsel unter beiden Nationen eingetreten, dessen Folgen sich noch nicht voraussehen lassen. Als Griechenlands Föderationen von den siegreichen Adlern der römischen Heere überflügelt waren, tauschten sie an die Römer gegen den Raub ihrer Freiheit die Ideen aus. Die Sieger saßen zu den Füßen ihrer Sklaven. Sie erstaunten, daß sich die natürliche Beredtsamkeit des Forums in ein System, der einfache Glaube an die Götter in eine Schlußfolge verständiger Ueberlegung verwandeln ließ. Das war das Vorbild des Alterthums. Die Folgen, die eine siegreiche und dauernde Usurpation Napoleon's für Deutschland und Frankreich nach sich gezogen haben würde, sind unberechenbar. Wir wären die Sklaven und — Schulmeister der Franzosen geworden. Der Despotismus Napoleon's hätte unsern neuen Zöglingen die Flügel beschnitten, wir würden sie gelehrig gefunden, ihre Phantasie an die Buchstaben eines schwierigen Alten oder eines noch unverständlicheren Neuern gefesselt haben. Auf der Spitze der französischen Bajonnette würde

allen Völkern die deutsche Grammatik überbracht worden sein, wir hätten die Redewerkzeuge und die Köpfe eines jeden besiegten Volkes in Beschlag genommen, und dasselbe eine Sklaverei dulden gelehrt, durch die wir in eine so ehrenvolle, ja wir würden gesagt haben, in eine allein für uns passende Stellung gekommen wären.

Diese müßige Hypothese dient wenigstens dazu, für eine merkwürdige Erscheinung des Augenblicks eine Analogie zu geben. Die deutschen Ideen haben zwar nicht mit den hohen Alliirten, eine weiße Binde um den Arm, den Einzug in Paris gehalten; doch sind sie in Paris aufgetaucht, sie haben dort ihren Katheder, ihren Dolmetscher gefunden. Die spitzen, gedrückten Köpfe der Franzosen sind von ihnen in Besitz genommen und davon rund geworden, wie ein deutscher Hirnschädel. Unsere Ideen haben bei den Franzosen ebenso wie bei uns Kluge und Narren gemacht; die Empfänglichkeit ist in allen Gemüthern dieselbe, nur der Same und die Befruchtung machen den Unterschied. Es ist sonderbar, während unsere Liberalen die breitkrämpigen, plattgedrückten Hüte tragen, durch die sich die Republikaner am 6. Juni in der Straße St. Mery so bald verrathen hatten, sind bei den Franzosen — die Sammtbaretts aufgekommen! Während wir alle Lust bezeugen, dem St. Simonismus seine Widersinnigkeiten zu nehmen und den letzten Anstrengungen der Väter von Menilmontant mit unsern eigenen Thorheiten zu Hülfe zu kommen, fangen die Franzosen an, auf unsere mystischen Zustände zu lauschen und aus den Entzückungen unserer wiedergebornen Leinweber der nächsten Zukunft der civilisirten Welt ihr Horoskop zu stellen. Während endlich der deutsche Liberalismus längst über seine alten Grenzen hinweg ist, während der Bundestag die Einheit Deutschlands und das Protectorat für einen Traum, die Advocaten desselben für Visionäre erklärt hat, sind die Phantasieen der Franzosen von unsern weiland schwarzrothgoldenen Hoffnungen gefärbt worden, haben sie die Trümmer unserer alten Geheimbünde gerettet und Nachsuchungen angestellt, um den Nibelungenhort der deutschen Kaiserkrone aus den Wogen des Rheins zu heben.

Ich zweifle, ob ich meine germanisirenden Franzosen kennt-

lich genug gemacht habe. Es versteht sich von selbst, daß ein Franzose seine Ansichten nur in seinen Schriften und Handlungen, nicht wie der Deutsche auch gleich in der ganzen Weise seines gesellschaftlichen Benehmens kund giebt. Jene Vergleichungen standen nur der deutschen Leser wegen da, weil wir in der That manche Ideen am besten durch die Kleider der Leute, die sie verfechten, kenntlich machen. Es ist nur von einem Seitenarme der großen gelehrten Kolonne die Rede, die in Paris mit den Doctrinairs Hand in Hand geht und seit dem letzten Ministerwechsel das Compendium mit dem Portefeuille vertauscht hat. Guizot, derselbe Minister, der schon kurz nach der Julirevolution so unpopulär wurde, weil er in seinen Rundschreiben an die Maires und Präfecten speculative Untersuchungen anstellte und in Verdacht gerieth, die Telegraphen zur Verbreitung seiner philosophischen Resultate benutzen zu wollen, derselbe jetzt wieder zu Ehren gekommene Staatsmann ist die rechte Hand des Königs. Cousin ist wieder die rechte Hand Guizot's und meine altdeutschen Franzosen sind zuletzt die rechte Hand Cousin's. Sollte es zu einer französischen Invasion kommen, so wissen wir nun die Genealogie unserer Liebhaber. In allem Ernst, sie wollen den Deutschen die Einheit geben, nicht weil sie zur Propaganda gehören, sondern weil sie im Collége des heiligen Ludwig Vorlesungen darüber gehalten haben.

Der Eifer nämlich, mit dem sich die Franzosen in neuerer Zeit auf deutsche Wissenschaft und Kunst geworfen haben, ist für sie eben so außerordentlich als schmeichelhaft für uns. Sie haben nicht nur die Solidität unserer wissenschaftlichen Forschungen anerkannt, sondern selbst unsern großen Leistungen im Gebiete der freien dichtenden Künste überraschende Gerechtigkeit widerfahren lassen. Von jenen gestanden sie ein, daß sie, man denke sich die Franzosen, vor ihnen erröthen müßten, von diesen, daß sie durch sie entzückt würden. Was einige unserer scharfsinnigsten Geschichtsforscher geleistet haben, ist ihnen bekannt geworden, ja selbst die kühnsten Hypothesen, über die wir Anfangs erstaunten und über die wir darauf selbst den Stab brachen, erhalten sich bei ihnen immer noch in großem Ansehen und beschäftigen die Ungeduld der Ge-

lehrten, die so gewissenhaft sind, nur durch Widerlegung, nicht durch das Verschweigen einer Hypothese zur erweislichen Wahrheit kommen zu wollen. Unsere philosophischen Bestrebungen, diese glänzenden Zeugnisse unserer Tiefe und unserer Verirrungen, haben bei den Franzosen nicht nur Freunde und Bewunderer gefunden, sondern selbst entschiedene Anhänger, die auf ein einziges Wort ihrer deutschen Lehrer drei körperliche Eide zu schwören sich vermessen. Endlich ist es längst bekannt, welche folgenreiche Revolution des Geschmacks die Bekanntschaft mit unsern schönen Geistern in Frankreich hervorgerufen hat, wie tief dort die Autoritäten durch unsern Einfluß gefallen sind, wie kleinmüthig die Akademie zugeben mußte, daß ihre leergewordenen Bänke von den Anhängern des neuen Gesetzes eingenommen wurden. Unsere politischen Verhältnisse haben dieselbe Aufmerksamkeit erregt.

Auch diese zu verstehen, mußte den Franzosen um so leichter werden, je einfacher sich der Uebergang aus unserm wissenschaftlichen Leben in das politische machte. Wir machten die Erfahrungen des einen zu den Voraussetzungen des andern. Die Koryphäen der Wissenschaft gaben sich zu Dolmetschern unserer politischen Wünsche her; die Männer des Katheders bestiegen die Tribüne; man brauchte in ihren frühern Reden an die Stelle des Wortes: Philosophie nur das Wort: Freiheit zu setzen, um zu wissen, was sie über die Bedürfnisse unseres öffentlichen Lebens behaupten würden. Es bildete sich eine Gemeinde, die ihre Aeltesten und Schüler hatte, deren Stellung eine größere Wichtigkeit erlangte, besonders als man anfing, ihr diese beizulegen, deren Lehre zuletzt den Enthusiasmus hervorrief, als die Furcht den Mißgriff beging, sie zu verfolgen. Dies war der Augenblick, wo die Franzosen mit unserm politischen Zustande bekannt wurden. Seitdem haben sie ihren fixen Begriff, wenn sie von einer deutschen Opposition hören. Sie glauben dann zu wissen, wovon die Rede ist, und geben ihren Landsleuten Aufschlüsse über Dinge, in die sie ganz besonders wollen eingeweiht sein.

Wenn sich die Franzosen über fremde Völker unterrichten wollten, so sind sie bis jetzt immer so unglücklich gewesen, daß sie ihre Absicht nur zur Hälfte erreichten. Sie haben niemals

den Begriff eines unaufhaltsamen Bildungsganges gehabt, wie ihn jedes Volk verfolgt. Sie haben es immer für hinreichend gehalten, die Merkmale eines augenblicklichen Zustandes kennen zu lernen, und nach diesem Maßstabe auf alle folgenden Zeiten geschlossen. Wie lange sind ihnen die Deutschen jene ungeleckten Bären gewesen, die unsere Urgroßväter im dreißigjährigen Kriege mögen gewesen sein! Wie lange kannten sie uns als jene albernen Tölpel, die über den Rhein kamen, um sich von ihnen bilden und betrügen zu lassen! Jetzt werden wir ihnen einige Jahrzehente hindurch nur jene düstern Phantasten sein, die mit verklärten Augen den Himmel offen, nie die Hindernisse der Gasse sehen, die sich an heimlichen Orten versammeln, ein Feuer anzünden, ein lamentables Lied singen und über Deutschlands fehlende Einheit heiße Thränen vergießen, die endlich am Tage ihrer Wiedergeburt einen Kaiser auf den Thron setzen und ihn mit Philosophen und Dichtern umgeben werden. Das nennen die doctrinairen Franzosen den Deutschen Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Die Meinung, die unsere neuen Kenner von uns gefaßt haben, ist ungefähr folgende. Sie sagen: Als die Götter den Völkern ihre Gaben austheilten, verliehen sie den Deutschen die Idee und das Phlegma. Jene, um eine Brücke zu haben, auf der sie zu den Menschen steigen könnten, dieses, um dem himmlischen Princip ein tellurisches Gegengewicht an die Seite zu setzen. Die Deutschen sind unpraktisch. Schon in ihren Wäldern brüteten sie auf den Bärenhäuten und überließen die Geschäfte des Hauses ihrem Weibe und ihren Sklaven; während z. B. ein französischer Gatte sich noch jetzt ein Vergnügen daraus macht, einen Korb in die Hand zu nehmen, auf den Markt zu gehen und Eier und Gemüse zu kaufen. Von Natur ist der Deutsche republikanisch, wie seine Literatur; doch wird er sich jede Herrschaft gefallen lassen, in welche die Wissenschaft einen tiefern Sinn zu legen weiß. Alle ihre friedlichen Widersprüche und gewaltthätigen Aufstände sind niemals durch den unmittelbar zwingenden Mangel hervorgerufen worden, sondern zu den Beschwerden, die man abgestellt wissen wollte, mußte sich noch immer ein ideeller Anstoß gesellen, ehe sie zu den Waffen des Eisens oder der

Zunge griffen. Wenn bisher dieses zweite Element die Religion gewesen ist, so ist es jetzt die Tendenz nach einer organischen Einheit ihrer Conföderation. Sie wollen nicht mehr Sachsen, Hannoveraner, Hessen sein, sondern Deutsche. Napoleon's Druck hat sie an ihre Ursprünge erinnert, aus den Quellen der Geschichte schöpften sie ihre Begeisterung, jetzt wollen sie nur insoweit frei sein, als sie einig zu werden verlangen. Der nächste Weg, der zu diesem Ziele führt, besteht in nichts, als ganz über die Fürsten hinwegzusehen. Diesen Weg werden jedoch die Deutschen nicht einschlagen, sie hoffen auf die Macht der Ideen. Sie warten auf den von Plato verheißenen Augenblick, wo die Könige Weise und die Weisen Könige sein werden. Nun ist der Einheit der Begriff der Hegemonie verwandt. Es muß, so schließen die Deutschen nach den Franzosen, einen Staat geben, der gleichsam die Kraft aller übrigen in sich absorbire und ihnen dafür ein neues Leben einhauche. Welcher Staat kann dies anders sein, als der preußische? Der Zustand der preußischen Schulen, wie derselbe durch Cousin an's Tageslicht gebracht ist, wird für Deutschlands Einheit entscheidend werden. Die Preußen werden glorreich unter die Hadernden treten und die Widersacher werden ehrfurchtsvoll ihre Fahnen senken.

Diese Gedanken sind nicht originell. Was will man mehr? Es sind alte Bekannte, mit denen wir schon oft zusammentrafen und die wir ihrer Schwierigkeiten wegen eben so oft widerlegt haben. Man kann unsern Franzosen also nicht den Vorwurf machen, daß sie über die Wünsche der Deutschen gefabelt haben. Sie sind nur so unglücklich gewesen, eine Parthei für die Masse und ein besonderes Interesse für ein allgemeines Verlangen genommen zu haben. Diese Transrhenaner würden anders geurtheilt haben, wenn sie in Preußen sich nicht ausschließlich unterrichtet hätten. Daran thaten sie Unrecht. Sie kamen nach Berlin, um die Primär- und Mittelschulen zu studiren, und als sie wieder in Paris waren, bestiegen sie die Katheder und sprachen von den politischen Erwartungen der Deutschen. Sie eröffneten Curse über deutsche Geschichte, und gaben vor, diese aus neuen und richtigen Gesichtspunkten zu betrachten. Diese Vorlesungen sind jetzt be-

kannt geworden. Ich gestehe, daß ich an ihnen nichts gefunden habe, als die Uebertragung unserer patriotischen Phantasieen in die natürlichere Ausdrucksweise der Franzosen. Man wird nicht anders können, als mehren deutschen Professoren zu ihren neuen Schülern Glück wünschen.

Wenn sich die Franzosen zur deutschen Opposition schlagen, so wird es immer schwer sein, zu begreifen, welche Stellung sie im Falle einer Umwälzung Deutschlands einnehmen wollen. Es ist zwar nichts gewisser, als daß weder die Träume unserer, noch der französischen Doctrinaire je verwirklicht werden; aber beide denken doch an die Möglichkeit dieses Ereignisses. Welchen Entschluß haben sie für diesen Fall schon im Voraus gefaßt? Unsere Gemäßigten des Tiersparti sagen: Traut dem Erbfeinde nicht! Aber es wäre doch entschieden Unrecht, in die Redlichkeit der Ansichten, die so friedliche Kathedermänner über uns aussprechen, Zweifel zu setzen. Sie könnten uns dafür den beschämenden Beweis führen, daß wir sie durch unser gehässiges Mißtrauen beleidigen. Und dennoch hätte ich es lieber, die Franzosen schwiegen von unserer Einheit und unsern Ideen. Sie haben die Kunst, unreife Gedanken so einfach und natürlich zu machen, als seien sie in den Köpfen vernünftiger Leute entstanden. Die Deutschen sind dabei immer gewöhnt, Ideen zu verfolgen, denen man in Frankreich ein Zeugniß der Verständigkeit ausgestellt hat. Wir wollen gern von ihnen hören, daß wir in Wäldern wohnen und uns mit den Früchten der Eichbäume ernähren, daß wir eine Sprache reden, die halb kalmückisch, halb gothisch ist, und daß wir in Erfurt einen Kurfürsten, in Nürnberg einen Markgrafen sitzen haben, wenn wir nur damit erreichen können, daß unsere Unitarier und Hegemonisten sie nicht als Autoritäten citiren, und daß dasjenige, was bei uns noch ganz unreif ist, bei ihnen eine Appretur bekommt, die das Urtheil verführt und uns durch französische Vermittlung denen gefangen giebt, deren wir uns daheim noch ziemlich glücklich erwehren. *)

---

*) Spätere Anmerkung. Man sieht an dieser vor vierzig Jahren geschriebenen Bemerkung, wie die Franzosen unsere Lage klarer

5. England, Italien, Rußland. 1835.

— Ich versuche es, mit Bulwer, Marryat, Morier durch die Welt zu reisen. Aber die englische Literatur leidet doch an einer entsetzlichen Breite und Monotonie. Das Genre, in welchem sie arbeitet, ist in der Regel so einfach, und die Bearbeitung desselben so unersättlich; jeder literarische Charakter tritt sich seblst mit einer fürchterlichen Redseligkeit breit, und jeder neue Speculant, der das Interesse des Publikums erobern will, versucht es nicht durch das, was noch nicht da gewesen ist, sondern durch das, was Alle bereits kennen und Alle gar so lieb, gar so gern haben. Die erste Erfindung ist gewiß immer genial und originell; aber dann nimmt der Autor ein Patent darauf und fabricirt wie Bulwer, Marryat, die Trollope in's Gelag hinein, ohne mit seiner Schablone aufzuhören.

Die gegenwärtige englische Literatur ist dilettantische Fertigkeit. Ihr Inhalt besteht weder aus Ideen noch aus Charakteren, solchen, die sie schildern, und solchen, die sie zu behaupten wüßten, sondern in einer vaguen Ausdehnung und Verzettelung einer einmal ergriffenen Manier, wo sich die eine von der andern durch nichts unterscheidet. Die englische Literatur ist immer auf Reisen begriffen, aus den Itinerarien

---

beurtheilten, als damals der überwiegende Theil der Deutschen selbst. Man halte aber die Unitarier von 1835 nicht etwa für die Ahnen unserer jetzt auch in Süddeutschland für die Reichseinheit und Reichsgröße schwärmenden Richtung. Die engere Gothaer Parthei mag sich in gerader Linie von den Männern herschreiben, mit denen Cousin in Berlin gesprochen hat. Die größere Strömung war 1835 eine föderalistische und verlangte vor Allem erst von dem Beamten- und Militairstaate Preußen eine Umwandlung nach dem Geiste, der sich bereits in Süddeutschland zu freisinnigen, durch Verfassungen gesicherten Schöpfungen entfaltet hatte. An die Reichseinheit, und wenn auch eine Einheit quand meme, sogar ohne die Bürgschaften der Freiheit, sind wir erst durch die Thiers'sche Drohung von 1840 erinnert worden. Vom Jahre 1830 bis dahin konnte man mit vollem Rechte sagen: Louis Philippe war froh, daß er nur das Leben hatte! An eine Gefahr Deutschlands von Frankreich her dachte niemand.

macht sie Romane, und wo man in Deutschland, Frankreich und England hinsieht, stößt man auf Engländer, die nur reisen, um Bücher zu machen.

Der neuesten italienischen Literatur beim ersten Blick viel zuzutrauen, fehlt es uns an den rechten Maßstäben für die Beurtheilung der Italiener selbst. Wir haben von diesem verwahrlosten Volk noch immer eine geringschätzende Meinung, ja, ich möchte fast sagen, es überrascht uns, einen Italiener in moralischen Empfindungen anzutreffen, wie wir dieselben nur an uns und den andern Nationen gewohnt sind. Die Italiener scheinen uns so sehr herausgerückt aus der innern warmen Existenz und dem bürgerlichen Selbstgefühl, daß wir uns immer einbilden, hier bestünde eine ganze Nation aus nichts als Kellnern, Bettlern, Postillonen, Ciceronen, Wirthen, Vetturinen, Sbirren und Priestern. In der That, wer in Italien war, muß gestehen, daß der Handwerker sein Geschäft daselbst wie eine Art Nebensache betreibt, weil man ihm niemals ansieht, daß er mehr damit verdienen will, als was er gerade für den heutigen Tag braucht. Das ist aber eine Täuschung, aus welcher man keine ungerechten Schlüsse ziehen sollte! Auch die Italiener haben ein eigenthümliches Leben seitwärts von der Landstraße. Sie haben ihre kleinen Freuden und Leiden des Daseins, und dabei eine moralische Imputation so gut wie die andern Nationen, die nur den schlechtesten Theil der Bewohner Italiens kennen zu lernen Gelegenheit haben.

Die italienische Literatur schwankt zwischen der kalten Classicität Alfieri's und den historischen Romanen Manzoni's. Für jene hat sich Silvio Pellico ausgesprochen, für diese thaten es mancherlei Namen mit mehr oder minder glücklichem Erfolge, Rosini, Grossi u. A. Der italienische Charakter verleugnet sich in ihnen auf keiner Seite; dahin gehört besonders die große Rolle, die in ihnen die Canaille spielt; oft glaubt man in einem Familienwesen zu sein, wo der Koch auf den Kellner tobt, wo die Wirthin mit den Mägden zankt und ohne entsetzliches Geschrei kein Wort gesprochen werden

kann; die Diener mischen sich in Alles, fassen gierig nach Geschenken, bücken sich demüthigst, um ihre Dankbarkeit auszudrücken, selbst wenn sie als Zugabe eine Tracht Schläge bekommen. Eben so charakteristisch ist die Prunksucht dieser Romane; die ganze Eitelkeit der Italiener entfaltet sich in dem Auseinanderlegen der gold- und edelsteingestickten Draperie der geschilderten Handlung. Jedes Roß, das zum Turnieren kommt, wird mit seinen Federn und Schabracken beschrieben, überall, wo es geht, wird die Darstellung prahlen und den Mund voll nehmen. Zuletzt endlich herrscht in diesen Romanen noch jenes eigenthümliche Lamentoso, womit die Italiener jede ihrer weicheren Empfindungen zu begleiten pflegen. Es ist ein Klagen, ein Händeringen, ein Seufzen, ein Ach und Weh, das mich immer auf jene kleinen italienischen Winkeltheater versetzt hat, wo die Stücke von Scribe und Kotzebue mit den weinerlichsten Geberden. heruntergespielt werden.

In der russischen Literatur regt es sich jetzt mit Eifer und Lebendigkeit, doch wird es schwer fallen, daß sie so bald europäische Popularität gewinnt. Die Ideen, in welchen sie sich bewegt, sind uns an sich nicht fremd. Vaterlandsliebe, Begeisterung für einen jungen und doch glänzenden Ruhm, der Stolz auf mannigfache nationale Vorzüge können in der Dichtkunst nie ihre Wirkung verfehlen, und dennoch mangelt dieser Literatur etwas, das ihr allein die Achtung in der gebildeten Welt zu sichern vermag. Die Vaterlandsliebe darf sich nie auf Kosten der Gerechtigkeit geltend machen, die Freude des Dieners, der sich um seinen Herrn verdient macht und diesem die Rechtfertigung seiner blinden Thaten überläßt, ist eines freien Geistes unwürdig; erst die Unabhängigkeit der eigenen Meinung ist es, welche die Anhänglichkeit an eine fremde wirksam und rührend macht. Die Einseitigkeit in literarischen und historischen Ansichten in der russischen Literatur wird man dabei nicht einmal den Autoren allein beimessen dürfen, sondern sie einer Literatur zu Gute halten, die sich nach der Meinung des übrigen Europa nur unter

den ungünstigsten Verhältnissen entwickelt, der es an der rechten Lebensluft fehlt, und die noch lange wird ringen müssen, ehe sie zu einem unabhängigen Gesichtspunkte gelangt.

Der größte Vorzug der jetzigen russischen Literatur besteht in ihren lebensvollen Sittenschilderungen. Sie hat darin ein großartiges Nachahmungstalent bewiesen, besonders ersetzt den Mangel an Phantasie die feine Auffassung russischer Charaktere. Sie zeigte uns, daß des Russen durchgreifende Natur ein Wechselspiel von Spottsucht und Gutmüthigkeit ist. Der Russe ist geschäftig, sorgfältig, er ahmt mit Glück nach, er ist so gutmüthig, daß er sich oft betrügen läßt, sein Gehorsam ist ihm eine Pflicht, die ihm nicht die politische Nothwendigkeit, sondern die Religion und die derselben befreundete Sitte auflegt und der er ohne Starrsinn dient.

Die russische Literatur liefert bis jetzt nur noch Probestücke, Capricen des Talents. Man will beweisen, man könne die literarische Waare so gut daheim machen, wie sie eingeführt wird. Diese Literatur ist ein Luxus, es fehlt ihr die populäre Grundlage, und sie wird dieselbe schwerlich bekommen, wenn sie sich nicht mit Ideen und tieferen Bezügen schwängert; es fehlt dieser Literatur noch ein gewissermaßen dialektisches und paränetisches Element. Ich habe nur einen einzigen Zug entdecken können, wo sich der Autor dem großen Ganzen seiner Nation gegenüber denkt, und der die Dichtung als Hebel des innern Menschen zu brauchen sucht, dies ist Sagoskin's Polemik gegen einen Fehler des russischen Charakters, den er eine übertriebene Bescheidenheit nennt. Er tadelt es, daß sich der Krieger selbst nach den glänzendsten Thaten nur einen geringen Antheil an dem Ruhme derselben zuschreibt, und daß die Freude am Siege immer rasch bei ihm verflogen ist.

Ist dies eine Thatsache, so kann man den Grund davon nur in der Lage des gemeinen Russen finden. Wer sich nur als das Werkzeug eines fremden Willens fühlt, ist nicht gewohnt, sich selbst die Früchte seiner Anstrengungen zuzuschreiben. Der Leibeigene ist brav genug, sein Möglichstes zu leisten, wird sich dabei aber niemals über den Gewinn freuen, wenn er ihn nicht zu seinem eigenen Vortheil verwenden kann.

6. Onkel Tom's Hütte. 1856.

— Ein Glück, daß die deutsche Flotte verkauft ist! Ein Glück auch, daß wir keine Colonieen haben! Und ein Glück, daß uns die Frage über die Nothwendigkeit oder die Abscheulichkeit des Sklavenhaltens nicht berührt!

Wir durften somit das so berühmt gewordene Buch der Frau Beecher Stowe in Deutschland mit der ganzen Gemüthsruhe lesen, die unser Buchhandel voraussetzte, seitdem wir von ihm mit „Onkel-Tom's Hütten" in allen möglichen Formaten und Schriftsorten überschwemmt wurden.

In Amerika wird dies mit dem ganzen leidenschaftlichen Feuer und der nachdrücklich kaltblütigen Entschiedenheit, deren in solchen polemischen Dingen Frauenherzen fähig sind, geschriebene Buch mannigfachen Widerspruch gefunden haben; die Engländer und Engländerinnen dagegen fanden hier eine vortreffliche Tröstung, erstens für die enormen Summen Geldes, die ihnen — wie manche gemüthlose Nationalökonomen versichern, etwas übereilt und im Ganzen genommen, wie sie sagen, zum Fenster hinausgeworfen — die Emancipation der Neger kostete, und zweitens Trost für die geringen Wirkungen, welche die gründliche Verachtung Nordamerikas von Seiten aller englischen Ladies und Misses bisher noch immer auf die nordamerikanischen Zustände selbst hervorgebracht hat. Eine Amerikanerin bietet ihnen hier die Waffen des Angriffs gegen ihre eigenen Landsleute, und wie wurden sie geschwungen! Auch die englische Buchhändlerwelt war außer sich.

Für uns Deutsche ist es zuvörderst angenehm, dies Buch ohne national-ökonomische Kritik lesen zu können. Würde Einer bei uns mit gleicher Schonungslosigkeit Proletarierleben, Judenfrage, politische Gefängnißzustände darstellen wollen, wir würden von Uebertreibung, raffinirter Absichtlichkeit sprechen oder mindestens getheilter Meinung sein, während die Negerfrage ganz entschieden nur unser Herz, nicht im mindesten unsern Kopf beschäftigt, ja uns die Versicherung, unsere Kattunkleider, Cigarren und Zuckerbäckereien hingen mit dieser

schwarzen Frage eng zusammen, auch nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit hat, einige berühmte Gelehrte und Staatsmänner vielleicht ausgenommen, besonders die, die zu der bekannten Schule gehören: „Dem Reichen ist sein Genuß Arbeit und dem Armen seine Arbeit Genuß."

Genießen wir also das Werk der Mistreß Stowe mit derselben ungestörten glücklichen Uebereinstimmung wie eine norwegische Wintergeschichte der Frederike Bremer, bei der unser warmer Ofen uns alle schrecklichen Schneegestöber behaglich wegthaut, oder einen Seesturm von Achenbach, bei dem wir nicht nöthig haben, in Verzweiflung auf einem scheiternden Schiffe dem überfüllten Rettungsboote nachzurufen: Barmherzigkeit! Nehmt uns auch noch mit!

Wir sehen an dem Buche dieser talentvollen und trefflichen Frau nur das, was menschlich ist, und davon ist jede Seite so vollgeschrieben mit Charakterzügen, daß sie unsere ganze Liebe und Bewunderung verdient.

Wir sagten schon, so leidenschaftlich streng, so begeistert partheiisch, so unverhohlen und nicht selten grausam einseitig kann auch nur ein Frauenherz sich äußern, wenn das einmal ein Uebel der Sitte, der Zeit, des Vorurtheils, des Mißbrauchs sich zu bekämpfen vorgenommen hat. Wir Männer würden dem Hasse hundert kleine Ausnahmen gestattet haben; wir würden zehnmal wieder unsern Verstand zeigen wollen, wenn wir einmal unser Herz zeigten; wir würden so viel Ja's! Aber's! Freilich's! und Wenn's! mit in unsern Plan, immerhin streng und polemisch sein zu wollen, mit aufnehmen, daß wir die Frage statt aufzuhellen wie immer nur erst recht verwirrten.

Jene Frau thut das nicht. Sie geht dem Gegner ohne Gnade zu Leibe, sie duldet keinen Einwand, sie zieht alle Verschleierungen unbarmherzig von der Blöße dessen, was ihr als Lüge und Verbrechen erschienen ist, hinweg; sie ist von einer Unerschrockenheit, die Consequenzen ihres Themas zu ziehen, daß sie die Uebel bis an die Wurzel verfolgt. Sie kennt die Anwandlung der Schwäche nicht, die uns Männer mitten in den muthigsten Entschlüssen überkommt. Gebt nur den Frauen Gelegenheit, mehre solcher Mißbräuche, wie die

Sklaverei der „Niggers“ auszurotten, sie werden wahrlich und in kürzerer Zeit mehr zu Stande bringen als, in allem Ernste gesagt, je wir sogenannten thatkräftigen Männer.

Neben der Tendenz des „Onkel Tom“ ist auch die Charakteristik vortrefflich.

Diese Gestalten sind nicht, wie wir deutschen Autoren leider fast alle schreiben, im Zwielicht einer dämmernden Studirlampe erfunden oder um Gotteswillen auf Fußwanderungen von der Landstraße, aus den Wirthshäusern und von einigen plauderhaften mittheilsamen Landbewohnern zusammengelesen. Wir wollen darum unsere Stubenfiguren nicht verachten. Sie entsprechen einem Volke, das seine Bildung aus Büchern schöpft und seine Anweisungen zum Handeln meistens nur aus den Instructionen einer Anstellung nimmt oder aus sonstigen Motiven der europäischen Civilisation, die uns Alle doppellebig macht, Amphibien halb auf dem Continent unserer Pflichten, halb im stillen Ocean der Sehnsucht oder auf den lilienbedeckten Waldseen unserer romantischen Phantasieen. Noch mehr, wir haben Augenblicke, wo wir die träumerische Abstraction unserer Romangestalten dem Uebermaße englischer und nordamerikanischer Realität vorziehen und uns nur verwundern müssen, wie unsere empfindsamen englisirten deutschen Damen Gefallen finden können an Figuren, die wie Mister Wilson, des Mulatten Georg früherer Herr, jede ihrer nachdrücklicheren Meinungsäußerungen mit einer gespritzten Ladung „Jauche“ aus dem im Munde gekauten Tabacks-Priemen begleiten.

Indessen bei so viel Leben und Wirklichkeit geht das Derbste leicht und gefällig mit.

Es ist wunderbar, wie diese resolute Verfasserin das Dasein der Menschen in Küche, Keller, Wirthschaft, Frühstückszimmer, bei Mittag- und Abendessen, Toilette, Plätten, Bügeln, Nähen beobachtet hat.

Das übrige Leben, die Kirche und die geistlichen Thees etwa ausgenommen, scheint der Verfasserin etwas verschlossener zu sein. Ihr Mister Shelby thut nicht viel und ihr Mister St.-Clare noch weniger. Man lernt Beide nur in ihren Beziehungen zu Gattinnen, Kindern und zum Gesinde kennen.

Die Welt des Mannes, der vor seinen Rechnungsbüchern sitzt oder von Morgens acht bis vier, oft auch sieben Uhr Abends arbeitet, fehlt in ihrem Buche, wie sie auch das Loos der Sklaven immer nur schildert, wenn sie gerade gepeitscht werden oder verkauft oder in der Küche, im Hauswesen ab- und zugehen, aber wenig in der Plantage, wo sie eigentlich hingehören, als arbeitende und, wie die südlichen Staaten der Union behaupten, unerläßliche Hülfskraft. Es thut uns leid, von einer so ausgezeichneten, edlen, geistreichen und muthigen Frau, wie Mistreß Stowe ist, wiederum doch auch die alte Erfahrung bestätigt zu sehen, daß wenig Frauen den Mann unter dem Druck seiner Pflichten, den Mann des Berufs verstehen. Auch bei ihr giebt der Mann immer nur aus dem Schreibbureau das Wochengeld heraus; wie es aber hineinkommt, das ist eben die zweite den Frauen meist verschlossene Hälfte des Männerlebens, die Rückseite der Medaille, die man wol auch, ein wenig anderslautend, selbst bei Mistreß Stowe's feuriger Advocatenschrift der Humanität und der christlichen Liebe wird gelten lassen müssen.

Mistreß Stowe wird uns fortan schon deshalb ein herzgewonnener Name bleiben, weil ihr Buch so außerordentlich reich ist an den lieblichsten Charakterzügen und den rührendsten Situationen. Wir wagen kein Urtheil über sie zu fällen als Dichterin im höhern Sinne des Worts. Es gilt vorläufig von ihr: Pectus erat, qùod disertam fecit, der mit Begeisterung erfaßte Gegenstand machte sie zur Dichterin.

Die Verknüpfung ihrer Genrebilder ist nicht eben bedeutend. Es strickt sich Scene an Scene etwas lose an. Auch der Sklavenjargon ermüdet und die Versuche, aus dem Bereiche der Camera obscura und des bloßen Auffangens der Wirklichkeit herauszutreten und mehr zu geben, als die mit unglaublicher Treue aufgefaßten Lichtbilder der Erfahrung, scheinen nicht ganz gelungen zu sein. Miß Evangeline wenigstens ist eine etwas haltlose Erfindung, eine Art Mignon des Pietismus, ein altkluges Kind, das in seiner evangelischen Weise Dinge sagt, die sehr kostbar und jedenfalls unmöglich sind. Es ist glaublich, daß die frommen Misses Englands

gerade in Evangelinen, namentlich, da sie so rührend sterben muß, ihre ganze Seele befriedigt finden; indessen geht dies kleine verkörperte Gebetbuch mit Goldschnitt, besonders wenn man die nervenschwache Herzlosigkeit ihrer Mutter und den — beiläufig gesagt — meisterhaft geschilderten Indifferentismus ihres Vaters bedenkt, über die Grenzlinie der Natur hinaus und wirkt schon gerade wieder so, wie nur irgend unsere deutschen Kritiker unsere eigene Dachstuben-Romanenwelt mit Vorliebe willkürlich und gemacht finden wollen.

Alles aber in Allem genommen hat „Onkel Tom's Hütte" die vollsten Ansprüche, von aller Welt, was hier im eigentlichen Sinne zu nehmen ist, verschlungen zu werden.

Nur die französischen Autoren werden es wahrscheinlich für Frankreich nicht aufkommen lassen; die Franzosen haben einen merkwürdigen Stolz auf ihre eigene Literatur; sie würden diesen deutschen Pfennigs- und Silbergroschen-Industrialismus für ein fremdes Buch gar nicht begreifen.

Wir Deutsche indessen, bekanntlich die Hansnarren aller Welt, schließen an diese kleinen Randbemerkungen unsers nach deutscher Kritikerart tadelgemischten, sonst feurigen Lobes nur noch den einen Wunsch, daß sich die vielen zarten und frommen Seelen, die sich an der heldenmüthigen Sprache dieser freien Amerikanerin jetzt erbauen, doch auch bereitwillig finden möchten, andere, namentlich deutsche, Mißbräuche als verwerflich anzuerkennen, falls sich denken ließe, daß eine Feder verstünde, diese so lebendig darzustellen, wie in „Onkel Tom's Hütte" eine Frau verstanden hat, der ganzen gesitteten Welt die Leiden der Neger an's Herz zu legen.

— Ein späteres Buch der Frau Stowe war die Maiblume. Wie dreizehn kleine Erzählungen und Skizzen zu dem Titel die Maiblume kamen, ist aus dem Buche selbst nicht recht sichtbar. Man spricht von einer Anspielung auf das erste englische Auswandererschiff, das unter dem Namen die Maiblume nach dem spätern Virginien segelte. Man kann aber nicht angeben, wie diese im Buche selbst nirgends erwähnte Thatsache mit dem Inhalte desselben zusammenhängt. Sollte letzterer vielleicht an irgend einem englischen Theetisch werth erachtet worden sein, eine Art Humanitäts-Rückfracht

zu bezeichnen, die gleichsam Amerika und vorzugsweise das jungfräuliche Virginien für die erste Maiblume wieder nach Europa verladen hat? Oder sind die dreizehn kleinen Skizzen den Glöckchen zu vergleichen, die an einer Maiblume den Frühling mit einläuten helfen?

Kurz, dieser Titel unseres Buches war das erste Räthsel daran.

Das zweite war die nach Onkel Tom's Hütte überraschende Langeweile des Vortrags, entspringend aus einer wiederum kaum glaublichen Unbedeutendheit der Mittheilungen. In „Onkel Tom" hatten wir zuweilen auch die aschgraue Grundirung der Thatsachen mit englisch-nordamerikanischer Sonntagsstimmung, aber der Humor oder die Erfindungsgabe der Verfasserin wußte doch immer wieder lebendige, bunte, anziehende Gestalten darauf zu malen. Hier begreift man kaum, wie eine und dieselbe Feder „Onkel Tom" und diese „Maiblume" schreiben konnte. Man möchte letztere eher einem vergilbten und verbräunten Rosenblatt vergleichen, das man vor einigen zehn oder zwanzig Jahren einmal in eine Bibel oder ein Gesangbuch legte. Auch ist der Bibel und dem Gesangbuche diesmal die Muse der Frau Beecher Stowe ausschließlich gewidmet.

Das dritte Räthsel endlich ist, wie es in Deutschland Leute geben kann, die an dieser manierirten, frömmelnden Langeweile Gefallen finden.

Oder richtiger gesagt, diese dritte Erscheinung ist eigentlich nicht räthselhaft. Sie hängt mit der Richtung des Tags, unserer süßlichen, amaranthischen Mode zusammen, mit den Werken der Innern Mission und dem Einflusse der Theologie auf unsere Aesthetik und Literaturgeschichte. Denn hat sich nicht sogar unter denen, die der Zeit und ihren Forderungen mit offenen Augen entgegenzublicken pflegen, in Geschmackssachen dieselbe verhimmelnde Befangenheit und Ideenscheu verbreitet, die bei der Leidenschaft und dem Mißtrauen einer andern Parthei kein Wunder nehmen konnte? Ueberall herrscht die salbungsvolle Phrase, die Abneigung gegen wagende Heiterkeit und gesunde Natur, die Vorliebe für das, was à tout prix nur immer tugendhaft und immer edel, ja in keiner

Weise verletzend und für das Ohr eines jungen Mädchens von sechzehn Jahren unhörbar wäre. Und die Poesie wird unter diesen Umständen nach und nach auch ganz in den Tractätchenton fallen, sie weiß selbst nicht wie.

Es sei fern von uns, an diesen dreizehn Erzählungen zu verkennen, daß sie auch einige Spuren des Talents verrathen. Durch Friederike Bremer, Andersen und sonstige Vorarbeiter der häuslichen Idylle hat auch Frau Stowe den Muth bekommen, offenherzig die kleine Welt des weiblichen Lebens im Hause zu schildern und den Reiz der Naivetät wird man manchem ausgeplauderten Geheimniß der Küche und der Toilette nicht absprechen können. Noch mehr. Die Einleitungen ihrer kleinen Erzählungen sind nie ohne Liebenswürdigkeit, der anfängliche Humor der Mittheilung ist nie ohne heitere Anregung, nie ohne die geweckte Hoffnung auf ein schon in der Ahnung ganz traulich wirkendes Vermögen der Verfasserin, sich nöthigenfalls sogar selbst ironisiren zu können. Allein nach wenig Seiten stellt sich sogleich die enttäuschendste Monotonie ein.

Diese Onkel alle, ob nun Onkel Tim oder Phineas oder Wilson oder Dudley; diese Tanten, ob nun Tante Sarah oder Rebekka; diese jungen Mädchen, ob nun Miß Constance oder Florence; diese jungen Liebhaber, ob nun Mister Eduard oder Mister Arthur, sind alle in ihrer Langeweile so unendlich verwandt und gleichgeartet, daß, wenn man den Einen hat wettern oder beten hören, die Kirche besuchen oder vermeiden, die Bibel lesen oder nicht lesen sehen, man sie Alle kennt. Eine öde Welt der Farblosigkeit das. Pedanterie wird für Gewissenhaftigkeit, Denkträgheit für Religion, die Beschränktheit für Tugend und für gute Sitte ausgegeben. Höchstens erhebt sich in der Erzählung: „Ein Jeder für sich und Gott für uns Alle!“ die Geschichte eines Mannes, dem seine Frau und ein frommer Freund das Trinken abgewöhnen, zu demjenigen handfesteren Interesse, das Geschichten dieser Art haben müssen, um packend ihren Tractätchenzweck zu erfüllen.

Wir sprachen so ausführlich von einer unbedeutenden Erscheinung deshalb, weil die Verfasserin sich einen weltberühm-

ten Namen gemacht hat und die Gelegenheit, sich gegen die Prüderie, gegen die phrasenhafte Selbstbeschränkung und träumerisch-gedankenlose Süßlichkeit unseres gegenwärtigen Geschmacks auszusprechen, nicht oft genug ergriffen werden kann; um so mehr, als es der Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte" merkwürdigerweise nun doch gelungen ist, in Frankreich festen Fuß zu fassen. Bei der kopfhängerischen Neigung, die auch dort die freiesten und muthigsten Geister der Zeit (z. B. Georges Sand) ergriffen hat, bei den Fünf-, respective Zehntausend-Franken-Belohnungen, welche die große Sittenreinheit und Tugend der gegenwärtigen Minister für die tugendhaftesten Dichtungen ausgeschrieben hat, können wir am Ende gewärtigen, daß die Gefahren, die der idealen Poesie drohen, in beiden Hemisphären immer höher anwachsen.

7. Zauber der Oertlichkeit. 1852.

— In großen Bildergalerieen geschieht es wol, daß man mit geringerem Interesse an Gemälden vorübergeht, die da, wo sie entweder gemalt wurden oder für welchen Ort sie ihre erste Bestimmung erhielten, eine viel größere Bedeutung gewinnen.

Es ergeht gewiß Jedem so, wenn er die Wirkung vergleicht, die ein Bild von Albrecht Dürer in der Brera von Mailand oder in der Moritzkapelle von Nürnberg auf ihn machte.

Diesen Zauber der Oertlichkeit empfanden wir in Gent bei den Bildern der Brüder van Eyck und Johann Memling's.

Im Berliner Museum und in der St. Bavokirche zu Gent ist die „Anbetung des Lammes" geradezu Zweierlei.

Dort, wo sich sechs Tafeln dieses berühmten Bildes befinden, hat uns die Leistung der Brüder Hubert und Johann van Eyck nur einen kunstgeschichtlichen Werth; dort wird das Auge von der verlockenden Formenschönheit der italienischen Säle angezogen und auch die Theorie stört uns, die nazarenische, altdeutsche, sonderthümliche Schule, die uns an diesen

Anfängen der Kunst sogleich eine Vorlesung über den wahren Geschmack, die wahre Vertiefung und das eigentliche Ziel der Malerei halten zu wollen scheint.

Wie anders dagegen wirken die Ergänzungstafeln jener allegorischen Composition an dem Orte, wo die Meister lebten! Wie ist da die richtige Anschauung schon so vorbereitet durch Alles, was man von Ueberbleibseln der alten Zeit an einem Tage dort auf der Reise gesehen hat! Wie lenken Häuser, Paläste, Kirchen, geschichtliche Erinnerungen und die jetzt noch waltenden Sitten zurück auf die stille Betrachtung solcher alten Kunstwerke, wie auch ein solches der Schrein der h. Ursula zu Brügge ist!

Nun erst, im Zusammenhang der Zeiten und der Oertlichkeiten, entdeckt man die wahren Schönheiten, nun erhebt sich das Anspruchslosscheinende zu einer staunenswerthen Bedeutung und man sieht diesen erster Anfängen der wiedererwachten Kunst das bewußte Vermögen, das schon absichtliche Wollen und treufleißige, gemüthvolle Ausführen an.

Die Traulichkeit in den Bildern van Eyck's ist bezaubernd. Die gefällige Anordnung der Figuren, die Gewissenhaftigkeit des Beiwerks, die wohlthuende, in der Perspective überraschende Zuthat der landschaftlichen Staffage, Alles tritt uns wie niegesehen vor's Auge.

Die Oertlichkeit verklärte diese Bilder oder will man es richtiger ausdrücken, sie verklärte unser Urtheil zur wahren Gerechtigkeit.

8. Eine Louvre-Erinnerung. 1852.

Wem kann sie verborgen geblieben sein, die gewaltige Strömung der Gemüther jetzt nach dem Ernst und dem tiefern Sinne des Lebens hin!

Es ist dieses Ortes nicht, die Strudel und Klippen aufzuzählen, die dieser Richtung entgegentreten können.

Kluge und schlaue Menschenfischer sehen wir genug von der Trübung dieses Stromes Vortheil ziehen.

Der Mißbrauch hebt aber die Thatsache, die er auszubeuten

sucht, selbst nicht auf. Ernster und feierlicher gestimmt denn je sind die Gedanken dieser Zeit. Selbst dem Scherze und seiner Ausgelassenheit sieht man an, daß er nur eine kurze Unterbrechung der Trauer, eine kurze Aufforderung zum Vergessen ist.

Diese Bemerkung drängte sich mir in Paris auf. Seit einigen Jahren sind die Bilder des Spaniers Murillo in der Gunst des großen Publikums immer höher gestiegen. Es ist fast, als hätte sich das Auge wenn nicht satt, doch etwas müde gesehen an den Reizen der italienischen Schule. Raphael's Madonnen, so heitere, so glückliche, fast gedankenlos lächelnde Mütter, seine Jesuskinder, so natürliche, sorglos spielende Knaben, sind nahe daran, von den ernsten, verklärten, wehmüthig aufblickenden Madonnen des Spaniers und der feierlichen Erhabenheit des großen Mutterstolzes, den sie selbst anbetend auf ihren Knieen trägt oder in ihren Armen hält, verdrängt zu werden.

Diese Umwandlung des Geschmacks liegt in der Zeit.

Besonders fesselte mich in Paris ein Bild von Murillo, das mich in der That mehr erhob als die heitere Ruhe der Sixtinischen Madonna.

Es ist das 548ste in der neuen Anordnung des Louvre.

Ueber fünf Fuß hoch, vier Fuß breit, stellt es, von einer Himmelsglorie, vom Gottvater und von der Taube behütet, die Jungfrau mit dem Kinde dar, dies selbst ein Kreuz entgegennehmend vom Kinde Johannes, das Elisabeth emporhält.

Die blaue, und noch mehr die mattrothe Gewandung der Madonna verbreitet über das ganze Bild einen Duft, der wie ein eben anbrechender Frühlingsmorgen verklärend, rosig alles Lebende und Leblose verschönernd, in eine mit Worten unaussprechliche Stimmung versetzt.

Es ist nicht ein Widerschein wie der der Rose, der in diesem Bilde so mächtige Zauber wirkt; auch nicht ein Widerschein wie der der Granatblüthe; auch nicht die dunkle Gluth der Nelke würde in solcher Wirkung strahlen, sondern es ist, wie wenn am Fuße eines Altars am Marientage ein kleiner Wald von abgebrochenen Kirschen- und Apfelblüthenzweigen

hingestreut läge, so farbige, roth- und weißgemischte Lichter liegen auf diesem Bilde.

Und dennoch würde das von der Farbe bestochene Urtheil sich vom Eindrucke loswinden, würde dem Maler ein unverkennbares Streben nach Absicht, sogar ein bewußtes, ja kokettes Spiel und ein fast vornehmes Wesen — wie für die Betkapelle einer katholischen Fürstin bestimmt — vorwerfen, wenn nicht alle diese Einwürfe verschwänden gegen die überwältigende Wirkung einer einzigen Figur, zu den Füßen der Madonna, der heiligen Elisabeth.

Unter so viel Jugend, Schönheit und Glanz die heilige Elisabeth, eine Matrone, eine Greisin, ja, um das ganze Geheimniß des Reizes auszusprechen, die Mutter einer Mutter, eine Großmutter.

Die Idealitätsmaler sagen vielleicht: Was ist da weiter? Sie würden auch diese Großmutter gemalt haben mit den hergebrachten Verschönerungen des Alters, die Runzeln ausgeglichen, die welken Lippen gemildert.

Das ist es eben nicht, was hier wirkt.

Murillo malte eine wirklich alte Mutter einer Mutter, eine Großmutter in all' ihrem strengen Ernste, in allen Spuren ihrer durch die Erfolge vielleicht nicht belohnten Mühen, mit allen Furchen ihrer noch wachen Sorgen, eine vollkommene, wirkliche Matrone.

Und diese Greisin, dies Alter so mitten unter dem Lichtglanz der Jugend und der aufkeimenden Schönheit, dieses mit aufgenommene Endziel all' unseres Lebens verklärt das ganze Bild. Das Alter giebt ihm Jugend. Die ungeschmückte Wahrheit schmückt es. Man sieht eine wirkliche, echte Familie in ihren ab- und aufsteigenden Altersstufen, von dem lockigen Scheitel eines Kindes an bis zum Schnee im ehrwürdigen Haar einer Matrone.

Die Wahrheit und Würde dieses Bildes ergreifen das ganze Herz.

9. Tunnel-Träumereien. 1852.

Ohne Zweifel kennst du, lieber Leser, den „Ewigen Juden", die „Geheimnisse von Paris", die „Denkwürdigkeiten eines Arztes" und was sonst noch unter dem Namen der Herren Alexander Dumas und Eugène Sue herausgekommen ist.

Aber die Personen dieser berühmten Vielerzähler sind dir unbekannt.

Ich verrathe dir daher, daß mir in einem belgischen Tunnel recht gegenwärtig wurde, wie diese Herren trotz ihrer glänzenden Gaben und ihrer reichen Erfolge bemitleidenswerthe Menschen sind.

Gewohnt, in einer ewigen Anregung ihrer Einbildungskraft zu leben, genießen sie schon seit Jahren nichts mehr vom gegebenen Realen.

Wenn ihr einen Spaziergang macht in's freie Feld, an dem Anblick der schönen Natur euch ergötzt, in einen schattenreichen grünen Wald tretet, so seht ihr doch nur das Feld, nur die Natur, nur den Wald; aber wie anders der Romantiker!

Hinter jedem Baume steht ihm eine erschreckende Ueberraschung, bei jeder einsamen Stelle springt aus dem Busch ein Unbekannter und fordert ihm die Börse oder das Leben ab; an jedem Bergabhange, wo ihr Andern still und bewundernd harrt und euch an dem zu euren Füßen ausgebreiteten Teppich von Wiesen, Feldern und Bächen weidet, ergreift diesen Armen Furcht und Entsetzen vor einer plötzlich hinterrücks hervorspringenden Gestalt, die ihn jählings in die Tiefe schleudern könnte.

Solche Unglückliche können nicht hundert Schritt gehen, ohne sich nicht rückwärts zu wenden, rechts und links zu spähen, ob sie nicht eine Attrape der Art, wie sie ihre Kapitel zu schließen pflegen, bedrohen könnte.

Essen sie, Himmel, wer weiß, ob man sie nicht eben vergiften wollte!

Madame! ruft Eugène Sue seiner Haushälterin zu und springt von seiner Suppe auf, Madame! Heute haben Sie die Dosis ein wenig zu stark genommen!

Welche Dosis, Herr Eugène?

Herr Eugène besinnt sich, er wollte sagen: Rattengift, Madame! Aber er überlegt sich, daß es gefährlich sein würde, zu verrathen, er fürchte Arsenik in der Suppe; er besinnt sich noch und sagt nur: Tapioca oder Sago oder Cayennepfeffer!

Hat er aber einen Gast, mit dem er allein speist, ganz allein, wer weiß, ob dieser in dem Augenblick, wo derselbe gerade ein Stück Kapaunen an der Gabel hat, nicht wahnsinnig wird, zur Gabel noch ein Messer ergreift, sich auf den Schöpfer von ähnlichen Situationen wirft — ihn —

Doch nein! Der unglückliche Dichter besinnt sich. So Schreckliches ist unmöglich.

Aber da — da sind Menschen — Frauen, Kinder, Männer! Seht das junge Weib am Arme ihres Gatten! Sie hat auf der Brust den Brief eines eben aus der Provinz gekommenen Jugendfreundes, der sie anbetet! Der Mann! Er hat in der Rocktasche eine Rechnung von der Modehändlerin für seine Geliebte! Zwei Freunde, die sich nach Jahren wiedersehen, umarmen sich, küssen sich, — wartet's ab! — es sind Verräther! Einer wird den andern um sein Vermögen betrügen — Alles, Alles ist anders, als es sich giebt, Alles ist falsch, verlarvt, trügerisch, selbst der Hund da, der eben schmeichelt, der eben so gutmüthig scheint, eben so treuherzig unsere Hände leckt, er hat — o Himmel! — ein Document zerrissen, das das Glück einer ganzen Familie enthielt! Ha, ha! Der bunte Vogel über dem Käfig, aus dem man ihn frei gelassen, hat vor einigen Secunden einen silbernen Löffel verschleppt, das Mädchen des Hauses wird ihren Dienst verlieren, sie wird für eine Diebin gelten, sich rächen, sie zündet das Haus an, besteigt das Schaffot, in ihrer letzten Stunde fliegt ein Vogel über sie her, der den silbernen Löffel noch im Schnabel hat, den er unter die Richter fallen läßt. . . .

Nein! Der Dichter besinnt sich auf seine eigenen Löffel, seine eigenen Dienstboten, seinen eigenen Vogel, er geht

lächelnd zu dem armen bunten Thierchen und giebt ihm zur Anerkennung seiner Unschuld ein Stück Zucker.

Ein Stück Zucker? Der Zucker ist unschuldig... Aber — der Vogel hat einen garstigen Schnabel — wenn du ihm den Zucker mit der Lippe gegeben hättest — wenn du eine junge Dame wärst und der Vogel bisse in deine Lippe und die Lippe schwölle an, blutete, und die Wunde verschlimmerte sich und ein italienischer Doctor heilte die Wunde absichtlich falsch und die einst schöne Dame würde aus Intrigue häßlich und die Dame trüge — eine Maske und sie hieße die Gräfin mit der räthselhaften Maske und mein Roman hieße die Gräfin mit der räthselhaften Maske und dieser Roman gäbe fünfzig Feuilletons und die „Presse" zahlte — à Feuilleton — à Spalte — à Zeile — wie viel?

Erst die Arithmetik bringt den gehetzten Dichter wieder zur Besinnung und zur Fassung auf die Wirklichkeit.

Bei Eugène Sue sind die Nerven doch nur dann aufgeregt, wenn seine Phantasie Lebensumstände und Situationen verwirrt und ihm Freundschaft, Liebe, Familienleben, Kirche, Staat, Gesellschaft bunt durcheinander tanzen.

Aber Alexander Dumas muß oft der Verzweiflung nahe sein.

Alexander Dumas kann keinen Abend allein sein, daß sich ihm nicht die Bilder an den Wänden abhöben und plötzlich hinter ihnen lebendige Menschen zeigten. Bei Alexander Dumas ist nicht nur jede Situation eine andere, als sie scheint, sondern sogar jeder Gegenstand ein anderer, als er daliegt. Ein offenes Schlüsselloch, das ruhig höchstens Licht oder Luftzug durchläßt, ein solches harmloses, unschuldiges Schlüsselloch giebt es für Alexander Dumas nicht mehr. Er betrachtet das Schlüsselloch eine Weile und kaum hat sein Auge einige Minuten darauf geruht, so streckt sich — ein langer, langer Draht hindurch, immer länger, immer länger wird der Draht, er kommt ihm näher, er wächst, er will ihn selbst umfangen, ihn umringeln, erdrosseln? Nein! Der Draht geht dicht an ihm vorüber, an seinen Schreibtisch. Da krümmt er sich, immer runder, spitziger, eckiger, der Draht wird Dietrich, der Dietrich öffnet das Schloß und bestiehlt das Schreibbureau — Halt! ruft Alexander Dumas, springt an die Thür, reißt sie auf,

ruft: Wer da? Alles ist still. Seine Phantasie hat ihn getäuscht. Kein Draht, kein Dietrich da. Aber auf dem Corridor — da ist's so unheimlich still. Nur sein eigenes Wort widerhallt. Knirscht es da nicht wie ein Fußtritt auf einer steinernen Treppe? Nein! Doch jener Vorsprung — jener Winkel — wenn hinter jenem Vorsprung, in jenem Winkel ein Wesen verborgen steckte! Wer da? Wer steht hier? Ein alter Scheuerbesen! Harmloser Gegenstand! Harmlos? Warum steht dieser Scheuerbesen da? Er steht so still, so sonderbar ruhig — Wer ließ den Besen zurück? Wer hat ihn vergessen? Er ist feucht — roth? Roth an den Borsten? Das ist Blut! Hier hat man Blut aufgescheuert! Der Dichter sieht sich um — besinnt sich — die steinernen Stufen der Treppe sind roth — es ist Farbe von der Treppe. Er geht in sein Zimmer zurück und durchlebt, was er sah, wenigstens mit der Feder.

Der moderne Poet findet in jedem Augenblick seine Stoffe.

Er reist. Die Eisenbahnen befördern so rasch in die schönsten Gegenden der Welt, aber die Bewegung der Locomotive — wie unregelmäßig sie ist! Diese berghohen Viaducte! Es giebt Zusammenstöße; es giebt Brände von Versailles. Man kann allein sein mit einem einzigen düstern Unbekannten in einem einzigen Coupé. Der Lampenschimmer fällt unheimlich von oben herab. Der Unbekannte sieht nicht auf, er wendet die Blicke so sonderbar ab, er drückt sich in eine Ecke und nur zuweilen scheint ihn sein Mitpassagier zu interessiren, wie den lauernden Tiger die Gazelle interessirt. Jetzt donnert der Zug durch den Tunnel — Alles kracht, Alles schmettert — man hört keine Stimme, die etwa Hülfe rufen würde. Der Unbekannte springt auf, wirft sich mit teuflischer Mordlust über das Opfer der Situation, krallt seine Nägel dem Mitpassagier in die Gurgel — Hülfe! Der Poet dankt allen seinen (Opium statt Ambrosia essenden) Musen, wenn das Signal einer neuen Station gegeben ist.

Aber dann in den Gasthöfen wieder, besonders in den Gasthöfen kleinerer Städte oder einsamer Stationen — da ist zuvörderst das Bett. Es riecht so sonderbar — nach Moder? — Sollte vielleicht — lag vielleicht vor einigen Stunden

hier — eine Leiche? In der That — wenn die Thüren nicht schlössen oder wenn eine Versenkung plötzlich das Bett um Mitternacht einen Stock tiefer trüge oder wenn aus der Decke ein Stampf-Hammer oder ein beschwertes Brett wie in polnischen Räuberwirthshäusern im besten Schlaf auf die Gäste niederfiele und die Köpfe der Reisenden zusammendrückte?

Ah bah! Man zieht die Schlafmütze über, man legt sich zu Bett — man schläft — man erwacht gestärkt, man zündet die Cigarre an, das Frühstück mundet, — und in der That! Wie ist dieser Ort so schön, dies Haus, das gestern eine Mörderhöhle schien, so traulich! Die Menschen, die Diener, wie sind sie so freundlich! Aber jetzt pocht es. Der Barbier! Willkommen, ich bin lange nicht rasirt. Eintreten! Man setzt sich.

Doch — ein sonderbarer Barbier das! Er ist so still, — er spricht vom Wetter — er schleift das Messer so lange, — wenn der Mann epileptisch wäre — sein Messer zittert — er blickt so sonderbar — was? Auf die Börse am geöffneten Schreibbureau blickt er — Schurke! Man springt auf.

Was ist, mein Herr? — Schonen Sie meine Gurgel, meine Haut wollt' ich sagen, Ihre Messer kratzen wie eine Säge!

Der Barbier entschuldigt sich und läßt Alexander Dumas leben. Der Dichter kann sich ankleiden, kann irgendwo jetzt — ein Bad nehmen.

Er erkundigt sich nach einer Badeanstalt.

Es ist dies zufällig ein Schiff auf dem Flusse, an dem die kleine Stadt liegt.

Die Situation ist anregend. Ein Bad auf einem Schiffe!

Der Dichter combinirt, noch ehe er entkleidet ist, ein Kapitel: Das Badeschiff. Er steigt in das Schiff, entkleidet sich, sieht, sich abkühlend, durch ein kleines Fenster hinaus auf den ruhigen Wasserspiegel — auch diese Ruhe ist anregend. Er sagt: — Eines Tages — kam das Schicksal — des unglücklichen Opfers zur Ausführung. Man hatte bemerkt, daß der edle Marquis über Alles die Reinlichkeit liebte und daß er sich regelmäßig badete. Der Marquis be-

suchte gewöhnlich ein Badeschiff. Die Verschwörung seiner Feinde und der nach seinem Gelde gierigen Verwandten hatte einen Taucher gewonnen — Eingeschaltetes Capitel über diesen Taucher — der Taucher stammt aus Ostindien, war ein geborner Perlenfischer, eine Perlenfischerin hatte ihn mitten im Meere geboren, nämlich unter der Taucherglocke — dieser Taucher — Malaye natürlich, giftkundig, rachsüchtig, stellenweise edel, natürlich Heide, aber angestellt bei der Marine in Brest als Schwimmlehrer, Schiffbruchtrümmerfischer, Hafengrundbodenreiniger — also dieser Taucher — er liebt natürlich eine Herzogin, die Herzogin liebt ihn in manchen Stunden, wo sie der Civilisation überdrüssig ist, als ein Phänomen wieder, — und da die weiße Geliebte sich unbedingt auf den gelben Sohn der Natur verlassen kann, so braucht sie ihn zur Ermordung des Marquis, ihres Onkels, auf dem Badeschiffe — sie braucht sein Geld, seine Juwelen, sie hat Schulden, ihr Civilisationsanbeter ist ein Wüstling — sie braucht Geld — der Taucher kappt heimlich die Ankertaue des Badeschiffes, natürlich in der Nacht, bei Sternenhimmel und gerade vor dem dreizehnten Bade — natürlich einem Bade mit Kräutern, Giftkräutern, angeordnet schon seit lange von einem bestochenen Arzte oder vielleicht dem Malayen selbst — der Malaye wird später wieder den Arzt, einen Schuft zweiter Klasse mit sentimental-fashionabel-eleganter Verzierung, aus dem Wege räumen, da der Arzt sich als unzuverlässig ergiebt — kurz der Malaye bohrt das Schiff an und kappt sämmtliche Taue in der Nacht vor dem dreizehnten Kräuterbade — Schilderung vom Rudern und Plätschern des Tauchers in der stillen Sternennacht — nur noch an zwei Tauen hängt beim dreizehnten Bade das lecke Badeschiff. Der Marquis besteigt die Badebrücke, geht in seine Zelle, entkleidet sich, merkt etwas sonderbar unter seiner Zinkwanne hin- und herrauschen, es ist der indische Taucher, der unter ihm wegrudert wie eine Seeschlange. Das Schiff — es schwankt — es taumelt — ein Augenblick — zwei — eine Secunde, man sinkt — das Schiff sinkt, die Badenden sinken, ertrinken, der Malaye schwimmt unter den Opfern wie der Haifisch im

Ocean, zieht sie hinab in die Tiefe. Hülfe! — Man stürzt herein. Um Gotteswillen, was ist?

Alexander Dumas ruft selbst: Hülfe! klingelt selbst. Er besinnt sich. Seines Irrthums gewahr werdend, sagt er einfach: Die Wäsche! Mein Badehemd! Drei Leintücher zum Abtrocknen; aber gut durchwärmt!

Unser Dichter, der es liebt, die Haut ein wenig stark zu reiben, verläßt mit Behaglichkeit die Zelle, das Badeschiff, die kleine Stadt, von der er nichts gesehen hat als den Marquis, den Malayen, die Herzogin, drei Leintücher und ein durchwärmtes Badehemd.

Man versichert, daß Dumas und Sue Tage haben, wo sie den Regungen ihres Herzens, ja sogar ihrem Ruhme mißtrauen.

Sie essen von silbernen Schüsseln, aber sie kommen sich dabei vor wie Bettler, die vor den Thüren um ein Almosen bitten. Wer klopft? Der arme Alexander Dumas, er bittet den Grafen Monte-Christo um eine Schüssel Erbsen oder ein Gericht Linsen; ihn hungert. Es kommen seine glänzend galonnirten Diener, sie bringen Speise, Erquickung, sie bringen ihm auf einer Schüssel — Edelsteine statt Erbsen. Wie unglücklich machen ihn die Edelsteine des Grafen von Monte-Christo!

So leben diese Dichter über Zeit und Raum hinweg.

Für sie giebt es nichts Wirkliches mehr, sondern nur die Phantasie.

Daß die Grenzen der Phantasie Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit heißen, ist ein abgeschaffter Satz, und so muß es kommen, daß sie an sich selbst irre werden und andere Menschen statt ihrer leben lassen.

Der Verfasser des Monte-Christo hat, wie bekannt, seit Jahren eine Schaar von Menschen um sich, die ihm überall hinfolgen und überall von ihm gespeist und getränkt werden. Einige nennen sie seine Schmeichler, andere seine Freunde, andere seine Mitarbeiter. In Wahrheit sind es nur die Organe seines eigenen Lebens. Sie spielen, scherzen, lachen, essen, trinken für ihn. Diese Umgebungen muß er haben, um an sein eigenes Dasein zu glauben.

Das Feuilleton der „Presse“ brachte die Memoiren dieses Dichters.

Er wird darin ohne Zweifel wie Karl V. schon sein Leichenbegängniß feiern.

Er wird die Reden wiederholen, die an seinem Grabe werden gehalten werden, er wird den Sarg, der mit Immortellenkränzen bedeckt ist, nach der Natur schildern, er wird erzählen, daß sich plötzlich der Deckel öffnete, der Todte sich regte, die Augen aufschlug, die Geschichte eines Schlaftrunkes zu erzählen begann, und die Redaction der „Presse“ wird anzeigen:

Wir freuen uns, den Lesern für den Beginn des neuen Quartals von den heute eigentlich mit dem Tode des Herrn Alexander Dumas beendigten Memoiren desselben eine Fortsetzung versprechen zu können, ein neues Werk unter dem Titel: „Die Geheimnisse des Todes“, in zwanzig Bänden, nebst einem Epilog: „Das Thal Josaphat oder die letzten Dinge“.

— Ich war froh, endlich wieder Luft und Leben zu spüren, als ich aus diesen modernen Trophonius-Höhlen, den belgischen Tunnels, herauskam.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

